



**BIBLIOTECA
CENTRALA A
UNIVERSITAȚII
DIN
BUCUREȘTI**

Nº Curent 5465 } Format -

Nº Inventar A. 2882 } Anul 1930

Secția Depozit II } Raftul II

3423/30

3
FABINI



CONTROL 1953

Biblioteca Centrală Universitară
"Carol I" București
Cota 54657

1956

pe 11/10

B.C.U. "Carol I" - Bucuresti



C54292

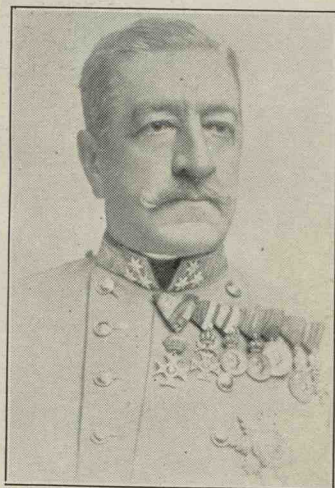
81155



Joseph Fabini



Theodor Fabini



Ludwig Fabini

Zum Geleit

Es ist dem Verein für siebenbürgische Landeskunde eine besondere Freude, das vorliegende Buch „Drei Fabini“ zu veröffentlichen.

Wohl handelt es sich um Vater und Söhne — und doch sind es drei Geschlechter, die dem Leser vorgeführt werden. Der Vater, der ein führender Mann in der Kirche war, ist hervorragend beteiligt gewesen am neuen Leben, das in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts für uns die Grundlagen auch unserer heutigen Gestaltung geschaffen hat, ein Mitbegründer des Vereins für siebenbürgische Landeskunde und der Begründer des Gustav Adolf-Vereins; der ältere Sohn Theodor der Schöpfer des ersten Sächsischen Jugendbundes, ein Vertreter der hochgemuten Jugend, die 1848 das Schwert für Kaiser und Reich und für das eigene Volk ergriff und in dem Kampf für das Recht unseres Volkes zu sterben bereit war, überzeugt davon, daß nur Tüchtigkeit und Reinheit der Jugend dem Volk die Zukunft sichere. Dann Ludwig Fabini, der mit dem Bruder 1848 in das sächsische Jägerbataillon eintrat, und hochgewachsen in der alten kaiserlichen Armee, wo er unserm Volk Ehre gemacht hat, in steigender Lebensbahn tätigen Anteil am Schicksal des Staats nahm und seinem Volk tief innerlich verbunden blieb und es gern in Taten bezeugte.

So ist das Buch ein Ehrendenkmal unseres Volkes, dessen beste Eigenschaften in den drei Männern verwirklicht waren, deren Lebensbild hier von kundiger Hand gegeben wird.

Möchte das Buch den Weg in das sächsische Haus finden, nicht zuletzt in die Herzen der sächsischen Jugend!
Hermannstadt, im Mai 1930.

Der Ausschuß des Vereins für siebenb. Landeskunde

Vorwort

Ich bin im Jahre 1906 in den Besitz des schriftlichen Nachlasses meines verstorbenen Onkels, des k. u. k. Feldzeugmeisters d. R. Ludwig Fabini gelangt. Erst nach dem Weltkriege fand ich Zeit und Muße, das reiche Material durchzusehen und zu verarbeiten, um die Erinnerung an seine Persönlichkeit und sein über das Maß des Gewöhnlichen weit emporragendes Lebenswerk vor Vergessenheit zu bewahren.

Hierbei fand ich viele bedeutungsvolle Zusammenhänge mit dem Leben und Wirken seines Vaters Joseph Fabini und seines Bruders Theodor Fabini, die in den Rahmen dieser Arbeit einzubeziehen mir wünschenswert erschien; haben doch alle Drei in der Geschichte ihres Volkes und Vaterlandes leuchtende Spuren hinterlassen.

Ueber den Vater Joseph Fabini (1794—1877) wie über den Bruder Theodor Fabini (1827—1849) bestehen schon veröffentlichte Schilderungen ihres Lebenslaufes. Aber entweder umfassen sie vorwiegend ihr Lebenswerk, oder sie sind der jetzigen und späteren Generation nicht mehr zugänglich... beide indessen durch Angaben über Familienverhältnisse und Vorgänge intimerer Art ergänzungswert. Die Biographie über den Feldzeugmeister Fabini erscheint hier zum ersten Male verarbeitet; sie konnte dank des reichlichen, zum Teile historisch wertvollen Aktenmaterials ausführlicher gehalten werden.

Alles über das Geschlecht der Familie bisher Bekannte anzuführen, schien zweckmäßig.

Zum Schlusse möchte ich den tiefsten Dank der Familie an den Verein für Siebenbürgische Landeskunde aussprechen, der die Veröffentlichung ermöglicht hat.

Mediasch, im Jahre 1929.

Ludwig von Fabini
chem. k. u. k. General der Infanterie

Das Geschlecht der Fabini

Die Vorfahren des Geschlechtes Fabini lassen sich nur bis auf Johannes Fabinus, gestorben im Jahre 1646 als Stadtpfarrer von Schäßburg, lückenlos nachweisen. Ob ein Zusammenhang mit dem magharischen Stamme der Fabinyi¹ oder mit dem, in der Gemeinde Sperendorf in der Zips im Jahre 1644 als Pfarrer gestorbenen Johannes Fabinus,² mit dem um die letzte Jahrhundertwende in dem Stahl- und Hüttenwerke zu Wittkowitz als höherer Beamte tätig gewesenem Fabinyi, endlich mit dem 1689 von Kaiser Leopold in den Adelstand erhobenen Samuel Fabiny³ besteht, kann nicht nachgewiesen werden. Der in Budapest in jüdischen Geschäftskreisen vorkommende Name Fabini, in verschiedener Schreibweise, entstammt der jüngeren Magharisierungsperiode. Nach einer auf ihre Richtigkeit unkontrollierbaren Ueberlieferung soll ein Lajos Fabini als Kommandant der „güldeneyn Pastey“ des damals befestigten Großwardein im Jahre 1660 bei der Belagerung durch Ali Pascha den Tod gefunden haben und unter großen Ehren bestattet worden sein.⁴

¹ Ein Träger dieses Namens war um die letzte Jahrhundertwende Universitätsprofessor in Klausenburg, ein Bruder Tafelrichter in Preßburg, ein anderer Bruder Militär-Intendanturbeamter in der Honvedarmee.

² Laut Szinnhei's Maghar Prof.

³ Der Adelsbrief wurde in Eperjes verlautbart und befindet sich im Besitze der Familie. In ihm werden gleichzeitig der Bruder Jakobus und die Schwestern Anna und Rebekka geadelt.

⁴ Im „historischen Vorberfranz der christlichen Ritterleute“ 1664, Nürnberg, Verlag von J. Wolff, wird die Eroberung dieser Pastey wohl erwähnt, der Name ihres Kommandanten aber nicht genannt.

Bis heute ist demnach Johannes Fabinus als Stammvater anzusehen. Er war 1618 Pfarrer in Tobsdorf, wo er in einem Namensverzeichnis der Pfarrherrn als „Horienſis“, also aus Scheuern (bei Hermannstadt), bezeichnet wird. Von 1623—1643 war er Pfarrer in Pretai und dann bis zum Jahre 1646 Stadtpfarrer und Dechant in Schäßburg, wo er nebst drei erwachsenen Kindern an der Pest starb.

Im Schäßburger Kirchenbuche erwähnt eine Eintragung (offenbar vom Stadtpfarrer selbst) die Trauung des Sohnes Johann, wobei der Name des Vaters mit Johann Fabinus, seu Bon, angegeben wird, woraus geschlossen werden könnte, daß der ursprüngliche Familienname „Bon“ gelautet habe und irgend einmal in Fabinus (faba lateinisch, Bohne) latinisiert worden ist... Ueber diesen Johannes Fabinus ist weiterhin nur bekannt, daß er im Jahre 1642 auf dem Landtage zu Weißenburg mannhaft und unerschrocken für die Rechte der evang. Pfarre zu Bürgesch eingetreten ist.¹

Georgius Fabini, des vorigen Sohn, war zuerst Prediger in Meschen, dann Pfarrer in Pretai, wo er 1669 starb. Er war verheiratet mit Marta Theil und Besitzer des Hauses in der jetzigen St. L. Rothgasse Nr. 2 in Mediaş.

Andreas Fabini, Sohn des Georgius, war Schneider, heiratete Sara Eckert.

Sein zweiter Sohn Martin Fabini, geb. 1707, war ebenfalls Schneider, heiratete die Tochter des Mzner Pfarrers Simon Zekelius, erbte das heutige Fabini-Haus Nr. 5 vor seinem Umbau auf dem Marktplatz in Mediaş.

¹ Die Rede selbst ist im Archiv des Vereins für Siebenb. Landeskunde, Neue Folge, Band I, S. 203, durch Joh. Oberth veröffentlicht.

Er war ein kleiner dicker Mann und erwarb ein hübsches Vermögen, starb 1773, seine Gattin 1788.

Ueber Martin Fabini, des vorigen Sohn 1749 bis 1802, besitzen wir in einer umfangreichen Selbstbiographie seines Sohnes Friedrich interessante Aufzeichnungen, von denen das allerwichtigste im Wortlaute wiedergegeben wird:

„Martin Fabini, geboren den 11. Oktober 1749 zu Mediasch, studierte auf dem Mediascher Gymnasium, widmete sich der Theologie und bezog im Jahre 1772 die Universität Tübingen, von wo er im Jahre 1775 in seine Vaterstadt zurückkehrte, dort Rektor des Mediascher Gymnasiums und im Jahre 1784 Pfarrer in Haschag, im damaligen Mediascher Stuhl, wurde. Er nahm zur Ehe den 5. Februar 1785 die Tochter des damaligen Stadtpfarrers Johannes Schmidt und starb am 7. Februar 1802 zu Haschag. Er war ein stiller, arbeitsamer und religiöser Mann. Immer studierte er, wenn er nicht Wirtschaftsgeschäfte zu bestellen hatte, welche er zwar gut besorgte, aber so wenig Zeit als nur möglich dazu verwendete. Er war Theologe mit Leib und Seele und die Bibel war dasjenige Buch, welches ich bei ihm am meisten in Händen gesehen habe; dann lateinische Autoren. Daß er ein guter Lateiner war, bezeugen mehrere lateinische Reden, so bei Präsentationen von neugewählten Pfarrern oder bei besonderen Anlässen auf dem Mediascher Gymnasium. Er war eifrigst bemüht, seinen Kindern religiöse Gefühle und Ehrfurcht vor Gott beizubringen. Jeden Sonntag mußten sie in die Kirche gehen und nach der Kirche das Evangelium auswendig hersagen, das er ihnen dann erklärte; jeden

¹ Gestorben als Med. Dr. zu Giurgiu, im Jahre 1864. Er ist der Stammvater des sogenannten „rumänischen“ Zweiges der Fabini's.

Tag das Morgen- und Abendgebet verrichten, so auch vor und nach dem Essen beten.“

Ueber des Vaters Tod schreibt Friedrich weiter: „Im Jahre 1802 betraf mich ein Unglück, welches mein Innerstes tief erschütterte und mir Ruhe und Frohsinn auf lange Zeit raubte. Als wir gegen Weihnachten des Jahres 1801 nach Haschag auf Ferien kamen, fanden wir den Vater unpäßlich. Er litt an einem Abweichen, war aber außer Bett und predigte auch am Weihnachts- und Neujahrstage. An diesem letzten Tage hatte er sich vermutlich in der Kirche erkältet und sein Uebel, das bis dahin erträglich war, nahm sehr zu, so daß er einige Tage darauf sich zu Bette legte. Am heiligen Dreikönigstage des Jahres 1802, als wir im Begriffe waren, nach Mediasch zur Schule zu reisen, versammelte er uns vor seinem Bette, gab uns mit schwacher Stimme gute Lehren, wie wir uns aufführen sollten, wie er es immer tat, wenn wir abreisten, aber in seiner Rede war etwas Eigentümliches, woraus ich jedoch nicht ahndete, daß er sterben würde; ich hatte ja nie einen totkranken Menschen gesehen und beobachtet. Mein Bruder Gottlieb weinte, was ich aber, da dies beim Abschiednehmen früher auch ich gewöhnlich tat, bloß dem Mißmuth, das Vaterhaus zu verlassen, zuschrieb. Wir kamen in Mediasch spät in der Nacht an. Unsere Wirtin Lauterbach war nicht zu Hause, weshalb ihre Schwester, unsere Schwägerin Fabini, wie wir sie nannten, mir und Josef Nachtquartier gab. Dies war die erste Nacht in meinem Leben, die ich vor Kummer und Angst schlaflos zubrachte. Joseph, der im Bette neben mir lag, schlief bald ein. Immer dachte ich an den Vater und bei dem Gedanken, daß er sterben könnte, zitterte ich heftig und weinte still mit verhaltenem Schluchzen unter die Decke, um die Schwägerin im Schlafe nicht zu

stören. Fast unaufhörlich betete ich zu Gott und hat um die Gesundheit des Vaters.

Den folgenden Morgen ging ich durch das Nachtwachen unwohl und niedergeschlagen zur Schule. Um 9 Uhr ungefähr, als der Klassenlehrer, Herr Zoppelt, in den Gang vor den Klassen sich begeben hatte, um sich mit den übrigen Klassenlehrern zu besprechen, welche sich gerade vor der Türe unserer Klasse versammelt hatten, hörte ich meinen Onkel Joseph Schmidt im Gange kommen und mit frohlockender Stimme rufen: „eine freudige Nachricht, meine Herrn, wir haben Promotion, mein Schwager, der Haschager Pfarrer, ist gestorben“. Da gerade eine Stille in der Klasse war, wo wir vermutlich schrieben, hörte ich dies deutlich, weil ich als erster gerade am Fenster saß. Auch hörte ich, wie Herr Zoppelt mit schwächerer Stimme sagte: „still, seine Kinder sind hier, gehen wir weiter, worauf sich die Lehrer von da entfernten..“

Martin Fabini hinterließ 5 Kinder, 4 Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn Friedrich wurde schon erwähnt. Der zweite Gottlieb widmete sich gleichfalls dem ärztlichen Berufe und starb als Professor der Augenheilkunde in Budapest im Jahre 1847. Er wurde der Schöpfer des ungarischen Familienzweiges. Der jüngste Sohn Martin verunglückte bei einem Sturze in den Kellerschacht und starb geisteskrank, unvermählt, im Alter von 43 Jahren. Die Tochter Justine heiratete den späteren Pfarrer von Gr.-Kopisch, Gottlieb Muner. Der dritte Sohn war Joseph Samuel, (der spätere Stadtpfarrer von Mediaş).

Der Schwiegervater Martin Fabini's war Johannes Schmidt, (1734—1821), ein gebürtiger Schäßburger. Er widmete sich der Theologie und bezog die Universität Erlangen. Von der Universität zurückgekehrt, ging er als Mentor mit den Söhnen des damaligen Komes Baußnern

auf die Universität Göttingen und nach einem Aufenthalte von unbekannter Zeit auf Reisen durch Deutschland, deren Beschreibung er in einem Manuskripte¹ hinterlassen hat. Nach der Rückkehr in sein Vaterland war er Pfarrer der evang. luth. Gemeinde in Klausenburg, welche damals, wie auch später, nur ein Bethaus besaß. Er heiratete die Tochter Justine des Volkatscher Pfarrers Georg Klein. Im Jahre 1783 wurde er zum Stadtpfarrer von Mediaşch erwählt, wo er überdies als Generalsyndikus, Generaldechant und bischöflicher Vikar höchst verdienstvoll wirkte. Er war in den Wissenschaften, besonders in der Theologie und Philologie, gut bewandert und in seinem Amte sehr tätig. Seine Gemütsstimmung war wüzig und jähzornig; er wußte sich aber zu beherrschen, so daß er im Zorne weder Kinder noch Gesinde strafte. Als seine Gattin, die ihm 13 Kinder geboren hatte, im Jahre 1798 starb, heiratete er ein Jahr später die Schwester seines Schwiegersohnes Fabini, Anna Maria, Witwe nach dem Pfarrer von Waldhütten Jakob Schuster. Er starb im Alter von über 86 Jahren, nachdem er vor Altersschwäche blind, taub und blödsinnig geworden war.

¹ Befindet sich in teilweiser Abschrift, ebenso wie zwei Stammbücher, im Museum Alt-Mediaşch.

Joseph Fabini

1794—1877

zuletzt Stadtpfarrer in Mediasch

unter Berwertung von Aufzeichnungen seines Bruders Friedrich
und seines zweitältesten Sohnes Johann Fabini

Joseph Samuel Fabini

Jugendzeit

Ueber ihn sagte nach den hinterlassenen Aufzeichnungen seines Bruders Friedrich das Stammbuch,¹ in dem der Vater die Geburt jedes seiner Kinder vermerkte, folgendes:

„Anno 1794 28.-mo julii nascitur mihi filius cui sacro baptismate imponitur nomen Samuel Josephus. Testes baptism: Vir honestus Michael Commissel, omunitatis Hassagensis consenior; Georg Ikrig, vir aequae honestus et senioratus Hassagensis commembrum; Catharina ux. Rever. Dni. Michaelis Barth, Diaconi; Maria ux. viri honesti Andreas Müller, communitatis Consenioris ac Hassagensis vilici.

Acipe bone Deus! pro munere nobis collato clarissimo, grates quas referre passumus integerrimas, tuae paternae commendamus providentiae ac tutamini, serva ac tuere, serva ac hospita filium nostrum in multorum solatia et gaudia et sanctissimam tuam laudem et gloriam!“

Auch er erhielt, gleich den beiden älteren Brüdern, seinen ersten Unterricht im Lesen und Latein vom Vater. Zu Anfang seines achten Lebensjahres, im Sommer des Jahres 1801, gab der Vater ihn nach Mediasch, wo er in die Quartalklasse kam. Da es dem Großvater zubiel war, alle 3 Geschwister zu sich zu nehmen, kam Josef mit seinem älteren Bruder Friedrich zu einer alten Witwe in Mediasch, namens Lauterbach, ins Quartier, wo sie noch 1 Jahr blieben, bis die Mutter nach dem Tode des Vaters im folgenden Jahre nach Mediasch kam und das Fabini'sche Haus bezog.

¹ Befindet sich im Museum „Alt-Mediasch“.

Er war schon in seiner Kindheit ein stiller, gutmütiger Knabe, welcher gut lernte und gerne herrorierte. So machte er, wenn die Kinder die Kirche spielten, immer den Pfarrer, und schon damals pflegte er auf die Frage, was er werden wolle, immer: Pfarrer zu antworten.

Im Hause der Mutter ging es fleißig und friedlich zu, bis die Mutter zwei Jahre später zur zweiten Ehe mit dem Witwer Samuel Graeser, Roheisen- und Salzverschleißer (früher Schneider), sich entschloß, der ebenfalls 5 Kinder aus seiner ersten Ehe besaß. Da der Stiefvater von stürmischer Gemüthsart und geringer Bildung war, fehlte es nicht an mancherlei Ausbrüchen, die jedoch samt den Ungezogenheiten der 10 Kinder von der vernünftigen Mutter mit viel Geduld ertragen wurde. Joseph's beide älteren Brüder Friedrich und Gottlieb verließen bald das stiefväterliche Haus und wohnten im Gymnasialgebäude, wo auch Joseph bald nach seiner Beförderung ins Obergymnasium für einige Zeit Unterkunft fand, dann aber auf dem Stadtpfarrhose im großelterlichen Hause aufgenommen wurde. Dort erwarb er sich durch Privatunterricht Manches zur Anschaffung von Kleidern. So übte er sich schon frühzeitig im Unterrichten und in der Beschaffung seiner Bedürfnisse; denn das an sich geringe väterliche Erbteil war bei der Zerrüttung der österreichischen Finanzen und durch die Devaluation der Bankvaluten im Jahre 1811 in Folge der französischen Kriege auf ein Geringes zusammengesmolzen.

Die Mutter, seit 1834 nach einem Schlaganfälle körperlich gelähmt, starb 1839.

Im Sommer 1813 gab Fabini mit noch vier Mitschülern das damals sogenannte Konsistorialexamen — die Maturitätsprüfung. Wie nun aber zur Universität gelangen, und woher die Kosten des weiteren Studiums bestreiten? Die Freiheitskriege zerrütteten von Neuem die

staatlichen Geldverhältnisse und eigenes Vermögen fehlte. Der ältere Bruder Gottlieb stand im letzten Jahre des medizinischen Studiums in Wien und bedurfte der Unterstützung der Mutter und des Großvaters, während der älteste Bruder Friedrich dem Lehrerstande entsagt hatte und ohne Verdienst sich in der Fremde befand.

So nahm denn Joseph im Frühjahr 1814 eine Hauslehrerstelle im Daniel von Zehf'schen Hause an zur Unter- richtung des ältesten Sohnes Jozsi, dessen Vater Rat der königlichen Gerichtstafel in Marosvásárhely war, ein durch deutsche Wissenschaft auf der Universität Göttingen gebildeter Mann, der durch seine Mutter, eine Gräfin Teleki, mit den vornehmsten Adelsfamilien Siebenbürgens verwandt und befreundet war; als einzigem Lehrer des Knaben blieb ihm zwar wenig Zeit zum Privatstudium; dafür aber hatte Fabini die Genugtuung, dem 9—10 jährigen Kinde die Lust zum Lernen und zur deutschen Sprache beizubringen. In den 15 Monaten des Unterrichtes lernte dieses nicht nur gut lesen und schreiben, sondern auch geläufig deutsch sprechen; auch in Rechnen und Geographie machte es gute Fortschritte. Hiefür erntete der Lehrer denn auch Anerkennung und Dank der Eltern des Knaben wie auch Erhöhung des Gehaltes von 200 auf 300 Fl. W. W. und erfreute sich auch später noch freundlicher Beziehungen zur Zehf'schen Familie. In Marosvásárhely — von November 1814 bis Juli 1815 — bot sich Gelegenheit, das dortige Kollegium und die Teleki'sche Bibliothek, freilich nur in beschränktem Zeitmaße, zu besuchen. Aus dem Koronder Bade nahm Fabini gegen Ende August 1815 Abschied von der achtungswerten Zehf'schen Familie, weilte dann nur wenige Wochen in Mediasch und trat im September die Reise zur Universität Tübingen an. Mit Herrn Zehf wechselte er im Jahre 1822 Briefe über die ihm über-

tragene Verfassung einer ganz kurz gefaßten Grammatik für Kinder an der ungarischen Schule zu Marosbásárhely, die er denn auch nach brieflicher Auseinandersetzung mit dem dortigen Lehrer der deutschen Sprache namens Sigismund Bésky abgeliefert hat. Nach Jahren wurde die Verbindung mit Zeyl wieder aufgenommen.

Der Aufenthalt als Hauslehrer unter Ungarn hatte manchen Nutzen gebracht: die Erlernung ihrer Sprache und Kenntnis ihres Volkscharacters; die Erweiterung seiner Erfahrungen bezüglich des Verhältnisses zwischen Adel und Untertanen; Bekanntschaft mit ungarischen Professoren und Kollegial-Abiturienten; Freundschaft mit sächsischen Kanzlisten bei der königlichen Tafel, besonders mit Martin Reschner, dem bedeutenden Urkundensammler und späteren Pfarrer von Talmesch, sowie mit Josef Trausch aus Kronstadt, mit dem er treuen Herzensbund bis zu seinem Tode hielt.

Zeuge dessen war ein Brief von Trausch vom Jahre 1868, worin er schreibt: „Zur Zeit, da wir die erste Bekanntschaft in Marosbásárhely machten und unseren Freundschaftsbund schlossen — vor bald 54 Jahren — munterten wir uns auf zur Erwerbung der Bildung, womit wir unserer Nation nützlich werden könnten; Zeuge sind Deine Abschiedsworte in meinem Stammbuch. Daß ich mit Dir das Band der Freundschaft fester knüpfen konnte, und, wie ich zuversichtlich hoffe, bis an unser Ende festgeknüpft erhalten werden, — hat mir viele frohe Stunden gemacht und gehört zu meiner angenehmsten Erinnerung. Möge Dich Gott Deinen Freunden und Deiner Familie recht lange erhalten und es Dir an Körper und Geisteskräften nicht fehlen lassen, Deine verdienstliche Wirksamkeit zum allgemeinen Besten, besonders unserer Kirche und Schule auch in höherem Alter fortzusetzen.“

Universitätsjahre

Seine theologischen Studien fallen in die Jahre 1815, 1816 und 1818. Die dazwischen liegende Zeit 1816 bis 1818 brachte er als Hauslehrer in Livorno zu. Sein Vorgänger auf dieser Stelle war sein Bruder Friedrich, der nach vollendeten theologischen Studien kurze Zeit eine Lehrerstelle in seiner Vaterstadt Mediasch bekleidete, dann diesem Dienste entsagte und sich dem Studium der Medizin zugewandt hatte, wozu er sich einen Teil der Mittel eben in dieser Hauslehrerstelle in Livorno zu verschaffen gewußt hatte. Auf seinen Rat und weil die Geldmittel von Hause nur spärlich flossen und überdies ein wiederholt auftretender Bluthusten, den die Aerzte als ein bedenkliches Anzeichen eines unheilbaren Brustleidens gedeutet hatten, eine zeitweilige Unterbrechung des Studiums geboten erscheinen ließ, entschloß sich Joseph, in jene Stelle in dem Großhandlungshause des Louis Senn einzutreten.

Louis Senn war Großkaufmann, aus Yhon gebürtig und in Livorno auch Grund- und Hausbesitzer. Er war etwa 50, seine Gattin etwa 40 Jahre alt; sie stammte aus Genf. Sie besaßen 3 Kinder, zwei Knaben im Alter von 15 und 9, und eine Tochter im Alter von 7 Jahren. Die Familie bewohnte im Winter das große stockhohe Stadthaus, im Sommer aber ihren Landsitz im nahen Montenero. Im Hause wurde nur französisch gesprochen; die deutsche Sprache beherrschte Herr Senn nur notdürftig, seine Gattin nur wenig, die Kinder dagegen schon ziemlich gut. Man lebte splendid und tafelte gut. Fabini leitete den deutschen und lateinischen Sprachunterricht, Naturgeschichte, allgemeine Geschichte und Geographie. Für die anderen Lehrgegenstände waren andere Lehrer.

Die Reise nach Italien durch die Schweiz über den St. Gotthardt machte er zu Fuß, gemeinsam mit seinem

Bruder Friedrich. Ueber die mächtigen Eindrücke und Erlebnisse auf derselben wie über die in Italien zugebrachte Zeit, die ihm sein Leben lang in angenehmster Erinnerung geblieben war, hat er seinen heranwachsenden Söhnen öfter erzählt. Besonders eindrucksvoll war für ihn das Leben in der belebten Hafenstadt, die häufigen Schiffsausflüge auf dem eigenen Schiff des Hausherrn, wie die herrlichen Seebäder, wobei er als trefflicher Schwimmer sich oft weit in das Meer hinauswagte. Der zweijährige Aufenthalt in Livorno war denn auch für ihn von den wohlthätigsten Folgen begleitet: Bereicherung mit mannigfachen Fachkenntnissen und Lebenserfahrungen und Kenntnissen der französischen und italienischen Sprache, vor allem aber die Wiedererlangung der Gesundheit in der heilsamen Seeluft. Mit dem Danke des Hauses Senn, der sich jahrelang in zahlreichen Briefen aussprach — seine ehemaligen Schüler sandten ihm ihre deutschen Aufsätze wiederholt nach Tübingen zur Durchsicht und Korrektur etwaiger Fehler und Verstöße gegen die deutschen Sprachregeln — kehrte Fabini im Herbst 1818 nach Tübingen zurück, um dort die Studien mit frischem Eifer und gereiftem Verständnis fortzusetzen, die sich außer den theologischen Wissenschaften auch auf Philosophie, Geschichte, Philologie und Mathematik erstreckten. Auch der Turnkunst, die gerade in diesen Jahren in Deutschland zu sehr hoher Entwicklung gelangt war und auf den Universitäten eifrigst gepflegt wurde, ist Fabini nicht fremd geblieben; Zeuge dessen die Jahresschriften und die Gesetze der Turngemeinde von Tübingen vom Jahre 1819, die er heimbrachte. Zwar hat er während seiner Lehrertätigkeit mit der Einführung des Turnens unter der Schuljugend nur Versuche gemacht, da er wohl fühlte, daß die Zeit dafür noch nicht gekommen sei, wie ja dies St. L. Roth zu seinem Leidwesen auch erfahren mußte. Aber da-

durch, daß er auf dem Pfarrhose zu Waldhütten Aed, Barren und eine Springvorrichtung machen ließ und seinen Söhnen in den Schulferien die Anwendung derselben zeigte, hat er mittelbar der Turnsache Vorschub geleistet.

Der Sohn Theodor war als Fakultätschüler in Hermannstadt ein hervorragendes Mitglied des dortigen Turnvereins und der andere Sohn Johann auch als Turnlehrer in Mediasch tätig.

Gerne hätte er seine Studienzeit weiter ausgedehnt und ein drittes Jahr der Universität gewidmet, wäre nicht zweierlei hindernd dazwischen getreten: einmal der Umstand, daß die Wiener Regierung den Angehörigen der Monarchie den Besuch der deutschen Universitäten gerade damals verboten hatte, dann der Wunsch der Angehörigen, je eher heimzukehren, da der damalige Promotionszwang ihn nötigte, eine eben freigewordene Lehrerstelle anzunehmen. Darüber schrieb er am 2. Mai 1819 aus Tübingen an seinen Oheim, den Eibesdorfer Pfarrer und Scheller Dechanten S. Zekelius: „Nachdem ich in Italien zwei Jahre hindurch fremde Sitten und Städte gesehen, kehrte ich im vergangenen Herbst mit verdoppeltem Eifer nach dem hiesigen Musensitze zurück, um mich dem Studium der ernstesten Wissenschaften in die Arme zu werfen; nachdem durch vielfache Beobachtung die Intuition gestärkt und geübt war, erwachte nun stärker als je auch die Reflexion und in der That habe ich erst seit meiner Rückkehr auf die Universität den hohen Wert der theologischen Wissenschaften recht fühlen und kennen gelernt. Bedenken Sie nun das kritische meiner dem Studium so günstigen Geistes- und Gemütsstimmung, meine Lage, wenn bei dieser die Eltern aus Besorgnis für meinen Rang auf meine unverzügliche Rückkehr ins Vaterland dringen.“

Und an denselben Oheim schrieb er am 20. Juni 1819: „Eine Neuigkeit hat uns Siebenbürger hier in Tübingen in Bestürzung versetzt, daß nämlich die Kozebuesche Geschichte unseren Hof erschreckt und ihm die Meinung beigebracht habe, als herrsche auf Deutschlands Universitäten ein böser, verderblicher Geist, demzufolge keinem Oesterreicher fernerhin das Besuchen ausländischer Universitäten gestattet werden solle. Sollte dieses sich bestätigen, so wäre es gewiß traurig für unser protestantisches Siebenbürgen, das ohnehin für Erziehung und Unterricht bloß aus seinen eigenen beschränkten Mitteln sorgen muß.“

Berufsleben

Kurze Zeit nach seiner Rückkehr von der Universität trat er am 14. September 1819 als Lehramtskandidat in den Dienst des Mediascher Gymnasiums. Im Jahre 1821 rückte er zum zweiten Lektor auf und im folgenden Jahre zum ersten Lektor. Am 25. Juni 1823 wurde er Konrektor.

Als Lehrer des Mediascher Gymnasiums hat Fabini sich mit Vorliebe durch Philologie und mathematischen Unterricht und als mehrjähriger Bibliothekar um die Ordnung und Vermehrung der Bibliothek — wozu er eine Subskription freiwilliger Beiträge einleitete — verdient gemacht. An Stelle der später vorgeschriebenen Lehramts- und theologischen Prüfung hatte der neu angestellte Lehrer eine wissenschaftliche Abhandlung (Dissertation) zu schreiben, und in einer mündlichen Disputation vor dem Oberkonsistorium die Befähigung des Anzustellenden nachzuweisen. Bei Fabini wurde hievon eine ehrenvolle Ausnahme gemacht. Am 28. Februar 1823 theilte ihm sein Schwager Gottlieb Nuner, damals Pfarrer in Nimesch, später in Groß-Kopisch, brieflich mit, daß in der stattgefundenen Oberkonsistorialitzung, zu der er den Superintendenten Neugeboren begleitet hatte,

der neue Volksschulplan festgestellt worden und darauf in persönlicher Angelegenheit folgendes beschlossen worden sei: „Fabini und Brecht (der spätere langjährige Mediascher Gymnasialdirektor) sind von der (wohl nur der mündlichen) Dissertation freigesprochen worden, aber aus dem Grunde nur schwer, weil ihre Arbeiten öffentlich gerühmt wurden und daher allgemein der Wunsch laut wurde, gerade solche Männer von gediegener Solidität auch persönlich kennen zu lernen und dafür lieber andere zu dispensieren.“

*

Fabini's Wirken und Verdienst als Lehrer und evang. Pfarrer sowie als Politiker in kirchlichen und völkischen Belangen behandeln zwei ganz ausgezeichnete Abhandlungen: Vor allem die Denkrede des verewigten Bischofs D. G. D. Deutsch bei der Eröffnung der 30. Generalversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde im Jahre 1877 (veröffentlicht im „Archiv“ dieses Vereins, XIV. Band, S. 249), endlich die „Gedenkblätter an die Gründung des siebenbürgischen Hauptvereins der evang. Gustav Adolf-Stiftung durch Josef Fabini“, von Gymnasialprofessor Hermann Jekeli (Siehe „Festgabe für die siebenbürgisch-sächsischen Vereine 1912 in Mediasch“). Darin erscheint alles Wesentliche von Fabini's Lebensarbeit für alle Zeiten festgelegt und es bedarf der Vollständigkeit halber nur mehr eines Streiflichtes über sein Familienleben, seine Bedeutung als Erzieher seiner zahlreichen Kinder und Enkel, über die kurze Zeit des Ruhestandes und seinen Tod.

Familienverhältnisse

Die treffliche Lebensgefährtin war Josephine geb. Schuster, eine der 5 Töchter des städtischen Obernotärs Michael Friedrich Schuster und seiner Gattin Anette geb.

Chevalier.¹ Die Eltern starben beide in jungen Jahren. Die hinterbliebenen Töchter, nach der Mutter katholisch getauft, fanden eine außerordentlich liebevolle Aufnahme und gute Erziehung im Hause der verwitweten Großmutter, der Königsrichterswitwe Therese Schuster geb. Hann von Hannenheim und später auch beim Onkel Andreas Jakob Schuster, der als Berufsoffizier der kaiserlichen Armee den Abschied nahm, um sich der Erziehung seiner verwaisten Nichten widmen zu können. Von diesen starb eine in frühem Alter, während die anderen alle gut heirateten, obwohl sie vermögenslos waren.

Durch 49 Jahre stand sie ihm fest und treu zur Seite, ein Muster von verständiger Haushaltung und liebevoller Sorge, Hingebung und aufopferungsvoller Pflichterfüllung. Sie beide, von Haus aus unbemittelt, waren in den ersten Ehejahren auf den kargen Verdienst angewiesen, den der geringe Lehrergehalt und das schwache Erträgnis der Privatstunden abwarf. Der Gehalt betrug bloß 58 Fl. 20 Kr. W. W. Da läßt sich denken, wie schwer sie mögen gerungen haben um das tägliche Brot und wie Fabini in der freien Zeit durch Privatunterricht das Fehlende und für das Haus Unentbehrliche herbeizuschaffen bemüht und wie sparsam die Haushaltung eingerichtet sein mußte, um das Auskommen zu finden, zumal nun auch Kinder sich einfanden. In

¹ Der Urgroßvater Jakob Schuster stammte aus Dedenburg und wurde im 17. Jahrhundert als Wundarzt in Mediasch ansässig; Anette Chevalier war die älteste Tochter des im Jahre 1792 als Platz-Major in Karlsburg verstorbenen Ludwig Chevalier und seiner Gattin Anna Maria geb. Caratto. — Thomas Emanuel von Caratto war von 1763 bis 1779 Oberst und Regimentskommandant des 1. Szezler Grenzregiments, dann Generalmajor. Hat im Jahre 1753 Anna Maria Harthy geheiratet. Starb 1799 in Mediasch, wo er auch in der kath. Kirche begraben wurde.

Zeiten großer Bedrängnis kam dann auch hin und wieder von dem besser situierten Bruder Gottlieb, der, als Professor an der Pester medizinischen Fakultät angestellt, über reichere Mittel verfügte und sein brüderliches Wohlwollen nicht am wenigsten gerade Joseph empfinden ließ und Zuschuß sandte. Auf die Nachricht von der Geburt des ersten Sohnes, im Jahre 1823: „zur Befriedigung deiner Bedürfnisse, deren Du nun, da Du Vater bist, auch mehrere haben wirst“. Auch in späteren Jahren hat der mit den bedrängten Verhältnissen des Hauses bekannte edle Bruder es an mancherlei Unterstützung nicht fehlen lassen, wie er auch den anderen Geschwistern gegenüber sich stets hilfreich erwiesen hat.

Die Ursache dieser Hilfsbereitschaft war nebst dem brüderlichen warmherzigen Empfinden eine Folgeerscheinung der ganz jämmerlichen Besoldung der Lehrer, die sich durch Privatunterricht das allernotwendigste zum Lebensunterhalt verdienen mußten und von den sogenannten Präbenden, Leihengeldern usw. nur geringe materielle Vorteile hatten. Alles drängte naturgemäß zu den Landpfarrerstellen, die durch die Zehnten-Abgabe der Gläubigen Erlösung aus materiellem Elende brachten.

Diese Umstände waren auch der Grund für die geringe Stabilität und meist nur kurze Dienstleistung der Professoren im Lehrerberufe. So auch bei Fabini, der schon nach vierjähriger, ausgezeichnete Lehrtätigkeit um die Verleihung der freigewordenen zweiten Predigerstelle bat, „weil seine bedrängten Vermögensverhältnisse ihm nicht gestatten, ein im Verhältnis zu seiner jetzigen Besoldung dreifaches Einkommen mehrere Jahre hindurch aufzuopfern.“

In einem Briefe an D. Zehl vom 27. Juni 1842 macht Fabini über sein Leben folgendes Bekenntnis: „Was mich und meine bisherigen Lebenszustände betrifft, so habe

ich alle Ursache, die gütige Vorsehung in meinen Schicksalen zu preisen. Frühzeitig wurde ich als vaterlose Waise veranlaßt, mich nicht auf andere zu verlassen, sondern durch eigene Tätigkeit mein Fortkommen zu suchen, wodurch es mir denn auch möglich ward, ohne Schulden zu machen die Univerſitätskosten zu bestreiten.“

„Aus dem Auslande zurückgekehrt, diente ich 10 harte Jahre unter Anstrengungen und Entbehrungen, und dies vornehmlich darum, weil ich nicht altflug genug war, eine wohlhabende Frau zu heiraten, die ich hätte haben können. Ich heiratete aus Neigung ein armes Mädchen, eine Waise, wie ich war und das Mediascher frugale Leben wurde in Gemeinschaft mit ihr durchlebt. Seit 12 Jahren bin ich Pfarrer allhier in Waldhütten, auf einer nicht bedeutenden Station mit nur mäßigem Einkommen, das auch nur mäßig ausreicht zur Erziehung und Unterstützung meiner zahlreichen Kinder: fünf Knaben und zwei Mädchen, wobei man aber doch von Herzen zufrieden und froh sein kann. — Ob ich das Glück eines langen Lebens haben werde, um alle zu ihrer Bestimmung kommen zu sehen — wie könnte ich darauf rechnen, da unser Leben eine Hand breit ist. — Umsomehr muß ich als Vater darauf sehen, meinen Kindern durch Erziehung und Aufsicht jene Richtung zu geben, mit welcher sie nicht fehlgehen mögen“.

War es Zufall oder vererbtes Soldatenblut, daß sich von Fabinis 6 Söhnen 3 dauernd, 1 vorübergehend dem Soldatenberufe widmeten. Der letztere fiel im Revolutionskriege 1849 als Kriegsfreiwilliger im damaligen sächsischen Jägerbataillon bei Bisfi; der älteste, Joseph, diente von 1841—1849 als expropriis bei Husaren, Gustav durch mehrere Jahre als Offizier beim 5. Feldjägerbataillon, worauf beide in den Zivilberuf übergingen. Erhalten blieb seinem Stande bis in ein hohes Alter nur Ludwig, der spätere

Feldzeugmeister, über dessen Lebenslauf abgesondert ausführlich berichtet wird.

Es ist vorbildlich zu nennen, wie der sorgsame Vater die Entwicklung seiner Söhne überwacht und in richtige Bahnen zu leiten und zu erhalten nimmer müde wird. Die noch vorliegenden zahlreichen Briefkonzepte zeigen die stete Fühlungnahme mit den militärischen Vorgesetzten, um sich dann in genauer Kenntnis des Entwicklungsganges in Ermahnungen und Ratschläge bei den Söhnen umzusetzen. Das militärische Berufsleben in den Nachwirkungen der vielen Kriege um die Jahrhundertwende war für die jungen Berufsmilitärs mit mancherlei Versuchungen und Gefahren verbunden, denen auf die Dauer nur Charaktermenschen gewachsen blieben. Die Beurteilung des dienstlichen und außerdienstlichen Lebens war streng, das unstete Leben in den so häufig wechselnden Garnisonen für die Gründung einer Familie nicht eben förderlich; das Avancement langsam und in der langen Friedensperiode nach den Befreiungskriegen war für kriegerisch veranlagte Naturen wenig Gelegenheit zu besonderer Betätigung. So verließen denn so Manche — gewollt und nicht gewollt — den aktiven Dienst.

Interessant sind die „Lebensgrundsätze“, die der Vater für seine in der Armee als junge Offiziere dienenden Söhne aufgestellt und ihnen zur Darnachachtung zugeschickt hat (Siehe bei Biographie Ludwig Fabini). Die Söhne erhalten kleine Geldzuwendungen, größere zur Deckung von Equipierungs- und anderen größeren Auslagen, häufige Ermahnungen zum Studium der Militärwissenschaften und der französischen Sprache. Er empfiehlt den Umgang mit vornehmen Charakteren, gute Kameradschaft, aufmerksames, gefälliges aber doch männliches Verhalten gegenüber Höheren und Vorgesetzten usw.

Seitdem Fabini Stadtpfarrer in Mediasch war, fanden in seinem Hause einzelne, öfter aber auch mehrere Enkel und Neffen von auswärts Aufnahme, um die Schule besuchen zu können. Deren Erziehung leitete er in gewohnter Weise planmäßig und fürsorglich in allen Belangen. Erwähnenswert ist u. a., daß er anläßlich seines Namenstages (19. März), der die ganze Familie, auch die auswärtigen Mitglieder, zu einem Mittagmahle versammelte, von dem die Schule besuchenden Teil der Kinder, Enkel usw. als Stilaufgabe schriftliche Gratulationen verlangte, die dann stets mit einem neuen Silbergulden honoriert wurden. Vor dem Frühstück versammelte sich die Familie alltäglich zur Morgenandacht, die im Vorlesen eines längeren Morgenbetes aus einem Buche bestand; am Sonntag kam hiezu das auswendige Hersagen des Evangeliums, von den Septimanern oder Oktabanern zeitweise auch in griechischer oder lateinischer Sprache. An den langen Winterabenden mußten die jüngeren Enkel die Zeitungen vorlesen, wobei die richtige Aussprache der Fremdwörter und ihre Erläuterung nie übersehen wurde. Sehr häufig mußten auch die Memorieraufgaben für die Schule hergesagt werden. Erst in den Lebensjahren des Ruhestandes, wo Körper und Geist schon gebrechlich waren, mußte all' dieses entfallen, oder blieb auf ganz seltene Anlässe beschränkt. — Ich schreibe dieses alles nach persönlichem Erleben, da ich die ersten 9 Jahre meiner Mediascher Schulzeit im großelterlichen Hause verbracht habe.

So mußte Fabini in unermüdllicher, wohldurchdachter Weise sein Erziehungswerk zu pflegen, anständige Gesinnung, feste sittliche Lebensgrundsätze zu lehren, Autorität und Ehrfurcht zu erwecken. Es mag Leute geben, die über Erziehungsfragen anders denken, aber gerade so, wie beispielsweise im militärischen Erziehungswerke mit von dem Laien oft bekrittelten Mitteln und Mittelschen korrektes Auftreten,

Gehorsam, Ordnung und Disziplin zu gewohnheitsmäßigen Eigenschaften herausgebildet werden, so war auch hier der Zwang zu nicht immer angenehmen Handlungen von frühester Jugend an Erziehungsmittel zu gewohnheitsmäßiger Ueberwindung von Schwierigkeiten, wie sie das tägliche Leben mit sich bringt.

Seinen meist mit zahlreichen Nachkommen gesegneten Kindern erleichterte er durch materielle Zuwendungen deren Erziehung und den Besuch der Hochschulen, dehnte dies aber öfter auch auf fernere Stehende aus. Mit seinen Brüdern, besonders mit Gottlieb, dem Budapester Universitätsprofessor, stand er in ständigem lebhaften Verkehre.

Die letzten Jahre des Berufslebens

Sein Tagewerk vollbrachte er mit der Regelmäßigkeit einer Uhr. Seine Amtsstunden hielt er auf das pünktlichste ein, war aber auch außerhalb derselben stets zugänglich. So oft er auf der Straße erschien, sah man ihn in tadellosem Anzuge. Und so wie er selbst in seinem Hause auf strenge Einhaltung der Hausordnung und auf Pünktlichkeit drang, so verlangte er dies auch im Berufsleben von anderen. Es ging ihm recht nahe, wenn irgend jemand im amtlichen oder persönlichen Verkehre nicht gleichem Brauche huldigte, oder höfliches Entgegenkommen und die gebotene Rücksichtnahme gegen seine Person oder Stellung ungewollt oder bewußt vermissen ließ, oder eingebürgerte Bräuche oder Einführungen mißachtete.

Diese Eigenschaften, besonders aber sein langes Verharren im Amte mögen die Ursache gewesen sein, daß ein gewisser Kreis in den kirchlichen Vertretungskörpern der Stadt in Opposition zu ihm getreten war und ihm das Dasein, mehr als er es erkennen ließ, verleidete, und all dies mit dem Endzwecke, ihn auf diese Weise zum Rücktritte von

seinem Amte zu bewegen. Im Jahre 1874 kam es am 18. Januar in einer Sitzung der kirchlichen Gemeindevertretung zu einer „polternden“ Interpellation. Fabini hatte der Versammlung mitgeteilt, daß er einen direkt dem Landeskonsistorium vorzulegenden Beschluß aus dem Grunde nicht dahin abgesandt hatte, weil er nach der Kirchenverfassung im Wege des Bezirkskonsistoriums vorzulegen war, deshalb eine teilweise formale Aenderung des Beschlusses notwendig erschien. Ton und Inhalt dieser Interpellation verursachten beim 80jährigen Greis einen Ohnmachtsanfall und infolgedessen die Aufhebung der Sitzung. Als dann einige Tage später sich die Gemeindevertretung unter Vorsitz des Gemeindefurators, des Gymnasialdirektors Johann Oberth, zum Abschlusse der unterbrochenen Sitzung versammelte, wurde dort der Beschluß gefaßt, beim Landeskonsistorium anzusuchen, gegen den greisen Stadtpfarrer, der infolge hohen Alters seinen Berufspflichten nicht mehr in vollem Maße nachkommen könne, im Sinne der Kirchenverfassung vorzugehen.

Für Fabini war nun das Maß voll. In einem Schreiben vom 11. Februar gab er dem Presbyterium seinen Entschluß bekannt, daß er bitten werde, ihn mit dem Tage des vollendeten 80. Lebensjahres (28. August 1874) in den Ruhestand zu versetzen. Die geschilderten Vorgänge hatten den völligen seelischen und körperlichen Zusammenbruch Fabini's zur Folge, von dem er sich nie mehr erholen sollte — Vorgänge, wie sie Bischof Deutsch in seiner Rede auf Fabini anzudeuten nicht unterlassen hat — „nie Unwürdigem sich beugend, selbst wo es pietätlos an den Greis im Silberhaar sich wagte, nie in Kleinmut und Verzagtheit versinkend, immer durch und durch wahr und echt.“

Die einige Jahre früher, am 14. September 1870, stattgefundene Feier des 50jährigen Dienstjubiläums zeigte,

welcher Verehrung der Mann nicht nur in seinem engeren Arbeitsgebiete, sondern in der ganzen Landeskirche sich erfreute. Für die Familie wäre sie zweifellos der erwünschte Anlaß zum Rücktritte gewesen, um ihm einen schönen Lebensabend gesichert zu sehen.

Die Feier wurde von der Lehrerkonferenz angeregt, da Fabini vor fünfzig Jahren den öffentlichen Dienst in Kirche und Schule an eben dieser Anstalt angetreten hatte und in dieser schönen Reihe von Jahren sich um sein Volk so manche Verdienste erworben hatte. Nachdem der Jubilar von dem Mediascher Presbyterium, von den Kapitelsamtsbrüdern, von Abgeordneten anderer Kapitel, des Landeskonsistoriums, des siebenbürgischen Gustav Adolf-Bereines, des Stadtmagistrates und der Stadtvertretung, des Schäßburger Lehrkörpers, dann vom gesamten Mediascher Lehrkörper in seiner Wohnung begrüßt und beglückwünscht worden war, fand in der Stadtpfarrkirche eine erhebende Feier statt, bei der Gymnasialdirektor Johann Oberth die Festrede hielt.

Bei dem daran sich anschließenden Festmahle wurde eine den Namen des Jubilars tragende Stiftung gemacht, deren Zinsen für wohlthätige Schulzwecke verwendet werden sollten. Von den Professoren Dr. H. Theil und Karl Werner wurde eine Festschrift unter dem Titel „Urkundenbuch zur Geschichte des Mediascher Kapitels bis zur Reformation“ überreicht, deren Reinertrag der gleichen Stiftung zufließen sollte.

Im nächsten Jahre, am 9. Dezember 1871, vereinigte sich fast die ganze Familie zur Feier der goldenen Hochzeit, die mit einem Festgottesdienste in der evangelischen Kirche begann, in dessen Verlauf der zweitälteste Sohn, Pfarrer in Bogeschdorf, Johann Fabini, das Jubelpaar mit einer ergreifenden Rede einsegnete. Bei dem nun folgenden großen

Bankett im Stadtsaale des Hotels zur Traube durfte ich als zehnjähriger Knabe das Tischgebet sprechen.

Wie bereits angedeutet, trat Fabini mit dem vollendeten 80. Lebensjahre in den Ruhestand, bemüht bis dahin, seine beruflichen Pflichten in unermüdlicher Treue und Gewissenhaftigkeit auszuüben. Die Sonntagspredigten im Winter in der ungeheizten Kirche waren für den doch nicht mehr genügend widerstandsfähigen Organismus fast stets mit einer Erkältung verbunden, weshalb er sich in dieser Zeit zumeist von den Stadtpredigern vertreten ließ, sie aber hiefür auch materiell entschädigte. Dagegen leitete er den Konfirmandenunterricht mit ungebrochener Hingebung. Eine schwere Erkrankung im Jahre 1872, die er sich in Ausübung des Berufes zugezogen hatte, brachte ihn dem Tode nahe.

Die für seinen Nachfolger hinterlassenen „*Pia desideria*“ gewähren einen beredten Einblick in die damaligen Verhältnisse, aber auch in die mannigfachen Reibungen, denen seine Berufstätigkeit in den letzten Jahren ausgesetzt war. Manche dieser Wünsche harren noch heute ihrer Erfüllung:

„Der Aufbau eines Stodes auf das nunmehrige Gynasialgebäude wäre sehr wünschenswert zur Unterbringung der sehr schwach situirten Schulbibliothek. Das Gutachten der dazu ernannten Kommission hat aber nicht erlangt werden können.

Die Ermittlung eines geeigneten Lokals für die Turnhalle und deren geeignete Erbauung hat durch die dazu entsendete Kommission nicht herbeigeführt werden können.

Die Adaptierung der Rektorwohnung mit Hinzuziehung eines Zimmers habe ich nach Wunsch des jetzigen Direktors eifrig betrieben, in der Hoffnung, daß dann der Direktor in seinem Amtszimmer während der obligaten Stunden immer zu finden sein werde, — was aber nicht der Fall gewesen.

Sonst war es gebräuchlich, daß gegen den Väteresonntag der Rektor im schwarzen Anzug, im Namen des Kollegiums und Seminars um die Verkündigung der einzusammelnden Präbende gebeten hat. Dies ist seit Jahren unterblieben und der Pfarrer hat daran erinnern müssen.

Sonst wurden alle aus dem Unterghymnasium ins Oberghymnasium Promovierten und die ins Seminar aufgenommen wurden, in das Schulalbum eingetragen; seit diesem Rektor ist dies, obgleich mehrmals vom Inspektor urgiert, nicht durchgehends geschehen.

Die Balanzen wurden sonst nur nach eingeholter Gutheißung des Inspektors publiziert.

Der Ausgang zur Kanzel sollte nach dem Willen des Inspektors verbessert werden. Dem widersezt sich aber der Kurator auf das entschiedenste.

In den Sonntagsauditorien ist die Erklärung der Evangelien unterblieben.

Die Kinder werden der Kirche entfremdet.

Das Presbyterium hat mir nie beistehen wollen, die konfirmierte Jugend in die sogenannte Kinderlehre zu bekommen.

Das Kirchengehen ist auch unter den Kandidaten aus der Mode gekommen.

Zum Predigen bietet sich nicht leicht jemand an.

Wie schwer es mir geworden, den halbjährlichen Konsept aus allen Klassen zu erhalten.

Es ist ausgemacht worden, vor 10 Uhr in der Frühe sollten keine Zeichenbegängnisse vorkommen, was aber nicht befolgt wird.

Das Impfgeschäft wird vernachlässigt oder die Verordnungen werden gar nicht befolgt."

„Fromme Wünsche des im Jahre 1874 vom Mediaischer evang. Pfarramte aus Alterschwäche abtretenden Joseph Fabini.

I. Beziehendlich der inneren Einrichtung der Kirche:

1. Die Orgel müßte gründlich repariert werden.
2. Verbesserung täte Noth dem Aufgange auf die Kanzel.
3. Das Männergestühl des südlichen Schiffes erheischt die Konformität des nördlichen.
4. Der Raum unter dem Chor, der früher für die Honoratioren als Krypta verwendet worden zu sein scheint, wäre auszufüllen.

II. Beziehendlich des Kirchenbesuches der Gemeinde geht das Presbyterium nicht der großen Gemeindevertretung und nicht mit dieser der ganzen Gemeinde mit gutem Beispiele im Kirchenbesuche voran. Wie könnte es in dieser Beziehung anders und besser werden? Es ist übrigens gegenwärtig Modesache, mehr an den Stoff als an den Geist zu glauben und mehr dem Wesen dieser Welt als dem Geiste des Sohnes Gottes zu huldigen. Es gilt dieses für Freisinnigkeit. Allein diese Art Freisinnigkeit ist Selbstverdüsterung und kann vor dem Lichte der Wahrheit im Evangelium sich nicht auf die Dauer halten. Es wird hoffentlich bald die Liebe zur Gottesverehrung und geistigen Gemeinsamkeit für fortschrittliche Vollkommenheit wiederkehren, also auch die Zeit, da Kinder und ihre Lehrer die Kirche und den Gottesdienst lieb haben, und Jünglinge nach dem Christentum begierig sind, weil man zur Erkenntnis gelangt sein wird, daß das Stark- und Reichwerden am Geiste das erste sein muß zur Veredlung und Vermehrung auch weltlicher Güter."

Ruhestand und Tod

Die von Fabini im Ruhestande verlebten zweieinhalb Jahre verbrachte er in seinem Hause, auf dem Mediascher

Marktplatz, eigentlich nur in einem langsamen Dahindämmern. „Und als dann am 18. Februar 1877 die Sonntagsglocken zu einer ungewöhnlichen Stunde anschlügen, verkündeten sie der Stadt das Ableben ihres greisen Stadtpfarrers. Die Nachricht kam nicht unerwartet. Mehrere Tage schon rang der Tod um die Seele des Vollendenden; der Ausgang dieses Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein, da die Aerzte den Zustand als hoffnungslos bezeichneten. Dennoch rief die Todeskunde nicht nur in der Stadt, sondern auch in ihrem weiteren Umkreise die allgemeinste, ehrenvollste Teilnahme hervor, war doch hier nicht eines der alltäglichen Menschenleben zu Ende gegangen.“

Das Begräbnis fand unter zahlreicher Beteiligung der Stadt- und Landbevölkerung unter dem üblichen Ceremoniell statt. Gegen 2 Uhr nachm. bewegten sich die verschiedenen Körperschaften dem Trauerhause zu, so das Presbyterium, die Gemeindevertretung, der Lehrkörper, das Kapitel, die röm.-kath Geistlichkeit, das Offizierskorps usw. Von auswärts waren erschienen: der Bischof D. Dr. G. D. Deutsch, Stadtpfarrer Fr. Müller aus Hermannstadt, eine Deputation des evang. Gymnasiums in Hermannstadt, des Mediascher und Scheller Kirchenbezirks und Kapitels mit ihren Dechanten, sowie Deputationen verschiedener Ortschaften aus der Umgebung. Pfarrer Salzer forderte nach alter Sitte den Leichnam ab, worauf der Sarg von Presbyterial-Mitgliedern und Professoren bis zur Pfarrkirche getragen wurde, woselbst Kapitelsdechant Meyndt die Trauerrede hielt. Mit bemerkenswerter Standhaftigkeit folgte die ungeheure Menschenmenge trotz des unergründlichen Kotes dem Sarge bis zum evang. Friedhofe, wo der Kapitelsdechant das letzte Gebet sprach, darauf Stadtpfarrer Oberth dem Verstorbenen den gebührenden Nachruf hielt und Bischof Dr. Deutsch namens der Familie für das ehrenvolle Geleite in ergreifen-

den Worten dankte: „dem Offizierskorps, als den Vertretern des ruhmreichen Heeres, das auch die Werke des Friedens schätze; den Vertretern der Schule, daß sie in dem Verstorbenen die Wissenschaften geehrt; der Geistlichkeit, daß sie die Verdienste des Dahingegangenen in vollstem Maße gewürdigt; der Bürgerschaft, daß sie anerkenne, es sei ein großer Mann des Volkes uns genommen worden“. Sichtlich erschütterter verließ man den Grabhügel in dem Gefühle des unermesslichen Verlustes.¹

*

„Jede Zeit hat ihre Männer aufzuweisen, welche, ein bestimmtes Ziel im Auge, der Mitwelt um einige Schritte vorausseilen und die Fackel ihres besseren Lichtes emporhaltend der Menschheit den Weg zeigen — Männer, die zwar mit ihrer Zeit, aber doch vor ihr und für die kommenden Geschlechter leben. Auch als bedeutende Persönlichkeiten heben sie sich, solange sie hienieden wandeln, über ihre Zeitgenossen nicht sonderlich hervor; wahre Größe will sich nicht verausgaben. Aber entrückt sie der Tod den Blicken und setzt sie als Sterne an den Himmel der Vergangenheit, so bemerkt die erstaunte Welt, daß niemand ihre Stelle hier zu ersetzen vermag.

Es gilt in der Welt nicht viel, wenn man von Jemanden statt alles Lobes, glänzender Begabung, hoher Stellung, berühmter Leistungen nur sagt, daß er treu gewesen sei. Und doch kann man dem Staate und der Kirche, den Wissenschaften und der praktischen Tätigkeit nichts Größeres wünschen, als den Besitz recht vieler treuer Männer und Diener. Diese Treue besteht vor allem in der Werthschätzung seines Berufes. Wie der Apostel sich des

¹ Siebenb. = Deutsches Tageblatt vom 23. Februar 1877.

Evangeliums Christi und seiner Verkündigung nicht geschämt hat, auch unter denen nicht, die beides gering achteten, so hat der Heimgegangene es sich immer und überall zur Ehre angerechnet, ein treuer Diener des Herrn und seiner Kirche zu sein, auch unter Verhältnissen, wo ein solches Amt weniger gewürdigt wurde. Niemals, auch unter schweren Kämpfen und Leiden nicht, ward ihm seine Aufgabe zur Last; er konnte sich in ihrer Erfüllung nie genug tun.

Er hat ausgeharrt, in der Prüfung und in der Arbeit sich selbst überwindend, alle Kraft anspannend, in unermüdlicher Thätigkeit, so lange es Tag war.

Viel war ihm befohlen, viel wurde von ihm gefordert, anspruchslos tat er seine Pflicht und überhob sich nicht der Ehren, die ihm ungesucht zu Theil wurden.“

Theodor Fabini

geboren am 9. November 1827, gefallen am 9. Februar 1849
im Gefechte bei Piski.

Neudruck einer Lebensskizze vom einstigen ev. Bischof Friedrich Müller
aus dem Jahre 1851 mit Ergänzungen aus späterer Zeit.

Vorwort

Ueber Theodor Fabini bestehen, nebst mehreren bei besonderen Anlässen in heimatlichen Tagesblättern veröffentlichten kürzeren Aufsätzen, zwei längere Abhandlungen, die sein allzukurzes Leben und Wirken in einem bewegten und bedeutungsvollen Zeitabschnitte eingehend schildern, u. zw. vor allem: im „Sächsischen Hausfreund“, Kalender vom Jahre 1864, Verlag von J. Gött in Kronstadt „Ein Zeitbild von Freundeshand“. Der anonyme Verfasser ist Fabini's Mitschüler vom Schäßburger Gymnasium, der nachmalige evangelisch-sächsische Bischof Friedrich Müller. Die andere Abhandlung: „Theodor Fabini, ein sächsischer Heldenjüngling aus großer Zeit“ hat den Schäßburger Gymnasialprofessor und nachmaligen Stadtpfarrer von Sächsisch-Regen, Dr. Richard Schuller, zum Autor; sie erschien als Broschüre im Jahre 1900 bei W. Krafft in Hermannstadt.

Beide Veröffentlichungen, ganz prächtige Lebensskizzen, sind im Buchhandel schon längst nicht mehr erhältlich. Dieser Umstand gab mir die Veranlassung, unter Verwertung seither bekannt gewordener Aufzeichnungen, Berichte und Briefe die Abhandlung des Jugendfreundes und Zeitgenossen — als die ursprünglichere und darum wertvollere — durch einen Abdruck der Allgemeinheit wieder zugänglich zu machen und dauernd zu erhalten.

Die Ergänzungen sind in Kleindruck wiedergegeben. Mediasch, im Jahre 1929.

Der Verfasser

Einleitung

Bisher nicht veröffentlichter Brief von Bischof Müller
an Josef Haltrich.

„Bereits seit einem Jahre beschäftigt mich der Gedanke der vorliegenden Arbeit. Die erste Hand wurde unter den Blüten der Pfingstfeiertage des vorigen Jahres (1850) daran gelegt. Verhältnisse und Seelenzustände, über die auch der Stärkste nicht Herr ist, haben das Werk verzögert.

Wenn in den letzten Monden der Ton der Glocken die Gläubigen in das Haus des Herrn rief, trat auch ich einen Gang an, einen schmerzlich süßen zu einer fast schon vergessenen Todtenstätte. Ueber den Grabstein, der unseren Freund deckt, blickte ich auf seine stille Wohnung nieder und horchte, ob aus der kalten Scholle und der weißen Hülle des Schnees nicht die warme Stimme Theodors heraufdränge, schaute, ob aus dem verblichnen Rasen noch immer kein Blüthenflor edlen Willens und männliche Tat, die ganze Heimat dufterfüllend, hervorsprieße? Was ich in solchen Augenblicken ernster Betrachtung vernommen, die Blume die ich an Theodors Grab gepflückt, schenke ich Dir heute, nicht wie man etwa eine wertlos geachtete Sache verschenkt, sondern wie die liebende Mutter dem zur Hochschule ziehenden teuren Sohn, um ihn veredelt wieder zu empfangen, oder wie die Liebe ihr bestes Sein und Wesen hingibt an den geliebten Gegenstand, um in der leuchtenden Thräne der Gegenliebe reichen Ersatz zu genießen.

Ich bin bei meinem Gange durch Theodors Leben nicht immer auf der Landstraße geblieben, habe manchen Absteher in Seitentäler, anmutig und wild, gemacht, habe am tosenden Wasserfall, wie er Vernichtung drohend in die jähe dunkle Tiefe hinabstürzt, gestanden, habe beklommenen Herzens hinaufgeschaut zu dem überhängenden, plötzlichen Absturz drohenden Felsen, habe schauernd hinuntergeblickt in die furchtbaren Schlünde des zerklüfteten Gesteins. Willst Du es tadeln? Die Wahrheit, unsere leuchtende Führerin, ist

selten auf der Heerstraße zu finden und zur Kenntniß des Landes gehört mehr als ein oberflächliches Anschauen seiner Hauptorte. Auch wirst Du dich nicht weigern, dem, mit dem Du Arm in Arm und Herz an Herz so manchen Geistesstrauß vereint ausgefochten, auch jetzt in seines Denkens und Wollens stille Einsamkeit zu folgen und ihn, wo ihm, dem Kaschtollen, der Fels oder der Schlund oder der donnernde Fall Gefahr droht, mit der treuen Rechten vor Schaden bewahren. Du wirst nicht anstehen, wo ihm das Ideal im Auge stürmisch geworden, die Härte seines Urtheils zu mildern, wo ihm der leitende Stern in der Schwärze der Wirklichkeit zu erlöschen droht, den Glauben an Welt und Menschen in seiner Seele wieder zu wecken.¹ Ist ihm der Glaube an Dich doch nie wankend geworden, hat er doch auch auf dieser Wanderung so oft Deines einfachen Herzens gedacht, und sich lange gefreut, Dir, Liebster, zu Deines Namens Feste durch seine Gabe eine frohe Ueberraschung zu bereiten. Nimm sie denn hin, die nur für Dich bestimmt ist und bleibe der Alte. Am 31. Mai 1851."

*

(Bisher nicht veröffentlichte Einleitung zur Abhandlung über Theodor Fabini von Bischof Friedrich Müller.)

Wer, mit den Ereignissen der letzten Jahre unbekannt, auf den sächsischen Friedhöfen herumwandelt, wird schwerlich ahnen, daß gerade unter den jüngsten der leider oft von Unkraut überwucherten Grabhügel die frischesten und tatkräftigsten Herzen begraben liegen, daß darunter Jünglinge ruhen, deren kurzes Blütenleben lang genug war, ihr Andenken in den Herzen ihres Volkes zu langer Dauer wertig zu machen. Die Zeit und das Unkraut gaben sich

¹ Der hier apostrophirte Freund hat es damals für besser erachtet, das nachfolgende harte aber gewiß nicht unwahre Urtheil über die völkischen Zustände der Deseffentlichkeit vorzuenthalten. Heute, nach einem Menschenalter, darf diese Rücksicht fallen. Der Leser wird mit großem Interesse den Ausführungen des begeisterten jugendlichen Idealisten folgen.

alle Mühe, die stillgewordenen Jünglingsseelen noch stiller und stummer zu machen. Man sagt wohl, daß ein Blatt, ein Blümchen, am Grabe eines geachteten, geliebten Menschen gepflückt, häufig wunderbar gut tue, strebsamer, nach-eiferungskräftiger, besser mache und findet darin vielleicht nicht mit Unrecht einen Beweis für das Fortwirken des Menschengewisses nach dem Tode. Der Verfasser wünscht von Herzen, es möchte dies auch den Rosen, welche er auf ein frisches Sachsenjünglingsgrab zu pflanzen im Begriffe steht, gelingen.

In Zeiten, wie diejenigen des Jahres 1848 gewesen, werden die Akten, die sich in dem Prozesse von Jahrzehnten, wohl auch von Jahrhunderten angehäuft haben, spruchreif. Die Vergangenheit selbst erscheint zwar nicht vor dem Richtersthule eines solchen Jahres, denn die Zeit, „sie hat nicht Zeit still zu stehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit“, aber ihre Verteidiger, ihre Lobredner müssen sich dann hervordrängen und Rede und Antwort stehen für ihr Tun und Nichttun. Als das Jahr 1848 an unsere Türen pochte und wir Rechenschaft ablegen sollten von dem Zustande unseres Volkes und wir dessen oft gepriesene deutsche Tüchtigkeit bewähren sollten, in Not und Kampf — wie stand es damals mit ihm und wie gerüstet fand uns damals die Zeit, die ernste? Hatte auch nur eine Ahnung des Ringens, das aus ihm hervorging, in unseren Seelen Platz gefunden? lebte in der Masse des Volkes auch nur der Gedanke daran, daß es außerhalb der Grenzen seiner Stuhl- und Landesumzäunung noch Staaten und Völker gebe, mit deren Schicksal das seinige in Wechselwirkung stehe? — daß in der Neuzeit der elektrische Funke irgend eine durchgearbeitete Idee den ganzen großen Ring der Völkerkette in einem Augenblicke zu durchfahren und zu durchschüttern vermag?

Der Kampf zwischen Nationalität und Weltbürgertum war nicht bis in die abgeschlossenen Täler der Karpathen gedrungen, er fand seine Grenze an der Grenze des gelehrten Deutschlands; auch die unentwirrbare Collision der Pflichten, welche der Gegensatz von Nationalität und Staatsbürgertum in Oesterreich auferlegte, existierte für den Sieben-

bürger Sachsen nicht. Die Nationalität nahm ihn ganz in Anspruch; für ihn gab es kein Oesterreich, kein politisches Deutschland; Europa und die Welt kannte er nur aus der Geographie und aus der Landkarte! Die Zustände seiner Heimat waren seit den Kuruzenkriegen äußerlich so friedlich gewesen, so wenig in Berührung und Konflikt mit den welt-historischen Ereignissen des siebenjährigen Krieges, der nord-amerikanischen Befreiungskämpfe, der französischen Revolution selbst und ihren Folgen geraten, daß wir diese Heimat noch in dem Zustande finden müßten, in welchem sie im Anfange des vorigen Jahrhunderts vegetierte, wenn auf dem Gebiete des Völkerlebens überhaupt ein Stillstand denkbar und möglich wäre. So oft auch Oesterreichs Länderkomplex und Existenz auf dem Spiele stand, die Wellenberge der stürmenden See schlugen nur in sanften Wogen an die Felsendämme der Karpathen und wurden in der Regel — wir erinnern an die Küstungen im Jahre 1809 — nur dann auch hier mächtiger und vernehmbarer, wenn der Sturm fast ausgetobt und die Gegenmaßregel zu spät war. Die Zeit und die Erfahrung nötigte daher den Sachsen das Prinzip des Stillstandes auf, das, wenn es auch nicht ausschließlich ihr Prinzip war, sich doch gerade in dem frisch grünenden, üppig wuchernden Lebenskranze magyarischer Entwicklung fast ausnahm wie die Mumie in Hesperiens Gärten oder die egoistische Spinne in dem Puzzimmer der jugendlichen Aristokratin. Wir waren die Spinne, spannen uns ein, fingen uns sogar wohlzufühlen an in einem Netz von Tabularinstruktionen, Verböczi, Regulativpunkten und Universitäts- und Gubernialverordnungen in der gemütlich dunklen Ecke und freuten uns, wenn sich törichte Fliegen und Schmetterlinge in unserer Kunst verfingen, wenn im dreißigsten Jahre alles so recht geistesalt, jugendbelächelnd, verstandesdürr wurde und der Schlaf des Großvaters nachgeschlafen wurde vom Vater und fortgeschlafen wurde vom Sohne und noch nicht ausgeschlafen war vom Enkel.

Weniger egoistisch ist noch nie ein Volk gewesen, wie das deutsche; es denkt, handelt, lebt — für andere —. Wenn das seine sogenannte welt-historische Mission sein soll, so hat es nicht Ursache, sich dieses Kleides zu erfreuen, es

ist ein Kleid der Dejanira. Die Früchte seines Denkens ernten Franzosen und Engländer, die seiner Taten die Russen, die seines Lebens —. Selbst seine Kolonien sind nicht egoistisch; England, Nordamerika haben sich ohne Verbindung mit dem Mutterlande zu mächtigen Staaten entwickelt und lohnen jetzt auf eine sehr zweideutige Weise der Stammheimat. Selbst das Band zwischen dem Sachsenlande Siebenbürgens und der deutschen Heimat ist bereits bedeutend gelockert, treu geblieben sind uns außer der Sprache die gemeinsame Taktlosigkeit und der gemeinsame unpraktische Sinn. Wir haben den besten Willen, zu germanisieren, scheuen uns aber vor dem Wege zu diesem Ziele, da derselbe nicht unbedeutende Opfer und ein Aufgeben aller kosmopolitischen Schwärmerei erfordert. Wir halten die Maßregeln der Regierung für treue Bundesgenossen und zuverlässige Wegweiser auf demselben, während wir doch die Hoffnung unserer nationalen Begeisterung auf nichts als ein Ueberwiegen unserer Bildung, und zwar umfassender Volksbildung zu gründen berechtigt sind.

Wenn freilich in der Gemeinsamkeit eines traurigen Schicksals für den Starken ein Trost läge, dann könnten wir uns trösten mit dem Mutterlande; wie dieses hat auch das Sachsenvolk für andere gedacht, gestritten und gelebt. Wir haben die Furchen gezogen in die Wüste des Landes, im Gesetz und seiner sittigenden Tätigkeit Burgen und Mauern getürmt, den Einfluß des Abendlandes und des Christentums auf die orientalischen unzivilisierten Bewohner des Landes begründet, dem Leben des Geistes in den Hinterwäldern der Karpathen Bahn gebrochen und der Dank — unsere eigene Entnervung und die nahe Aussicht auf politischen Untergang. Nur durch die Entfernung der ersteren läßt sich diese in weitere Zeiten hinausrücken, und diejenigen sind daher unsere Herrn, welche das Volk aus dem Zustande physischer und geistiger Erschlaffung herauszureißen bemüht sind, die es ihm zum glühenden und treibenden Bewußtsein bringen, daß seine Existenz nicht auf dem ausschließlichen Gebrauch seiner Ernährungs- und Fortpflanzungsorgane beruhe.

Wenn die Magyaren den wohlgemeinten aber rechts-

und völkerverletzenden Bestrebungen Kaiser Joseph II. unendlichen Dank schulden, ja die Erhaltung ihrer Nationalität verdanken, so haben wir Sachsen keine Ursache, uns über den Egoismus der magharischen Revolution von 1848/9 zu beklagen; denn ohne ihn gingen wir, und zwar durch eigene Schuld, auf dem friedlichsten Wege von der Welt unter.

Wenn ein Volk untergeht im Sturme des empörten Völkermeeres, wenn es untergeht, weil das Schifflein den schuldlos weniger zahlreich gewordenen Arbeitskräften nicht mehr gehorchen kann, wenn es untergeht in der Herrschsucht der Fürsten, dann hat es sein Schicksal erfüllt und verdient die Thräne des Mitleids; wenn es aber erstickt in dem Sumpfe seiner eigenen Erbärmlichkeit, wenn es versinkt in dem Pfuhl geistiger und körperlicher Entwertung, dann verdient es seinen Untergang, verdient es, daß sein Andenken begraben werde auf dem Kreuzweg der Schmach und des Abscheus. Auf dem letzten schauerhaften Wege fand die Revolution auch unser Volk! Es ist keine Uebertreibung, es ist die furchtbarste Wahrheit, eine Wahrheit, die gekannt werden muß, wenn sie sich nicht wiederholen soll. Wir genossen keine Achtung nach außen und kaum eine berechtigte vor uns selbst.

Wenn die ungarische Revolution scheiterte an dem Umstand, daß sie statt einer Kamarillen- eine Volksthyrannei protegierte, wenn sie scheiterte an der oberflächlichen Bildung oder dem Egoismus ihrer Leiter, scheiterte endlich an dem wahnjinnigen Gedanken, die zahllosen Regenbogenfarben ungarischer Landesbewohner in grün, weiß und rot hineinzupressen, ein magharisches selbständiges Ungarn dekretieren und zusammenkanonieren zu wollen, — so sind das Verdienste, die den eigentümlichen Zuständen und Verhältnissen in diesem Falle zukommen. Wir haben redlich mitgezahlt, geduldet, gemurmelt, zum kleinsten Teil auch mitgestritten — ein Verdienst als Ganzes ist eine Illusion, denn das Bewußtsein des Ganzen existierte nicht, ein aufrichtiges Ringen nach Selbstbestimmung und geistiger Freiheit war selbst bei den Einzelnen eine Seltenheit geworden. Und wo es sich fand, galt es der hohlen Menge als Schwärmerei und unberechtigte Selbstüberhebung und scheiterte allerdings auch

oft an der ideologischen Verkennung bestehender Verhältnisse und Zustände, für deren trockene Wirklichkeit ein aus dem Studium unseres Heldenzeitalters, des 14. und 15. Jahrhunderts, aufgetauchtes Ideal substituiert ward. Dieses Streben ist unheilvoll geworden und ist doch gewiß umso verzeihlicher, als es tief in der unverdorbenen menschlichen Natur begründet ist, welche, wenn sie von den Bildern einer traurigen Gegenwart abgestoßen wird, gerne in die gemüthlich wohlthuenden Schatten einer oft nur wegen der Entfernung schönen Vergangenheit sich zurückzieht, bis sie auch in den Zerrbildern der ersten die idealistischen Gestalten der letzten in phantasievollem, von Wunsch und Sehnen geleiteten Seelenspiele zu erblicken vermeint. Von poetischen Darstellungsarten entsteht aus solchen Zuständen das Idyll, von prosaischen diejenige Art von Geschichte, welche die Resultate von vorneherein in die Untersuchung hineinträgt, statt sich dieselben aus ihr organisch entwickeln zu lassen, welche auf dem Prokrustesbette der Vorurteile oder eines vermeintlichen Patriotismus, nur, wie es Albert Schott mit den Wallachen in der Vorrede seiner wallachischen Märchen ergangen, selbst Fehler und Untugenden ihrer Lieblinge als geniale Eigentümlichkeiten erscheinen, oder sich doch wenigstens in wenig bedeutende Mängel ermäßigen. Unbegründetes Lob und solch zarte Entschuldigungslosigkeit schadet einer kräftigen Entwicklung bei einzelnen wie bei ganzen Völkern ungleich mehr wie eine kleine Dosis unberechtigten Tadels. Der letzte wendet die Aufmerksamkeit des getadelten auf sich selbst, die ersten wiegen in einen Schlaf, in welchem der liebliche Traum von eigener Vortüchtigkeit jedem edleren Streben die Türe verschließt. Was ich habe, brauche ich nicht erst zu erwerben, was ich bin, nicht erst zu werden. Was man in der Schule als pädagogisches Erziehungsmittel zu benützen gewohnt ist, Sparsamkeit und Wahrhaftigkeit des Lobes, scheut man sich im Leben anzuwenden und bewegt sich hier in einem engen Kreis von Rücksichten und Nachsichten, welcher der Wahrheit kaum noch in dem Katechismus des Schulmeisters einigen Nutzen zugesteht.

In den Zeiten nach dem unglücklichen Ausgange des

Preußenkrieges von 1806/7, als die Gegenwart keinem christlichen Deutschen eine Befriedigung gewährte, da versenkte sich der Geist gerne in die Freiheit des urgermanischen Waldlebens und fand — der Deutsche ist mit wenigem zufrieden — in dem frischen Grün und der scharfen Zugluft seiner Vergangenheit Ersatz für die ausdörrende Schwüle seiner Gegenwart. Als darauf im Jahre 1813 der Funke des Unmutes und des stillen Grolles in eine gewaltige Flamme göttlichen Zornes und auch von Fürstenliebe loderende Begeisterung aufglühte, die den Titanen des Jahrhunderts zu vernichten im Stande war, glaubte man sich im Besitze altgermanischer Tugend und das Gut der Freiheit in dem Tempel fürstlicher Dankbarkeit auf lange Zeit hinaus geborgen. Wie täuschte man sich, und aus dem einfachen Grunde, weil die alten Deutschen ihre Verräther, in Säcke genäht, in einen Sumpf warfen, während die neuen sie zu hohen Aemtern beförderten und ihre Kreuziger in gar nicht christlicher Demut mit Kreuzen dekorierten. Aber selbst jene große Blut des Jahres 1813, was war sie anderes als eine Frucht der Wahrheit, welche in Fichtes Reden an die deutsche Nation, Arndt's Geist der Zeit und ähnlichen Schriften, endlich in der unerhörten Schmach der Gegenwart mit ihrer furchtbarsten, das Böse zermalmenden Gewalt an das Ohr der Nation gedonnert und ihr in leuchtenden Farben ein Bild ihrer eigenen Entartung auf der einen, ihrer Bestimmung auf der anderen Seite, vor Augen gestellt hatte.

Und wie lange wollen wir unserem Volke noch den Genuß der Wahrheit vorenthalten, den Genuß des Heilmittels, das, wenn auch bitter, doch allein die Möglichkeit eines Gesundwerdens unserer schwindsüchtigen Zustände an sich trägt? Wahrlich, wenn dieses Volk nicht physisch und moralisch kräftiger, gemeinsinniger und opferwilliger gemacht werden könnte, dann läge eine geringe Ehre darin, einer seiner Söhne zu heißen. Wir kennen die Gründe, welche man gegen das Kundwerden der Wahrheit anzuführen pflegt; aber was brauchen wir die Wunden noch weiter zu bedecken, welche bereits aller Welt, nur den meisten von uns nicht bekannt sind? Die Ungarn kannten uns bereits vor der Revolution und daß sie sich in uns

nicht getäuscht, hat unser Verhalten in der letzten Vergangenheit gezeigt, wo der Wille der Besten an der Starrheit unserer Bürokratie, der Versinnlichung eines großen Theiles unserer Geistlichkeit und der physischen und moralischen Halt- und Gehaltlosigkeit des Bauernstandes im Ganzen abprallte; wo die gemeinnützigsten Vorschläge und Pläne an dem Umstande scheiterten, daß sie nicht im privilegierten Verstande dieses oder jenes ehrwürdigen oder weisen Herrn ihre Quelle gefunden, wo der geringe, in dem Bürgerstande aus der alten Wahrhaftigkeit und Selbstverwaltung der Zünfte noch übrig gebliebene Kraftrest in der Hirnlosigkeit der Verwendung und der Angst derjenigen unterging, welche die aufgeweckten Geister nicht zu beliebiger Zeit dann wieder bannen zu können befürchteten. In dem Gegensatz, in den sich der größte Theil der sächsischen Beamtenwelt von vorneherein zur magharischen Revolution stellte, spricht sich nicht so sehr eine erhebende Ueberzeugung von ihrer Verwerflichkeit, ein prinzipielles Bewußtsein von der Unmöglichkeit ihres glücklichen Erfolges aus, als ein maßloses Vertrauen auf die Unwiderstehlichkeit des kaiserlichen Militärs und belächelnde Verachtung aller Volksbewaffnung, was auf der süßen Gewohnheit beruhte, nichts als berechtigt und vernünftig erscheinen zu lassen, was seine Wurzeln nicht in dem Boden ihrer alleinigmachenden Kasteninteressen geschlagen. Was sie an sich selbst und ihrer nächsten Umgebung nicht achten konnten, den Mangel an Mut, an Gemeingeist, an Begeisterung und Aufopferungskraft, setzten sie auch bei den Gegnern als nicht existierend voraus. Die verzauberte, in die verjährrte Dornenhecke des Wahns und der Entnerbung eingeschlossene Jungfrau der Wahrhaftigkeit und des wahren Patriotismus durch den Fuß des offenen Geständnisses und der Verläugnung der Parteiinteressen ins Leben zu rufen, das hätte sich selbst, den eigensten Vorteil, aufgeben geheißen und dazu fehlte auch unserer welt- und geistlichen Aristokratie der moralische Mut. Die Aristokratie bildet auf der ganzen Erde eine in sich abgeschlossene, in allen Fällen nur für sich besorgte Masse, mag sie auch oft als Phalanx anderer Parteien erscheinen oder vielmehr mit einer oder der anderen kokettieren. Sie reicht

nie die bloße Hand zum aufrichtigen Bund; immer ist diese in den Glacehandschuh des geheimen Vorbehaltes gehüllt, mag sie, wie dies der Altconstitutionalismus in Ungarn jetzt tut, sich der Demokratie, oder wie die Beamten- und Adels-Aristokratie in Preußen, sich der unbeschränkten Fürstenmacht anbiedern. Ihr Spiel ist selten ein reines, in der Regel ein zweideutiges. Während gerade die Altconstitutionellen in Ungarn über bedrohte und verletzte historische Volksrechte jammern, machen sie in Wien der Idee des Absolutismus den Hof. Siegt der letztere, woran sie nicht zweifeln, so treten sie sogleich — wie sie es seit 1000 Jahren getan haben, — in Opposition gegen die Regierung, damit weder auf dem Wege der Vereinbarung noch der selbstherrlichen Dekretierung jemals das Volk zum Nachteil ihrer patriarchalischen Alleinmacht und ihrer Arbeitscheu dem Zustande geistiger Unmündigkeit entrisßen werde, welcher dasselbe allerdings gegenwärtig kaum zum Genuße höherer politischen Rechte geeignet erscheinen läßt. Daß ein Volk zur Freiheit erzogen werden könne und solle, das läßt sie ihr Egoismus nicht wissen. Wie sie dort sind, waren sie auch bei uns: als sich der Volksbewaffnung nicht mehr ausweichen ließ, befreiten sie sich von der Verpflichtung dazu, statt in ihrem Beitritt ein Mittel zu finden, um sich das Vertrauen ihrer Mitbürger zu erwerben und dem neuen fast nur mit dem Geschenk der Schwäche von der Natur ausgestatteten Institut die Weihe moralischen Ernstes zu verleihen; verdächtigten sie diejenigen, die darin gern mehr als eine glänzende Spielerei gesehen hätten; behandelten sie die ganze Sache so unverzeihlich nachlässig und stiefmütterlich, daß aus all diesen Verhältnissen endlich jene Mißgeburt zur Welt kam, die als Landsturm bloß durch ihren gewichtigen Namen die Feinde schrecken, den Bestand der Gesamtmonarchie retten sollte.

Wenn der Wanderer nach langem trost- und klanglosen Zuge durch die dörrrende Wüste endlich einkehrt in die quellenreichen und frischgrünen Gärten der südlichen Atlas-hänge oder der Jüngling im Gewühle einer schalen Wirklichkeit und der rauhen Berührung mit den duftlosen Distelfeldern der gewöhnlichen Gesellschaft den Himmel verloren

zu haben glaubte, ihn wieder findet im treuen Auge der Freundschaft und der Liebe, kann kein wohlthuenderes Gefühl sie durchziehen als uns, indem wir uns vor dem traurigen Bilde der Entartung und des Verwerflichen, das die Betrachtung sächsischer Zustände von 1848 zu entwerfen nötigt, dem Verhalten der sächsischen Jugend während jener Periode zuwenden.

Man hat sich gewöhnt, überall, wo während derselben der Sturm in der Revolution seine Spitze fand, die Jugend, und nicht den unedelsten Teil derselben, in ihren vordersten Reihen zu sehen und würde sich doch täuschen, wenn man von vorneherein dieselbe als Wahrheit annehmen wollte. Der Schluß von dieser beim ersten Anblick auffallenden Erscheinung auf eine geringere Tatkraft oder Tüchtigkeit unserer Jugend würde aber umsomehr ein verfehlter sein, als ihr Benehmen in den Tagen der Entscheidung jeden derartigen Vorwurf von sich weist, und allein für die Schamröthe, die uns beim Rückblick auf unsere Taten im Ganzen beschleicht, einigen Ersatz gewährt.

Es ist in neuer Zeit Sitte geworden, Zeiten und Parteien dadurch zu schildern, daß man sie um eine einzelne Persönlichkeit gruppiert, die eine Rolle in derselben gespielt haben. Wir schließen uns dieser Gepflogenheit an, indem wir die Geschichte der sächsischen Jugend um die kräftige Gestalt eines aus ihrer Mitte sich reihen lassen und tun dies um so lieber, als sich kaum ein würdigerer Vertreter denken läßt, als Theodor Fabini.

Theodor Fabini

Ein Zeitbild von Freundeshand (Bischof Friedrich Müller)

Motto:

Freies Aug', festen Arm, Kühnes
Wort, freudiges Leben und frischen
Tod, das will ich an Männern!
Arndt, „Geist der Zeit.“

Als in den Tagen vom 25.—28. August des verflossenen Jahres (1863) Alt und Jung aus den verschiedensten Theilen unseres Vaterlandes nach Mediasch zusammenströmte, um hier in seltener Einigkeit über die scheinbar verschiedensten Dinge zu beraten und dabei, entrisßen des Alltags beengenden Fesseln, in dem Genusse des Schönsten, was die Menschenbrust bewegt, das Bewußtsein des eigenen Wertes, die Bedingung alles Aufschwunges, in edlem Stolze wieder zu gewinnen, Auge in Auge gestellt, die an sich oft kleinen und doch so Großes verschuldeten Gegensätze auszugleichen und es als höchste Pflicht endlich anzuerkennen, daß im ernstesten Augenblicke der ernste heilige Sinn nicht fehlen dürfe, woraus alles Große kommt, und daß, wenn alle untreu würden, wir doch treu bleiben müßten, dem, was eine ehrenvolle Vergangenheit mit unauslöschlichen Zügen als Aufgabe unseres Volkes in das große Buch der Geschichte verzeichnet; da hat wohl Mancher von uns sich dessen erinnert, wie vor vierzehn Jahren (1848) beinahe in denselben Tagen hochherzige Jünglinge zu ähnlichen Zwecken in denselben Räumen getagt haben, und in notwendiger Ideenverknüpfung gewiß auch einzelner gedacht, die damals so Schönes verheißend in Mut und Rede den Uebrigen vorleuchteten. Mehr als einer von diesen ist seither hinübergangen zur ewigen

Mühe und siehe da, die Zeit und das Unkraut geben sich alle Mühe, die stille gewordenen Jünglingsseelen noch stiller und stummer zu machen und mit ihren Gräbern auch ihr Andenken zu überwuchern.

Wir übernehmen die dankbare, wenn auch schmerzliche Mühe, von einem dieser Gräber Schutt und Unkraut wegzuräumen und statt ihrer in den folgenden Zeilen einen Rosenstrauch freundlicher Erinnerung auf dasselbe zu pflanzen, daß sich das lebende Geschlecht seiner Undankbarkeit nicht schämen müsse. Unsere Mühe würden wir nicht verloren achten, wenn die folgende Zeichnung des willenreinsten und tatkräftigsten Sachsenjünglings, dessen schönes Leben ein beneidenswerter Tod krönte, auch nur ein Herz zu ähnlichem Leben und Streben zu begeistern, auch nur einen Splitterrichter zur Gerechtigkeit gegen die Art und das Wesen der Jugend zu bewegen im Stande wäre. Denn es ist mehr als bloß das Bild einer einzelnen Persönlichkeit, das wir hier zu bieten beabsichtigen; in dem Einen soll das Bild der gesamten sächsischen Jugend von 1848 nach mehr als einer Richtung hin sich uns entrollen und darin zugleich ein vielleicht nicht ganz wertloser Beitrag für die Geschichte jener bedeutenden Zeit im allgemeinen geboten werden. Und welche Gestalt könnten wir da mit mehr Recht in den Vordergrund dieses Bildes stellen als die Theodor Fabini's.

Theodor Fabini, der dritte Sohn des der Nation durch seine Tätigkeit als Mitglied der sieben- und der geistlichen Deputation 1848 und 1850 und vor allem als Hauptgründer des siebenbürgischen Gustav Adolf-Bereins rühmlich bekannten Stadtpfarrers von Mediaşch Joseph Fabini, wurde geboren den 9. November 1827 zu Mediaşch, wo der Vater damals als Konrektor des Gymnasiums wirkte. Als Theodor noch wenige Jahre alt war, wurde der Vater

zum Pfarrer der evangelischen Gemeinde in Waldhütten gewählt und folgte dem Rufe. In dem Knaben legte der Wechsel des Aufenthaltes und der heitere Genuß der gesunden Landluft den Grund zu jener Körperkraft, die seine Freunde und Kameraden später so oft zu bewundern und zu empfinden Gelegenheit hatten. Die Erziehung des Vaters war streng, ohne hart zu sein, und wußte in dem Boden des Gehorsams und der Achtung mit jener zarten seltenen Sorgfalt Liebe und Zutraun des Kindes zu den elterlichen Pflegern zu wecken, diejenigen Eigenschaften, die in späteren Zeiten die Stube des Vaters und Großvaters zu einem Tempel dankbarer Verehrung und glückseliger Fröhlichkeit zu machen und ein Familienleben zu gründen im Stande sind, in welchem die von der Außenwelt feindlich zurückgestoßene Seele jedes Gliedes den inneren Frieden und die Zufriedenheit des Herzens im freundlichen Auge der Seinen wiederfindet. Die Gerechtigkeit, welche der Vater wie einen roten Faden durch seine ganze Erziehung, durch seine Strafen und Belohnungen sich hindurchziehen ließ, verfehlte nicht, eine ähnliche Tugend in dem empfänglichen Knaben zu wecken: ein später zu ausgezeichnete Solidität sich entwickelndes Rechts- und Ehrgefühl, das, wo es verletzt zu sein glaubte, sich bei dem sanguinischen Temperamente des Knaben leicht zur Leidenschaftlichkeit, sogar zur scheinbaren Verletzung des Anstandes steigerte. In diesem Charakterzuge, in seiner lebhaften entschiedenen Parteinahme für eine ihm gerecht scheinende Sache gegen Angehörige sowohl als gegen Fremde, welche, obwohl Redseligkeit sonst Theodors Schwäche eben nicht war, die gegenteilige Ansicht schwer zu Worte kommen ließ, mag der Grund davon zu suchen sein, daß er in der Familie oft der Prokurator genannt wurde und man ihn zum Juristen geboren glaubte. Sein Ehrgefühl konnte leicht in Zorn und bitterem Weinen ausbrechen und dadurch

die Freude der Kameraden und Spielgenossen stören. Bei dem Umstande nun, daß er bei Spielen in der Regel mit Ueberzeugung und oft für die Schwächeren Partei nahm, läßt sich im Falle des Besiegtwerdens jene Leidenschaftlichkeit leicht aus der doppelten Verletzung seines Ehr- und Rechtsgefühles erklären. Doch geschah es häufig, daß er selbst dann, wenn er durch seine Parteinahme den Sieg entschieden hatte, nach Beendigung des Kampfes sich von seinen Kameraden entfernte und in krampfhaftes Weinen ausbrach. Der große Reiz jedes Kampfes auf sein Nervensystem, der durch die seinem Ehrgefühl und seinem reinen Bewußtsein unerträgliche Möglichkeit des Unterliegens erhöht wurde, scheint die Quelle dieses auffallenden Zuges gewesen zu sein, der auch von der Zeit nie völlig verlöscht, sondern nur zu einer hochherzigen und aufopferungsfähigen Begeisterung für alles Schöne und Wahre veredelt werden konnte. In seinem achten Lebensjahre wurde Theodor von seinem Vater, dessen Unterricht er bis dahin genossen, nach Schäßburg gebracht, hier der Quartarklasse des Gymnasiums zugewiesen und in dem freundlichen Hause des Kollaborator III, des damaligen Stadtpfarrers Michael Schuller, seines Onkels, gastlich aufgenommen.

Das Schäßburger Gymnasium zeichnet sich vor den übrigen gleichnamigen Anstalten des Landes durch seine Lage aus. Auf steiler Berghöhe, dritthalbhundert Fuß über dem Kofeltale, schaut es nach Osten weit hinaus auf die breiten Gipfel der Szeklerhargitta und in das sanft ansteigende, belebte Flußthal, während der Blick auf den übrigen Seiten bald begrenzt wird durch die nahen, immer im vollen landschaftlichen Schmuck der Jahreszeit prangenden Berge. Die Morgensonne grüßt stets zuerst in die Fenster der Schule und das Geräusch des Tales dringt nur in gebrochenen Tönen zu den Hallen der Wissenschaft, denen die Nach-

barschaft der stillen Ruhestätte der Toten und des ehrwürdigen und doch so freundlich hellen Gotteshauses einen unvergleichlich eigentümlichen Reiz verleiht. Der Ernst dieser nächsten Umgebung wird gemildert durch die sich tief in das enge Tal hineinschlängelnden freundlichen Wohnhäuser und die zahllosen sie umkränzenden Gärten, aus denen im Frühling der Duft der Blüten und der Schlag der Nachtigallen in vollen Strömen sich nach Oben zu ringt, den Genuß des Auges zu ergänzen; gemildert durch das heitere, von keiner Straßenenge und Stadtaufsicht in seiner Bewegung gehinderte Leben von etwa 400 Knaben und Jünglingen, die sich in jenen Räumen herumtummeln.

Es kann nicht fehlen, daß der tägliche Genuß dieser Naturschönheit auch auf Lebens- und Sinnesart der Menschen einen Einfluß ausübt. Daher reisen unter den Zöglingen aller sächsischen Anstalten die Schäßburger und Kronstädter am meisten, und am meisten zu Fuß: jene, die am Busen einer malerischen, diese, die inmitten einer großartigen Natur aufgewachsen. Daher wechseln die Bewohner beider Städte so selten ihren Wohnort; darum zieht es beide aus den fernsten Gegenden so mächtig in die Berge der Heimat; darum denken die früheren Schüler des Schäßburger und Kronstädter Gymnasiums so gerne nicht an Theater und Allee, an Kaffee- und Kasinohäuser ihrer Schulstadt, auch wohl nicht an geliebte Lehrer, oder freundliche Wirte und liebliche Töchter des Ortes, sondern an die schattigen Gänge der Zinne, an den Salomonsfelsen, an die freundlichen Bienen- und Baumgärten, an die freie Luft des „Berges“, an die lange Treppe, an den milden Frühlingssonnenschein auf der Höhe jener zurück. Kaum noch wird bei einzelnen Bewohnern des Unterwaldes eine solche Sehnsucht nach dem klaren Rauschen des Mühlbaches bemerkt, als bei dem Schäßburger nach den, dem Fremden

oft zweifelhaft erscheinenden Vorzügen seiner Landschaft und seiner Schule.

Inmitten dieser Landschaft von Schäßburg nun, auf dem geschilderten Berge und in den Räumen des dort gelegenen Gymnasiums lebte Theodor von 1835—1845, in welchem letzterem Jahre er den philosophischen Kurs absolvierte. Seine mehr gedrungene als große Gestalt, seine körperliche Kraft, seine Fertigkeit im Werfen, Laufen, Ringen, Schwimmen, endlich die Gutmütigkeit seines Charakters machten ihn bald zum Liebling seiner Kameraden; er war die Zuflucht der Beleidigten und Bedrängten und der gesuchte Bundesgenosse bei allen Kämpfen. Seine Parteinahme entschied sehr oft den Ausgang. Seiner physischen Ueberlegenheit war er sich anfangs nicht immer bewußt und griff daher oft härter zu, als vielleicht gerade nötig gewesen wäre, und sein fester Händedruck konnte eines Mutterjöhnchens zartes Gebein leicht knacken machen. Als im Jahre 1845 der Ringer Jean Dupuis auf seiner Rundreise in Siebenbürgen auch nach Schäßburg kam und hier Proben seiner nicht gewöhnlichen Muskelkraft ablegte, versuchte Theodor, damals siebzehnjährig, die schwere Eisenstange des Gewaltigen ebenfalls zu heben und brachte sie zum nicht geringen Erstaunen aller Anwesenden bis über wagrechte Höhe. Das auf Grund so zahlreicher Proben in ihm entstehende Bewußtsein seiner Körperkraft schadete ihm übrigens in gewissen Fällen. So z. B. war er kein guter Tänzer, weil er aus purer Scheu vor zu gewaltigem Angreifen seine Tänzerin nie fest genug faßte.

Beim Lernen verriet er viel Fassungskraft und ein treues Gedächtnis, worin er schon während seines Aufenthaltes im elterlichen Hause seine älteren Geschwister übertraf. In Vokabelfkenntnis tat er es vielen Mitschülern zuvor. Als sein Geist in der Richtung auf bestimmte Wissen-

schaften kräftiger zu werden anfang, beschäftigte er sich gerne mit Geschichte und Literatur und besuchte mit Genuß und großem Eifer besonders die Vorlesungen des damaligen Rektors Gooß über Tacitus. Der Lehrer der Mathematik, M. A. Schuster, wollte in Theodor auch Anlagen zu dieser Wissenschaft bemerkt haben, worüber dieser oft gar herzlich lachte, wenn ihm, dem die vielen wurzel- und logarithmen- und sinnreichen Beweise oft gar nicht zu Kopfe wollten, die Kameraden als den nach des Professors Ausspruch damit gesegneten zu Rat und Beistand aufforderten. — Er bewohnte in letzter Zeit ein fast mehr als bescheidenes, dunkles Zimmer im Hause des Stadtorganisten Weiß auf dem Burgplatze. Dasselbe war, da es den kostbaren Schatz einer Janua barg, zugleich Versammlungsort der Klasse zur Zuschickung in das Hebräische. Apffel, von des Wirtes reichlichem Vorrathe auf nicht immer legalem Wege heraufgeholt, würzten die trockene Kost, und der ähnlich entstandene uner-schöpfliche Holzstoß wärmte mehr als Ribbuz und Kamez und erzeugte in den Köpfen des jungen Volkes die tollsten Späße und Schnurren. Wurde die Sache gar zu langweilig, so turnte man an einem in dem Gewölbe des Zimmers befestigten Ringe, oder setzte sich Theodor ans Klavier und akkompagnierte, während er selbst oder ein Kamerad, der Prophet der Schöpfung genannt, die Geschichte oder die erhabenen Psalmen Jeremiae und Jesaiae in herzzerreißenden Tönen in der Ursprache hersangen. Gesang und Musik waren schon damals Theodors Haupterholungen; Uhlands Lieder (des Sängers Fluch, Ich hatt' einen Kameraden usw.) und Goethes „König in Thule“ seine Lieblinge.

Während seines langen Aufenthaltes in Schäßburg geriet Theodor nur zweimal mit den Schuldisziplinargesetzen in Konflikt: einmal geschah es, als er bei Gelegenheit eines Schulfestes einem Buchbindergefallen, der ihn im

Kaufshe angefallen, mit einem Stock eine Wunde am Kopfe beigebracht, wofür er, da der befragte Wundarzt die Verletzung als grobe bezeugte, mit achttägigem Karzer büßte (er benützte dessen Stille zur Einübung mathematischer Beweise mit Erfolg); zum zweiten Male, als er samt einigen anderen mit dem vor der Fleischlaube stehenden Fleischarren durch die einzige (schlecht) gepflasterte Straße der Unterstadt um Mitternacht mit solch unerhörtem Gerassel bis zum Mühlgraben, in den jener zuletzt gestürzt wurde, dahinrannte, daß alle Bewohner derselben aus dem Schlafe gepolttert wurden. Die ganze Sache war mehr Leichtsinns als Vergehen und wurde leichter geahndet, fand aber in der gelungenen Zeichnung eines Mitschülers ihre Verewigung.

An der heutzutage sehr beliebten Verwendung der Nachmittage des Sonntags zum Besuche von Mädchengesellschaften und an sentimentaler Unterhaltung überhaupt hatte Theodor keinen Gefallen. Seine Zeit der Erholung wurde zu Spaziergängen, im Frühling zu Ballspielen, im Winter zu Schlittschuhläufen benützt und über die regulären Besucher solch zärtlicher Kränzchen, ihr Wichtigkeit mit Torheiten und ihre verliebte Geheimnisräumerei manch treffender Witz zutage gefördert. Am 4. und 5. August 1845 bestand Theodor mit 7 Mitschülern die in Schäßburg wirklich rigorose Maturitätsprüfung. Sie fand in der Hauptkirche statt und die zu Prüfenden wurden zum Behuf der Abfassung eines schriftlichen lateinischen Aufsazes über das Thema „non scholae sed vitae“ nach altem Gebrauche in die verschiedenen Räume der Kirche verteilt. Theodor nahm seinen Platz im allerhöchsten Teil der „Gestühle“, unmittelbar neben einem an der Orgel angebrachten posaunenblasenden Engel und arbeitete mit Hilfe dickleibiger Wörterbücher nach Ablegung aller nur irgend entbehrlichen Kleidungsstücke aus Leibes- und Seelenkräften an dem Aufsaze, daß ihm die

Schweißtropfen perlengleich an Stirne und Schläfe standen. Als die zur Vollendung desselben bestimmte Zeit verstrichen war, machte er ein kühnes usw. und sagte damit dem Gymnasialleben Balet, um seine Errungenschaften nun an der Hochschule und im Leben zu vervollständigen und zu bewähren. Als Morgengabe für die Zukunft nahm er vom Gymnasium mit einem schon zu einer wunderbaren Festigkeit und Biederkeit ausgebildeten Charakter, die reinste Begeisterung für Recht und Seelenschönheit, die Achtung seiner Lehrer und die warme Freundschaft seiner Kameraden. Ein sogenannter Exitus-Ball versammelte die letzteren noch einmal zu frohem Beisammensein. Dann fiel der Vorhang am Schlusse des Lustspieles der fröhlichen Knabenzeit und nach allen Richtungen gingen die Genossen vieljähriger Freuden und Leiden auseinander: einige, um in der Gewöhnlichkeit des Lebens, in den sogenannten Verhältnissen unterzugehen, andere — und Theodor für viele unter ihnen — um sich nie mehr wiederzusehen.

Theodor kehrte für kurze Zeit in das elterliche Haus nach Reichsdorf zurück, wohin der Vater als Pfarrer von Waldhütten gegangen, bezog aber schon im Herbst desselben Jahres 1845 als Student der Rechte die 1844 gestiftete Rechtsfakultät in Hermannstadt, in Gemeinschaft mit zwei Schulkameraden, deren einer jedoch das corpus juris bald mit der Bibel vertauschte, um später unter veränderten Verhältnissen wieder zur Gerechtigkeitspflege zurückzukehren.

Die Rechtsfakultät in Hermannstadt verdankt ihre Entstehung einem Bedürfnisse, das mit den an Kraft und Ausdehnung zunehmenden Angriffen der Mitnationen auf sächsisches Recht und die sächsische Verfassung fühlbarer wurde. Die gleichnamigen Anstalten der Katholiken und Reformierten in Klausenburg, Enhed und Neumarkt boten übrigens in der von ihnen protegierten Memorierfertigkeit

und Denksfaulheit dem an edlere Kost gewöhnten sächsischen Jüngling auch so wenig wahrhaft geistige Nahrung, die Beschäftigungslosigkeit und die Laxheit der Sitten in den magharischen Städten so viel Veranlassung zu Ausartung und Verderbnis, lieferten aber auch bei bescheidenen Anforderungen so wenig genügende Resultate, daß nur die gewöhnliche Langsamkeit in Neuerungen, die, wie sich später zeigte, auch in pekuniärer Beziehung im Reiche der Möglichkeit liegende Abstellung dieser Uebelstände so lange verzögern konnte. — Man tat besonders von Seite der Magharen sehr Unrecht daran, zu glauben, es werde sich mit dieser Absonderung der Sachsen ihr Gegensatz gegen magharische Tendenzen zu vollendetem Hasse auswachsen. Ein Gegensatz war vorhanden, aber vielleicht gerade, weil der in Betreff der Moralität und der Rechtsgrundsätze noch ziemlich „spießbürgerliche“ Sachse magharisches Treiben und Leben nur aus der heillosen Sittenverderbnis der Hauptstädte, dem wüsten Leichtsinn und der Oberflächlichkeit der Kollegianer, also aus unmittelbarer Anschauung des Schlechtesten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte. Durch die örtliche Entfernung und den Mangel persönlicher Anschauung verloren diese Mängel viel von ihrer grellen Abstoßungskraft. Man hätte sich gewöhnt, in den Magharen Bundesgenossen im Kampfe für edlere Güter der Menschheit zu erblicken; die jüngere sächsische Generation, deren Herzen warm für politische Freiheit schlugen und die Schmach eines demoralisierenden und verdummenden Systems tief fühlten, würde, trotz des damals empörend pöbelhaften Auftretens fast der ganzen magharischen Journalistik gegen die Sachsen, den Kampf für jene Güter freudig mit aufgenommen haben; — hätte das siebenbürgische Gubernium sächsisches Recht zu jener Zeit nicht mit Füßen getreten und in den Köpfen der magharischen Landtagsmitglieder in der Sprachangelegenheit Berech-

tigkeit und Klugheit den Sieg über die nationale Leidenschaftlichkeit zu erringen gewußt. Selbst die getretene Schlange krümmt sich und sticht ihren Peiniger; um wie viel mehr muß der äußerste Widerstand gegen solch lebensgefährdende Angriffe einem Volke als heilige Pflicht zu Gute gehalten werden, in dessen jüngerer Generation das rege gewordene Bewußtsein einer ehrenvollen Vergangenheit, der Verdienste um die Kultur des Landes und der erklimmenen Bildungsstufe den Gedanken eines nationalen Unterganges in roheren, in ihrem Bestande selbst zweifelhaften Volkselementen, mit Zorn und Empörung von sich weist. Die Magharen hätten sich demnach freuen sollen über die Errichtung der Rechtsfakultät in Hermannstadt, nicht bloß, weil sie ein Mittel war, das Rechtsstudium dem Alleinbesitz des magharischen Adels und den Kreisen der Advokatenkniffe, in die es gefallen, zu entwinden, sondern vornehmlich, weil tiefere und umfassendere Bildung, geistigeres Zusammensein der Jünglinge, nicht mehr zusammengekittet bloß von der in früheren Anstalten durch die Antipathie der Magharen erzeugte Notwendigkeit gemeinsamen Gegenseites, auch notwendig Geist und Begeisterung für Recht und Freiheit, für ein wahrhaft konstitutionelles Staatsleben erzeugt, also — wenn es die Magharen ehrlich meinten — wadere Mitstreiter geschaffen haben würde. Aber die Fakultät war wie die Schwabeneinwanderung von 1846 ein Greuel in den Augen dieser Politiker ohne Menschenkenntnis und Fernsicht und ihr Gruß an sie ein von vorneherein jede freundliche Annäherung zurückstoßender, für beide Parteien später unheilvoller Fluch. Die entschiedene Stellung der sächsischen Jugend gegen die magharische Revolution von 1848 erklärt sich mit aus diesem Umstande.

Die Fakultät kam indessen nicht gerade mit der Gabe einer auch nur möglichen Vollkommenheit zur Welt, am

allerwenigsten sagte sie den Studenten selbst zu, denen der Unterschied zwischen ihr und dem eben absolvierten Gymnasium fast nur darin zu bestehen schien, daß sie hier „meine Herrn“ und dort „Sie“ hießen, und hier doppelt so viel zu repetieren hatten, als dort. Von einer vernünftig begründeten geistigen Erziehung der Schüler zu künftigen Bürgern, zu würdigen Vertretern oder Ausbauern der ehr- und achtungswürdigen Konstitution eines Volkes war wenig die Rede. Das fühlte denn auch Theodor bald, und je länger er sich an der Fakultät befand, desto widerwärtiger wurde ihm Geist und Gebaren derselben. Noch am 26. April 1847 schrieb er an einen Freund: „Der Grund meiner Unzufriedenheit war jedoch nicht die allzugroße Ueberbürdung mit Studien, worüber sich viele beklagen, denn an denen habe ich mir eben nicht wehe getan und manche als Spielerei abgemacht; was mich ärgerte und noch ärgert, ist die Art und Weise, wie die Studien betrieben werden wollen,¹ die so sehr nach dem Schulstaube riecht und wodurch einem alle Lust zu einem freien und selbständigen Betriebe der Studien geraubt wird, indem sich der Schüler begnügt, wenn er in den wöchentlichen Repetitionen seinen Paragraph aus dem Hefte herabrezitieren kann. Hierzu kommt noch, daß der Schüler bald einsehen lernt, daß das meiste, was er hier lernen muß, nur Stückwerk ist und gerade hinreicht, damit derselbe einen notdürftigen Begriff von der Wissenschaft erhält.“

Man achte eine solche von den Studenten höherer Schulen gegen die Anstalt ausgesprochene Unzufriedenheit

¹ Die Prüfungen waren sehr strenge und wurden in Gegenwart des Oberkonsistoriums, des Nationalkonfluges und der Deputierten der systematischen Deputation abgehalten. Lehrbehelfe gab es fast keine, man schrieb daher die Vorträge nach; am Schlusse der Woche wurde der vorgetragene Stoff kolloquiert.

ja nicht zu gering, hüte sich, sie für den bloßen Ausdruck verletzter jugendlicher Bequemlichkeitsliebe oder in allen Fällen für Früchte einer unverständenen Freiheitschwärmerei zu halten. Man muß die Verehrung kennen, welche der Student der deutschen Hochschule für seine alma mater empfindet, um das zu würdigen. Wir haben in den Augen von Achtzigern, denen wohl keine Gefühlseligkeit mehr zur Last gelegt werden kann, Thränen gesehen, wenn sie ihrer Tage von Tübingen und Jena gedachten. Der Mann ist überhaupt um einen Hochgenuß, um eine unvergleichlich tief reichende Erfahrung ärmer, wenn er im Spiegel seiner Jugend nach zwei Bildern vergeblich sucht: nach dem Bilde einer frohen, schönen Universitätszeit und dem einer reinen, ersten und glücklichen Liebe. Alle Erfahrung der späteren Zeit wird diese Lücke nicht ausfüllen können; selbst die Wissenschaft wird ihm fremder sein, frucht- und herzloser erscheinen, wenn er sie immer nur unter dem Gorgonenschild der eisenbewehrten Göttin und nie in der fröhlichen Anmut Apoll's und der Charitien erblickte. Und zumal eine Anstalt, die eben ihre Wurzeln in des Volkslebens tiefste Tiefen schlagen will, sollte sich hüten, in den Herzen ihrer ersten Zöglinge Gleichgültigkeit oder Abneigung zu erzeugen. Das heißt Hand an sich selbst legen und die Grundbedingungen des eigenen künftigen Gedeihens gefährden. Wehe, wenn der Bestand der Anstalt nur im Bestand eben eine Stütze findet, oder man sich gewöhnt, sie als notwendiges Uebel fortvegetieren zu lassen; wehe, wenn sie sich nicht in der überwiegenden Mehrzahl ihrer Schüler Sonnenstrahlen zu erziehen weiß, deren Wärme auf ihr eigenes Leben, Blüten und Früchte zeitigend, zurückfällt.

In den Jahren 1845/6 war das Turnen in Hermannstadt modern. Es ging damit, wie mit so Vielem in größeren Städten: selten überdauert da etwas den Reiz der Neuheit,

und am allerwenigsten etwas, was mit der Bequemlichkeit in so argem Gegensatz steht, die Bestrebungen der Modeschneider durchkreuzen und Watte, Zuckerbäcker und Apotheker entbehrlich machen, also dem Ertrage so ehrenwerter Geschäfte Abbruch tun will. An der Spitze des Turnwesens stand damals Karl Badewitz, ein Preuße. Leichtsinn und Modehabscherei, das herrschende Jungherrentum, und die Unbequemlichkeit, für einen Sonderling gehalten zu werden, trugen neben dem, daß das Turnen nach seiner erziehlichen Seite damals überhaupt weniger ausgebildet war, die meiste Schuld daran, daß die Staatsanstalt von später sich eines ebenso geringen freien Besuches als besonders guten Rufes zu erfreuen hatte. — Die Fakultätschüler von damals aber turnten recht wacker, am wackersten von allen Theodor, der bereits in Reichsdorf an selbstverfertigtem Reck und Barren sich geübt und nun allen Kameraden als Beispiel und Muster voranging. Seine Wahl in den Ausschuß des Hermannstädter Turnvereins gereichte ihm zur Ehre und Freude. Da ihm das Turnen weder Spielerei noch bloßes Beförderungsmittel der Verdauung oder Palliativ gegen Leberkrankheit, sondern großartiges, auch geistiges Volkserziehungsmittel war, widmete er ihm unausgesetzt und ernstlich die gebührende Aufmerksamkeit und Pflege. Turnfahrten, mit Spiel und Gesang gewürzt, wurden nach Talmesch und zum Roten Turm veranlaßt, Spaziergänge, besonders mit Fritz Sternheim nach Heltau gemacht, in anregenden Turnfesten die Gunst des großen Publikums dem neuaufblühenden Institute zugewandt. Ueberall war Theodor voran und galt, an Herz und Körper kerngesund, allgemein als der kräftigste Turner. Gemüthsheiterkeit setzte über manche kleine Unfälle hinweg; gar oft war das Lachen größer als das Unglück. Als Theodor einst auf einem Gang in den Jungen Wald bei einem Sprung zu kurzen Anlauf

nehmend, statt auf festem Land in Festtagskleidung sich im Schweißbache befand, lachte niemand herzlicher als er selbst.

Zu Pfingsten 1846 kam er mit vielen Fakultisten zur Versammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde nach Mühlbach und besuchte von dort aus Karlsburg. Im Herbst desselben Jahres machte er mit Sternheim, dem Rechtskandidaten Mäß und dem Maler Schuller (der damals auch ein Porträt von ihm anfertigte),¹ eine Fußreise nach Neß und dem Bade Kérolly, welche trotz der überschüttenden Gnade des Regengottes für die Beteiligten alle, auch wegen Theodors gemüthlichem Wesen und Humor zu den angenehmsten Erinnerungen zählt.

Zu Theodors Lieblingserholungen gehörte das Singen. Im Jahre 1847 übte er sich darin unter Leitung des beim Hermannstädter Musikverein angestellten Sängers Konninger und gewann Kunst und Lehrer so lieb, daß er der Ausbildung seiner (Baß) Stimme Pfeife und Biertrinken opferte.² Wie viele von uns beweisen solche Herrschaft des Geistes über angewöhnte leibliche Genüsse?!

Das Leben auf der Universität ist dann erst recht fruchtbringend gewesen, wenn es Freunde erwirbt, die gleichfühlend und mitstrebend im ernstesten Leben wie ebensoviele Memnonssäulen an den verschiedenen Orten der Heimat stehen, in denen jeder leiseste Hauch der eigenen Seele einen harmonischen Widerhall zu erzeugen im Stande ist. Das allein gibt dem einzelnen Mut, auszudauern und fortzuwirken, wenn er das eigene Streben nicht vereinzelt weiß. Nichts ist zur Stiftung solcher tatbereiter, aufopferungsfräftiger Freundschaft geeigneter, als die Gründung von

¹ Das Titelbild ist eine Kopie dieses Porträts.

² In der damaligen Liedertafel, einer geschlossenen Gesellschaft von 25 Mitgliedern, die allwöchentlich einmal zusammenkamen, wurden meistens vierstimmige Lieder gesungen.

Kränzchen, in denen unter der Folie heiterer Laune und unbesorgten Genusses Geist an Geist sich reiben, Herz in Herz sich ergießen, Seele mit Seele sich austauschen kann. Was der Humor in müßigen Augenblicken ersann, was die ernstere Stunde bewegte, die Thräne, die der Weltschmerz weint, Lachen und Seufzen der Liebe, spiegeln sich an der empfindlichen Grundlage eines solchen Kränzchens wider, finden in demselben ihre Anerkennung oder Heilung. Wahrheit, der Mut besser zu werden und die Ueberzeugung von der reinsten Absicht und Quelle des dort empfangenen Lobes oder Tadelns müssen die Grundlage desselben bilden. Keiner, der darin aufgenommen ist, darf unbeschäftigt oder unbeachtet bleiben. Das beste Mittel, beides zu verhüten, ist die Stiftung einer periodischen Zeitschrift, eines Sprechsaales für alle das kleine Gemeinwesen betreffenden Fragen. Das Meiste ist schon gewonnen, wenn man den Tadel über sein eigenes liebes Ich ohne Empfindlichkeit hinzunehmen versteht und durch denselben zu ernstem Nachdenken und gewissenhafter Selbstbeobachtung bestimmt wird; auch die Fakultisten von Hermannstadt schrieben in jenen Jahren eine solche Zeitung und nicht ohne Aufmerksamkeit und Nührung lesen wir noch heute die in derselben enthaltenen Aufsätze. Neben Betrachtungen über Pedelle, Hermannstädter Tagesfragen und Fakultätsvorfälle, neben gefühlvollen Herzensergießungen und Aehnlichem enthalten ihre Spalten doch auch manchen sehr ernstern Gedanken, eine Menge zwar jugendlich idealistischer, doch zu den schönsten Hoffnungen berechtigender edler Entwürfe und lassen oft im Wetterleuchten des Horizonts das Gewitter der Selbstüberwindung erkennen, welches dort tief unter der heiteren Bläue des sichtbaren Himmels mit der Schwüle des Egoismus und der Leidenschaft seine siegreichen Kämpfe streitet.

So eifrig Theodor im Besuch dieser Kränzchen war,

so wenig hat er selbst in die dort unterhaltene Zeitschrift geliefert. Sein ganzes Wesen drängte mehr zur That als zum Reden und Schreiben, (*optimus quisque dicere quam facere malebat*), gar Manches in solchen Blättern ist, wie es nicht anders sein kann, nur Stilübung, und eine solche war ihm nicht zusagend. Auch als er später mit dem Artikel „Keine Union“ vor die Oeffentlichkeit trat, that er es mehr, weil er es für Ehrensache hielt, in jener Lebensfrage seiner Nation, eine Meinung auszusprechen, als um etwa sich selbst dadurch in seiner Ansicht zu kräftigen. Seine Urtheile waren nie rasch, aber wenn einmal gefaßt, immer fest und entschieden.

Das Leben in Hermannstadt an der Fakultät war übrigens für Theodor so unbefriedigend, der Aufenthalt an einer deutschen Universität ihm durch die Schilderung von dort zurückgekehrter oder noch dort weilender Freunde so anziehend, daß er ernstlich an den Besuch einer solchen nach Beendigung der Fakultätsstudien dachte. Er schreibt darüber in dem bereits einmal angeführten Brief: „Doch es dauert die Plage nur noch zwei Monate die Prüfungen mitgerechnet und dann adieu Hermannstadt! Ob ich dann mit meinen übrigen Kommilitonen nach Marosvásárhely gehen werde oder zu Euch komme, darüber schwebt noch ein geheimnisvolles Düsterniß, vor dessen Aufklärung mir nicht wenig graut. Denn wenn ich in die eine Wagschale Marosvásárhely, in die andere Leipzig, in die eine ein langweiliges und wüßtes, in die andere ein Leben voll der herrlichsten geistigen und gemüthlichen Freuden lege, wird die Wahl eben keine schwere sein, wenn nicht vielleicht andere Umstände hindernd dazwischen treten. Sollte ich aber doch nach Marosvásárhely müssen, so glaube ich, ich könnte mich in meinem Grimme an dem ersten, besten Enkel Tuhutums vergreifen, so zuckt es mir bei dem bloßen Gedanken hieran in meinem

Arme. Doch früher oder später, das steht bei mir fest, daß ich auf welche Weise immer es zu bewerkstelligen suchen werde, daß ich eine Zeit lang auf einer deutschen Universität zubringen könne.“¹ Sein Wunsch gelangte nicht zur Ausführung, denn als er nach Ablegung der Sommerprüfung in Hermannstadt, bei dem königl. Gubernium in Klausenburg mit dem treuen Fritz Sternheim als Rechtskanzellist eingeschworen, zog er im November 1847 mit demselben Freund zum sogenannten praktischen Kurs an die königl. Tafel nach Neumarkt, hörte dort ein Privatissimum über ungarisches Privatrecht und langweilte sich in der schalen Armut des bekannten Tabular-Kanzellistenlebens. Zum Glück nicht lange. Im März 1848 zündete der Funke des 24. Februar auch in Siebenbürgen. Die erste Lebensfrage war hier die Union. Sie wurde in allen magharischen Orten mit der bekannten Leidenschaft aufgegriffen und die Stellung der handvoll sächsischen Kanzellisten im Gegensatz zu der fanatisierten magharischen Jugend in Neumarkt wurde eine sehr peinliche. Die Stimmung unter den ersteren war allgemein gegen die Union; sie weigerten sich, die ungarische Trikolore zu tragen und wurden deshalb sogar mit Prügeln bedroht. Die meisten kehrten bald nach Hause zurück, um dem Unfug und den Beschimpfungen zu entgehen. Auch Theodor war unter diesen, doch litt es ihn nicht lange in der Untätigkeit des Dorflebens. Bald ging er nach Hermannstadt, um in fleißigem Turnen sich für den immer näher und schwärzer heranrückenden Kampf zu kräftigen. Von dort aus sandte er den nachfolgenden Artikel „Keine Union“ in die Öffentlichkeit.

¹ Nach einem anderen Briefe wäre er gar nicht abgeneigt gewesen, Theologe zu werden, fürchtete aber die Bedenken des Vaters.

Keine Union!

„Videant Consules, ne quid res publica detrimenti capiat“ so lautete der Senatsbeschluß, wenn dem römischen Staate eine Gefahr drohte, das heißt zu deutsch: Sehet zu ihr Leiter des Gemeinwesens, daß es keinen Schaden nehme! und diese Worte rufe ich und rufen mit mir gewiß viele Gleichgesinnte gegenwärtig unseren Volksvertretern zu. Sehet zu ihr die ihr berufen seid, von eurem Volke berufen seid, für seine Wohlfahrt zu wachen, zu ringen und zu sterben, daß ihr an diesem eurem Volke so handelt, wie es sein wahres Wohl erheischt, daß ihr nach Pflicht und Gewissen handelt, damit ihr zu jeder Zeit vor dem Richterstuhl der Geschichte von eurem Haushalte mit eures Volkes Gerechtfamen Rechenschaft ablegen könnet, damit nicht eur Sohn sein Unglück euch auf die Seele binde, damit nicht eur Enkel schon in fremder Sprache euch seinen Fluch in das Grab nachschleudere.

Union! Union! Union! hört man auf vielen Seiten schreien, doch ich donnere dazwischen: Keine Union! Keine Union! Keine Union! und jeder der noch ein Tröpfchen von dem reinen Blute unserer Väter geerbt, jeder, dem der Name „Deutscher“ das Blut schneller durch die Pulse jagt, jeder, der den Fluch eines Volksverrätters nicht auf sich laden will, spreche mir nach: Keine Union! — Wißt ihr, was diese 5 Buchstaben (Union) heißen? Sie heißen nichts Geringeres als: Das Sachsenvolk ergibt sich vermöge derselben auf Gnade und Ungnade an die Ungarn, und zwar ohne Schwertstreich, es erwartet von der Großmut der Ungarn alles das, was es Jahrhunderte hindurch besessen hat, was es gegenwärtig faktisch und rechtmäßig besitzt, was es für alle Ewigkeit rechtmäßig besitzen soll, was ihm kein Ungar, kein Wallache mit Gewalt rauben kann, wenn wir nicht selbst unsere Hand zum — Selbstmorde erheben. Jene Buchstaben bedeuten nichts Geringeres als: wir helfen mit, daß nach 50 Jahren schon kein deutscher Laut in diesen Gauen ertönen, daß in kurzer Zeit kein deutsches Lied seine süßen geweihten Klänge zum blauen Himmel emporsenden, daß deutsche Sitte, Kunst, Wissenschaft verkümmern und verschwinden, daß der Siebenbürger

Deutsche zum Ungarn oder Wallachen werden und die Früchte seines Fleißes auf Fremde vererben soll. Und das alles vermöge der Union! Das sind Kleinigkeiten, nicht wahr? Ich frage euch alle, die ihr von „Union“ sprecht, habt ihr überlegt, mit wem ihr die Union eingehen wollt? mit dem Ungarn? Sehet hin auf die Geschichte vergangener Jahrhunderte, wie auch nur auf die der letzten zwei Landtage! Haben sie euch nicht tief die Warnung eingekätzt: Trau, schau, wem? — Wann hat wohl der Ungar dem Sachsen von Herzen wohlgewollt, wann war seine Freundschaft gegen den Sachsen eine aufrichtige selbst dann, wenn er in Gefahr war, wenn er sich hinter die festen Mauern der sächsischen Städte und Burgen flüchtete? Wem haben wir es zu verdanken, daß der Schatz unserer Freiheiten und Gerechtsame sich um vieles leichter auf uns vererbt hat? Wem anders als der Nation und den freundschaftlichen Gefinnungen unserer Mitnationen, und doch hatten wir damals ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Wahrlich, wir dürfen nicht hoffen, daß sich diese 700 jährige Freundschaft der Ungarn gegen die Sachsen über Nacht geändert haben sollte. Wenn auch die Beschlüsse des letzten ungarischen Reichstages sehr hochherzig klingen, wenn sie die Aufrechterhaltung der Nationalitäten und Sprachen versprechen, in wie weit sie nämlich einer engeren!! Verbindung Siebenbürgens mit Ungarn nicht hinderlich seien, so dürfen wir uns dadurch doch nicht zur Union fördern lassen. Denn wo bleibt die Garantie für solche Versprechungen? Ist Ungarn nicht gerade gegenwärtig in der größten Verwirrung? Wer kann voraussagen, welches die nächste Zukunft Ungarns sein werde, wer kann sagen, ob nicht die Ungarn schon gegenwärtig Reaktionen planen, oder durch schwindelnde Ideen und Intentionen der Losreißung von Oesterreich an ihrem eigenen Grabe graben? und würde ihr Fall nicht auch uns durch die Union in den Abgrund reißen? Wer dem Gang der Ereignisse in der Geschichte gefolgt ist, wird erraten, wohin die Bestrebungen und Errungenschaften der Fortstürmenden zielen: eigenes Ministerium, besonders Verlangen nach eigenem Finanz- und Kriegsministerium, Ausweisung alles nicht ungarischen Militärs und Zurück-

verlegung alles ungarischen Militärs nach Ungarn, Stellung der Grenzsoldaten Ungarns und Siebenbürgens unter den Palatin — merkt ihr, wo das hinaus will? Erinnert euch des Eides den ihr geschworen! In dem Falle sogar, wenn der ungar. Reichstag durch ein Staatsgrundgesetz uns unsere jetzige Verfassung verbürgte, so ist diese Bürgschaft nicht genügend, denn sie stellt uns noch immer nicht sicher, daß nicht bei einer ähnlichen Umwälzung der Verfassung, wie die jetzige in Ungarn ist, eben jenes Gesetz auch aufgehoben würde. Von einem und demselben ungarischen König haben die Ungarn ihre bulla aurea und die Sachsen ihren goldenen Freiheitsbrief erhalten, ein und derselbe Reichstag, der die bulla aurea aufgehoben hat, kann über kurz oder lang auch unser Andreanum nicht mehr für zeitgemäß erklären und unsere ganze Verfassung aufheben. Deshalb dürfen wir uns nicht in die Gefahr begeben, daß fremde, Unerbessene über das Wohl und Wehe der Nation beraten und verfügen können. Drum keine Union! Die Ungarn und Szekler mögen sich immerhin unieren, hiedurch wird der trinationale Verband aufgelöst, wir erklären unsere Nation für selbstständig und stellen uns unmittelbar unter den ungarischen König, welcher kein anderer sein darf als der österreichische Kaiser. — Nehmt euch ein Beispiel an unseren Schicksalsgenossen, den Kroaten, wie selbständig, eines freien Volkes würdig ist ihre Haltung den Ungarn gegenüber! Sie haben erkannt, daß ihnen aus ihrer Vereinigung mit Ungarn kein Heil blühe, sie wollen in den alten Stand zurückkehren, von welchem sie durch die beharrlichen Agitationen der Ungarn verdrängt und nahe zur Verzweiflung gebracht worden waren. — Eine Union unter den Bedingungen der Aufrechterhaltung unserer Nationalität, Munizipalverfassung und Sprache ist ein Unsinn, denn das ist keine Union. Dem Ungarn ist es lediglich darum zu tun, daß wir in die Union einwilligen, eine Würdigung jener Bedingungen liegt gar nicht in seinen Absichten und ist bei seinem rücksichtslosen Verfahren gar nicht zu erwarten, denn er verlangt eine enge Union. Drum eben von unserer Seite keine Union. Wehe über die feigen Memmen, die da sagen: „unser Widerstreben fruchtet nichts, wir müssen

in die Union einwilligen". Wer muß? Der Sklave, der keinen freien Willen hat. Ein freier Mann hat das schmachvolle Wort „muß“ gewiß nicht erfunden. Warum müssen wir? Sind wir nicht freie Leute? Wer will, wer kann ein freies Volk zwingen?

Ich frage weiter: bedürfen wir denn überhaupt der Union? Ist denn die physische und moralische Kraft unseres Volkes schon so tief gesunken, daß wir zur Aufrechthaltung unserer Verfassung, unserer Nationalität, fremden Schutzes, ungarischer Hilfe bedürfen? Sollten wir nicht mehr imstande sein, unser Gemeinwesen, das sich 7 Jahrhunderte hindurch beim Andränge unzähliger innerer und äußerer Anfechtungen unter Gottes Beistand und dem kräftigen Steuer unserer Vorfahren erhalten hat, mit eigener Kraft auch fernerhin zu leiten? Da, wenn dies letztere der Fall ist, wenn wir aus eigener innerer Schwäche die Vereinigung mit Ungarn suchen — dann ist es freilich um unser Volk geschehen, denn dann sind wir der Freiheiten und Errungenschaften, für welche unsere Väter Gut und Leben eingesetzt haben um sie uns unverfehrt zu übergeben, nicht mehr wert, dann geschieht uns eine Wohlthat, wenn wir vernichtet werden. — Doch dem ist Gott sei Dank nicht also. Der Kern unseres Volkes ist noch immer frisch und edel, er hat seine schaffende Kraft nicht verloren. Unsere äußere Verfassung steht seit Jahrhunderten in solchem Stande, daß wir durch unseren Anschluß an Ungarn nichts gewinnen; ich meine das Gebäude an sich, die Mängel, die sich in dieses Gebäude eingeschlichen haben, können und werden wir aus eigener Machtvollkommenheit beheben, denn unser Volk hat die Forderungen der Zeit erkannt und wird ihnen folgen. Wir brauchen dabei keinen ungarischen Reichstag.

An Euch aber, denen die Sorge für eures Volkes Wohlfahrt anvertraut wurde, an euch ihr Vertreter dieses Volkes ergeht mein Aufruf und der jedes echten sächsischen Patrioten: spricht nicht von Union, sondern seht zu, wie ihr das geschwächte, um nicht zu sagen vernichtete Vertrauen eures Volkes wieder erwerbet! Wäret ihr Zeugen davon, wie unser Landvolk über euch urtheilet, wie sie es unberhohlen aussprechen: da und da und hier sind wir von unseren Beamten

hintergangen, betrogen worden, ihr würdet zur Besinnung kommen und Euch selbst von eurem Tun und Lassen strengere Rechenschaft geben. Wer ist schuld daran, daß man sich an manchen Orten der Errichtung der Bürgerwehr widersetzt? — Ihr allein tragt die Schuld daran, das Landvolk fürchtet einen neuen Betrug hinter dieser Einrichtung. Die heiligsten Versicherungen, die Einrichtung der Bürgerwehr sei von den Vertretern des Volkes bloß zum Wohle dieses Volkes zum Schutz und Schirm des eigenen Herdes angeordnet worden, fruchten nichts, das Vertrauen des Volkes zu seinen Vertretern ist verschwunden. — Darum ihr Volksvertreter, sprecht nicht von Union, ihr habt Besseres und Notwendigeres zu tun, häufet nicht dadurch zu Euren vielen Sünden noch die größte, deren ihr fähig seid, die Sünde des Nationsmordes! —

Könnte ich doch meinen Worten Kraft verleihen, daß sie von allen Söhnen meines geliebten Volkes vernommen würden, damit es von jedem Bergücken, aus jeder Talschlucht unserer Gauen, wo noch deutsche Laute tönen, wiederklinge: Keine Union! Keine Union sei die Parole der Bürgerwehr, Keine Union der Gruß unter den Turnern unseres sächsischen Vaterlandes!!

Theodor Fabini."

Wir sind an dem Punkte angelangt, den wir nicht überschreiten dürfen, ohne auf die Stellung einen Blick geworfen zu haben, welche die sächsische Jugend am Anfange der magharischen Revolution einnahm. In dem letzten Jahrzehnt hatte der wiedererlaubte Besuch ausländischer Universitäten eine Menge von Ideen und Neuerungsbestrebungen in den Köpfen derselben erzeugt, denen, so sehr sie größtentheils auch in dem beklagenswerten Zustande des Volkes ihre Berechtigung finden mochten, doch weder die Regierung noch die sächsische Gewohnheitsaristokratie Rechnung zu tragen gewillt war. Aus dieser Negation entstanden Reibungen in Schrift und Wort, die sich leider selten auf dem freien

Felde der Debatte erhielten, sondern regelmäßig in gehässige Persönlichkeit übergingen. Die strittigen Punkte waren besonders: Oeffentlichkeit der Vertreterberatungen, größere Selbständigkeit der Kommunitäten und Reorganisierung derselben auf der Basis zunächst der Regulativpunkte von 1795 und 1797, Anstalten zur Wehrhaftmachung des Volkes (Turnschulen und Schützengesellschaften), Schöpfung eines kräftigen nationalen Volkslebens durch Einrichtung schulauffsehender Behörden mit ausgedehnterer Vertretung des Lehrerstandes, durch Zeitschriften, Vereine, Volksfeste. Das sind die Neuerungen, gegen deren Verfechter man mit Verdächtigung und Unterschlebung egoistischer Zwecke zu Felde zog. Als ob es nicht zu allen Zeiten viel bequemer und einträglicher gewesen wäre, sich der herrschenden Partei anzuschließen, als einer Opposition die beste Lebenskraft zu opfern, deren Erfolg man in der Regel selbst nicht erlebt, als Unruhe, Mißgunst, Neid und Verläumdung statt der Gegenteile freiwillig aus der Urne des Schicksals zu ziehen. Aber das Bewußtsein des reinen Willens und der Pflicht vermag über all' diese Kleinqualen zu erheben. Auf der einen Seite die Berufung auf die bekannte Phrase von der Erfahrung und die Einwirkung des „Lebens“ auf den Gesinnungswechsel, vornehmes Lächeln über das vermeintliche Danaidengeschäft, oft auch Mangel reiner Liebe zu Amt, Stand und Volk, dürstige Taten und kleinliche Künste; auf der anderen freilich oft Oberflächlichkeit und geringe Durchbildung der vertretenen Ideen, erzeugt durch den Mangel eines regen politischen Lebens und einer tüchtigen Presse, aber prinzipiell gute Absichten, Begeisterung für die Grundlage des Volkswohles, die Volksbildung und das erhebende Bewußtsein beider. Das sind die Grundzüge der beiden Parteien, die sich im Sachsenlande gegenüber standen, unvermittelt durch die Region derer, die sich in der Halbheit

Breit machten und von einem Standpunkte über den Parteien fabelten, als der März 1848 hereinbrach und mit ihm neues Leben und größere Energie der verteidigten Meinungen, die allerdings bis dahin nur noch gegen die sächsische Bürokratie, nie gegen ihre eigentliche Quelle, das damalige System der Regierung, geltend gemacht worden waren. Jetzt sah man, daß man bisher die Flüsse habe ausschöpfen wollen, ohne die Quellen zu verstopfen, daß man im Kampfe mit den kleinen Geistern und kleinen Nebeln Kraft und Zeit unnütz vergeudet. Man wußte zugleich, daß Oesterreich, von dem konstitutionellen Prinzip überrascht, in seinem inneren Bestand und in seiner Geschichte wenig Garantien gegen eine Reaktion biete und deshalb stimmte die Mehrzahl der bisherigen Oppositionsmitglieder im Sachsenlande für die Union Siebenbürgens mit Ungarn, um im Bunde mit dem für edler und ehrlicher gehaltenen Nachbarn, einen Damm gegen die wahrscheinliche Reaktion zu bauen. . . Es war ein Fehlgriff, kein Verrat, wie die Gegenpartei schrie; mit den Magyaren von damals, den verwöhnten Kindern adligen Hochmutes und barbarisch-romantischer Erinnerungen, den Fanatikern einer magharischen Centralisationstheorie ließ sich kein Bund auf Treue und Glauben schließen. Als die Ungarn der Tatsache der Union bald darauf eine andere Bedeutung unterschoben und durch jenen berühmten Staatsstreich auf dem Pester Reichstage ihr Gewissen über die von Seiten der Sachsen gestellten Bedingungen des Bündnisses hinwegsetzten, war jedoch der Gegensatz des ganzen Sachsenvolkes gegen die Magyaren einmütig und entschieden, und die Führer der sächsischen Opposition haben durch ihr folgendes Betragen gezeigt, daß sie zu allen Zeiten an Patriotismus mindestens ihren Gegnern nicht nachstanden.

Die sächsische Jugend war von vorneherein gegen die

Union, ihr Sinn ein auf Kampf und Schlachten gefaßter. So ging sie eine Zeitlang mit den Konservativen denselben Weg. Aber die Unnatürlichkeit dieser Verbindung zeigte sich bald, als die sächsischen Jünglinge sich mit Hoffnung und Vertrauen um die von ihrem Irrtume gründlich geheilten, früheren, der Opposition angehörenden Führer sammelten. Das Lagerleben stellte die alte Anhänglichkeit vollends wieder her, nachdem man sich von dem guten Willen der verloren geglaubten überzeugt hatte.

Als die von den Magharen vorbereiteten Gewaltmaßregeln eine blutige Lösung der Streitfrage in Aussicht stellten, rüstete auch das Sachsenland und errichtete seine Nationalgarden in den Hauptorten, seinen Landsturm in den Dörfern. Die Jugend drängte mit einem Eifer, der oft rührend war und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, sich zu denselben und es entstanden damals die Hermannstädter 12. Kompagnie, die Kronstädter und Schäßburger Freischaar, und die Mediascher Freischaar — der Stamm des später errichteten siebenb.-sächsischen Jägerbataillons. Knaben von 15 Jahren, selbst krüppelhafte Jünglinge vergossen bittere Thränen, wenn ihnen die Aufnahme versagt wurde.

Natürlich nahm Theodor Fabini an all' diesen Vorgängen den wärmsten Anteil. Nach seiner Rückkehr von Neumarkt hatte er seine Aufmerksamkeit der Bruderschaft von Reichesdorf zugewandt, und manches kräftige Vaterlandslied, das jetzt dort von den Rebbergen widerhallt, haben sie ihm zu danken. In Hermannstadt war er ein eifriges Mitglied der Nationalgarde; sein kräftiger Körper leistete ihm dabei wesentliche Dienste.

In diese Zeit fällt die sächsische Deputation an das Frankfurter Parlament und die Jugend Deutschlands. Bei dem Anblick der Gruppe des Laokoon macht der Schmerz

der Söhne und der flehende Blick, mit dem sie zu dem von denselben Schlangenringen umwundenen Vater um Rettung emporschauen, den unmittelbarsten, erschütterndsten Eindruck. So schaut das Sachsenvölkchen, bedroht von der Schwere eines in furchtbarer Nähe rollenden Schicksals, flehend zu dem Mutterlande empor, zu dem Mutterlande, dessen Arme von denselben Schicksalsringen umstrickt und gelähmt sind, dessen Ohren betäubt von dem eigenen Weh- rufe oft taub waren für fremde Not, dessen Herz wie die Meduse von dem eigenen Anblick zu Stein geworden. Doch hören die Söhne nicht auf, zu flehen, zu mahnen. Also taten sie auch im Jahre 1848. Kaum hatte die Kunde von der Berufung des deutschen Parlaments das Sachsenland erreicht, als das Sachsenvölk in den Personen des Brooser Rectors Friedrich Geltch und der Rechtskandidaten Friedrich Schuler und Martin Schenker drei Deputierte an dasselbe und die gesamte deutsche Nation mit dem Auftrage sandte, die Sympathien des Mutterlandes für die ferne Tochter zu wecken und durch seinen Einfluß womöglich die Union nicht nötig zu machen. Von Seiten der Hermannstädter Turner gewählt, schloß sich unser Theodor Fabini an und setzte im Mai 1848 den Fuß auf deutschen Boden. Er hatte die Heimat verlassen, wie der deutsche Jüngling sie allein verläßt, im Busen „das unbeschreibliche aus heißer Heimatsliebe und unwiderstehlichem Drange in die Ferne, aus bitterem Abschiedsschmerz und fröhlicher Reiselust gemischte Gefühl“, das Auge von süßen Hoffnungen leuchtend, den Kopf mit den süßlichsten Träumen gefüllt. Während des Maiaufstandes befand sich Theodor in Wien. Von dort ging es mit den übrigen Deputierten über Breslau, Berlin (2.—5. Juni), Leipzig, Halle zum Wartburgfest in Eisenach (12. Juni) und dann nach Frankfurt, wo Geltch in einem an den Präsidenten der kon-

stituierenden Nationalversammlung gerichteten Schreiben und in der vom Grafen der Sachsen und den Abgeordneten der 11 Kreise unterzeichneten Adresse „das Volk der Siebenbürger Sachsen an sein großes deutsches Muttervolk“ die Wünsche der Nation dem Frankfurter Parlamente vorlegte. (Blätter für Geist und Gemüt und Vaterlandskunde 1848, Nr. 36). Die Nachricht von der durch die Vertreter der Nation in Klausenburg am 31. Mai eingegangenen Union traf ihn in Leipzig und machte daher einen Teil seiner Sendung überflüssig. Die Sympathie Deutschlands sprach sich in zahlreichen Adressen (von Goltz zusammengestellt und in einem eigenen Hefte gedruckt) und Aufrufen an Sachsen und Magyaren, in Reden und Toasten und Versprechungen aus. Man tue den Deutschen nicht Unrecht, weil sie die letzteren nicht gehalten. Der Glückliche verspricht immer gar leicht und der Jubel Deutschlands über die scheinbar errungene Freiheit überschallte die wägende Stimme des Verstandes. Die Sendung war, wenigstens was ihren Hauptzweck, eine tätige Unterstützung der Sachsen von Seiten Deutschlands anbelangt, durchaus mißlungen; dennoch wurde Goltz, nachdem er in der Universitäts Sitzung vom 1. Juli einen glänzenden Bericht über dieselbe abgestattet, abermals mit dem Hoffsekretär Miller zur Ueberreichung einer ämtlichen Zuschrift der Universität an das Frankfurter Parlament deputiert.

Die Erscheinung Theodors auf den deutschen Turnplätzen in der kleidsamen Tracht, mit den markierten Gesichtszügen, der schlichten, wortkargen Beredsamkeit, mit der Glut im Herzen und der Kraft im Arm, verfehlte nicht, ihm die Herzen aller wackeren zu erschließen und dem Namen siebenbürgischer Turner einen guten Klang zu verschaffen. Aber einen unmittelbaren, wahrhaften Erfolg hatte natürlich auch seine Reise nicht, und er kehrte mit dem

Bewußtsein und der festen Ueberzeugung in die Heimat zurück, daß die Sachsen in dem nahenden Kampfe sich nur auf ihre eigene Kraft, ihre Anstrengung, ihre Begeisterung verlassen dürften. Daher gleich nach seiner Rückkehr sein reger Eifer für die Organisierung der Bürgerwehr in Reichesdorf und das unausgesetzte Bemühen, in die nicht selten groben und störrigen Bauern einige Ordnung zu bringen. Als Oberleutnant und Anführer des Reichesdorfer Landsturmes machte er im Gedeon'schen Korps den Oktober- und November-Feldzug nach Neumarkt mit.

Mehr als diese, von ihm selbst bei der Sprödigkeit und teilweisen Untauglichkeit des zu behandelnden Stoffes, als nicht genügend erkannte Tätigkeit beschäftigte ihn der Gedanke einer Verbrüderung der sächsischen Jugend zur Hebung des Gemeingeistes, zur inneren Kräftigung des Volkes, zum unmittelbaren Schutz des Vaterlandes. Der erste Gedanke daran ist wahrscheinlich im Kaffee National in Leipzig in gemütlichem Gespräch mit einigen Landsleuten in seiner Seele aufgeleuchtet und je länger festgehalten, desto tiefer und wärmer erfaßt worden. — Wir sind heute im Stande, über den inmitten im Sturme einer aufgeregten Zeit entstandenen Bund ein unbefangenes Urtheil zu fällen. Welche Schwierigkeiten sich auch unter ruhigeren Verhältnissen der praktischen Durchführbarkeit jener Idee hindernd in den Weg stellen mögen, wie wenig sich auch eine solche jährliche Versammlung der Jugend des ganzen Volkes gegenwärtig denken läßt, wir können dem Gedanken, durch eine großartige Konzentrierung der jüngeren Kräfte den Abgang der alten zu ersetzen, unsere Bewunderung nicht versagen. Der Jugendverein, über die Gegenwart hinausblickend, wollte durch allgemeine Einführung des Turnens, des Singens usw. eine neue, im Mark gekräftigte Generation erziehen; für den Augenblick aber unter anderem durch

Errichtung von Mobilkorps im ganzen Sachsenlande mit vollem Bewußtsein und daher mit frischester Begeisterung Partei ergreifen für das gute Recht der Nation. Aber diese Jugend selbst war noch voll Kälte und Tatlosigkeit auf der einen, voll Ueberschwenglichkeit und Egoismus auf der anderen Seite, bewegte sich an manchen Orten gar gemächlich sogar im Schlepptau des alten Herkommens und des Schlendrians; ihr Tun war oft matt und wieder oft nur ein Aufslackern verfrühter Gefühle. Die Zeit und die Nähe der Gefahr drängten so sehr, daß an eine radikale Heilung dieser Uebel auf dem Wege der Erziehung nicht zu denken war: das bedrängte Vaterland brauchte Arme, Taten, Begeisterung. Daher sollte eine Jugendversammlung, der Anblick so Vieler, deren Herzen eben so warm für des Volkes Unglück schlugen als ihre Arme bereit waren, sich zum Schutze der Nation zu erheben, durch die Großartigkeit der Erscheinung und das dadurch begründete Gefühl eines nicht vereinzelt strebens dasselbe erreichen, was unter gewöhnlichen Verhältnissen erst eine langjährige Erziehung zutage fördert.

Der bereits mit dem Artikel „Unsere Jugend“ (Satellit 1848, Nr. 53) ausgedrückte Gedanke, der Notwendigkeit eines „vereinten brüderlichen Strebens“ fand eine bestimmte Formulierung in dem in den Blättern von Geist und Gemüt in Nr. 29 veröffentlichten Aufrufe Theodor Fabini's „An das sächsische Jungtum“ zum Besuche einer Jugendversammlung in Mediaşh. Er hatte folgenden Wortlaut:

An das sächsische Jungtum

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen, noch Gefahr.

„Unser Volkstum ist in Gefahr, rufen wir mit Recht: Auf, es zu schirmen und zu wahren! Ich meine unter dieser Gefahr weniger diejenige, die uns von außen bevor-

stehen dürfte, sondern die bei weitem größere Gefahr, die uns von innen droht, durch die verderbliche Uneinigkeit, die wie ein Fluch auf unserem Volke lastet, die uns Hände und Füße bindet und uns unfähig macht, in dieser bedrängten Zeit als Nation thatkräftig aufzutreten. Wir sind ein kleines Häuflein, und die Möglichkeit, uns auch in Zukunft selbständig zu erhalten, ist uns nur dann gegeben, wenn wir einig sind, wenn wir in jeder Gefahr wie ein Mann für unser Deutschtum in die Schranken treten, wenn wir unsere Einzelinteressen und Meinungen dem Wohle des Ganzen zum Opfer bringen. Wer aber den Ereignissen der letzten Zeit in unserer Mitte gefolgt ist, wird eingesehen haben, daß von alle diesem gerade das Gegentheil geschehen ist und größtentheils noch geschieht, daß wir uns in einer Uneinigkeit und Zerrissenheit befinden, deren Ende unabsehbar ist; daß eine fluchwürdige Scheelsucht und Eifersüchtelei, gepaart mit einer tüchtigen Portion Eigendünkel, einen Kreis dem anderen entfremdet, daß der K. und der S. sich selbst für weise genug dünken und um so weniger eine Belehrung annehmen wollen, weil dieselbe vom H. kommt, und umgekehrt. Ich frage: wo soll das hinführen, wenn es noch lange so fortgeht? Diesen Kardinaluntugenden der Sachsen allein haben wir unsere jetzige kritische Lage zu verdanken, und diese müssen aufhören, wenn es nicht in kurzem in der Geschichte heißen soll: es gab einst eine selbständige, freie, deutsche Kolonie in Siebenbürgen, die nach 700 jährigem, thatkräftigem Wirken lebensmüde sich selber den Tod gab.

Diese verderblichen Reibungen und Zerklüftungen in unserem Innern zu beseitigen, dieses ist die schöne Aufgabe, deren Lösung dir, du wackere Sachsenjugend, vorbehalten ist, — dir, die du in heiligem Glühen für das Schöne und Gute, in jugendlich feuriger Begeisterung für Freiheit und

Recht, über den Parteien stehst und unbefangenen urtheilen kannst. — Um aber die Lösung jener Aufgabe möglich zu machen, ist es notwendig, daß die Jugend selbst einig sei, daß ein Band der Eintracht und Liebe die gesamte Sachsenjugend umschlinge, sie, die berufen ist, einst thätig mitzuwirken an dem Wohle ihres Volkes und Vaterlandes; und diese Einigkeit wird, sie muß zustande kommen, wenn nicht der Geist der Zwietracht auch unter der Jugend schon Platz gegriffen hat, was wir im Interesse der Jugend nicht glauben dürfen; denn wäre es der Fall, dann wäre es um unser Volk geschehen. Damit aber diese Einigung zustande komme und auch einen äußeren Anhaltspunkt habe, dazu ist meiner Ansicht nach wesentlich nothwendig die Abhaltung von Jugendversammlungen. Da lernt Einer den Andern kennen, da stärkt und stählt der Eine seine Gesinnung an der Gesinnungstüchtigkeit des Andern; da fühlt jeder seinen Muth gehoben in dem Bewußtsein, daß er nicht vereinzelt dastehe, sondern da und dort und hier gleichgesinnte Brüder habe, die alle mit ihm nach demselben Ziele lossteuern und ihm dabei willig die Hand reichen werden. Da wird ein inniges, unauflösbares Band die Herzen der Jünglinge verbinden, ein Lebensband, das noch in den fernsten Tagen gute Früchte tragen wird; ein Band, das eine Wiederholung solcher Ereignisse, wie sie der letzte Siebenbürgische Landtag zutage gefördert und wie sie die ganze 700jährige Geschichte unseres Volkes nicht aufzuweisen hatte, für die Zukunft unmöglich machen wird.

Eine der Hauptaufgaben dürfte für diese Versammlungen darin bestehen, die Art und Weise zu besprechen, wie man unser eigentliches Volk aus seinem politischen Schlafe wecke, und wenn es geweckt ist, fortwährend wach erhalte, wie man das nationale Bewußtsein im Volke belebe; denn

dieses ist beinahe ganz erstorben. Unser Volk muß sich bewußt werden, daß es ein deutsches Volk ist und was es als solches leisten kann und leisten soll. — Und gerade die Jugend ist in den Stand gesetzt, auf das Volk zu wirken; mitten unter demselben lebend und mit demselben bekannt, müssen ihre Worte, hervorgehend aus einem für Freiheit, Recht und Vaterland begeisterten Gemüthe und mit jugendlichem Feuer gesprochen, in den Herzen des Bürgers und Bauers zünden, sie werden ihnen mit Freude lauschen, und unserem Volke muß ein neuer, ein schöner Morgen tagen. Freilich muß die Jugend etwas mehr Vertrauen zu sich fassen und ihre bisherige, ihr liebgewordene Schlafmütze abwerfen.

Zum Orte der ersten diesartigen Versammlung, welche in der nächsten Zeit stattfinden könnte, würde ich vor der Hand Mediasch vorschlagen, aus dem einzigen Grunde, weil Mediasch an den Föderkriegen über die letzten politischen Tagesfragen wenig oder gar keinen Antheil genommen hat; man bewegt sich also auf neutralem Boden.

Im Namen der guten Sache bitte ich einen jeden, dem diese Zeilen in die Hände kommen, über die Sache nachzudenken, sich mit anderen darüber zu besprechen, meine im Aufsatze ausgesprochenen Ansichten zu berichtigen oder zu widerlegen, nur ja keine Gleichgültigkeit zu beweisen; denn diese ist in jetziger Zeit schlecht angebracht. Sollte die Sache aber den gewünschten Anklang finden, so könnte dieses leicht im Wege der Zeitung bekannt gegeben werden, wo dann auch die Mediascher Jugend nicht ermangeln würde, eine freundliche Einladung an die gesamte sächsische Jugend des Vaterlandes ergehen zu lassen.“

Th. F.

In einem von Hermannstadt ausgehenden, in der Transilvania Nr. 58 gedruckten „Aufruf an die deutschen

Jünglinge in Siebenbürgen“ wurde der 13., 14. und 15. August zur Abhaltung derselben vorgeschlagen und trotz mancher dagegen erhobener Einwendungen der von der gesamten sächsischen Jugend mit Begeisterung aufgenommene Plan, Termin und Ort nach dem Vorschlage beibehalten. Ein vorberatendes Komitee in Mediasch bezeichnet am 3. August (Satellit Nr. 64) als Gegenstände der Beratung die Hebung des Turnwesens und der deutschen Journalistik in Siebenbürgen. Am 12. und 13. August strömten über 200 Gäste nach Mediasch.

Mediasch ist für den Sachsen heilige Erde. Auf dem evangelischen Friedhof von Mediasch schläft Stephan Ludwig Roth, nach langer Zeit wieder einmal ein Mann des sächsischen Volkes, den Todeschlaf, von den Kugeln verblendeter Gegner am 11. Mai 1849 in Klausenburg getötet. Mediaschs Boden ist schlachtengeweiht — auch das Blut sächsischer Krieger floß darüber. Auf dem Altar der Hauptkirche endlich, in welcher im März oder Mai 1545 die Reformation des Sachsenlandes zum vorläufigen Abschluß gedieh, loderte in der Augustmitte des Jahres 1848 das Jugendfeuer hochherziger Begeisterung für Volk und Freiheit zum Himmel empor. Die Geistesfreiheit, welche die erste sächsische Synode dort begründet, schien, wie eine wundervolle Auferstehungsrose, in den Herzen und der Rede der versammelten Jünglinge wieder aufzublühen.

Am 13. August vormittags 11 Uhr traten diese auf dem Marktplatz zur Absingung von Arndt's deutschem Vaterland zusammen. Dann zog alles in die evangelische Kirche, und Theodor der Gründer und die Seele des Bundes bewillkommnete mit einfachen, kräftigen Worten die Versammlung und forderte zur Wahl eines die Debatten leitenden Vorsitzenden auf. Durch Akklamation wurde der Meschener Pfarrer Stephan Roth dazu bestimmt, der in diesem

Ausdrucke der Verehrung der Jugend den schönsten Triumph seines Lebens feierte. Die Versammelten vereinigten sich zu einem Siebenbürgisch-sächsischen Jugendbund mit dem Zwecke der „Belebung und Kräftigung einer zeitgemäßen, deutschen, volkstümlichen Entwicklung unseres Volkes durch Heranbildung einer tat- und willenskräftigen Jugend“. Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes wollte der Jugendbund neben tüchtiger, wissenschaftlicher Bildung das deutsche Turnwesen, den Volksgesang und die Wehrhaftigkeit des Volkes befördern. Ein Ausschuß wurde gewählt: in Theodor vereinigten sich fast alle Stimmen. Am Nachmittage des 14. wurde ein Ausflug nach dem nahen Baacken gemacht, am 15. zuerst auf dem von Theodors Bruder Johann gegründeten Turnplatz geturnt und darauf im städtischen Ballsaale bis zum folgenden Morgen getanzt. Die äußerst mangelhaft abgefaßten Protokolle der Versammlung hat Theodor später zum Teil aus dem Gedächtnisse wieder niederzuschreiben unternommen und in seiner Fassung sind sie, von einem deshalb berufenen Ausschusse gebilligt, bei Johann Gött in Kronstadt gedruckt worden. Nie wohl hat ein Tag mehr hohe Entschlüsse und aufrichtiges Wollen von einem Punkte aus nach allen Richtungen hingetragen, als der 16. August 1848, an dem die Glieder des neuen Jugendbundes der Heimat wieder zuzogen. Hätte Theodor in seiner letzten Stunde, wie dies Roth vergönnt war, Abschied nehmen können von den Seinigen, er würde sicher des Jugendbundes gedacht und vielleicht Roth's Worte über die Nation mit geringen Aenderungen auf ihn angewandt haben: „Der Körper ist zerschlagen — ich glaube an keine äußerliche Verbindung der Glieder mehr. Umso mehr wünsche ich die Erhaltung des Geistes, der einmal in diesen Formen wohnte.“

„Ich bitte daher meine hinterbliebenen Brüder, dafür zu sorgen, um edlen festen Charakter, reine Sitten und

Redlichkeit des Willens in dem Volke wieder zu wecken, das historisch schöne Zeiten antizipiert hat. Ist es im Rate der Geschichte beschlossen unterzugehen, so geschehe es auf eine Art, daß der Name der Vorfahren nicht schamrot werde.“

Die Errichtung des siebenbürgisch-sächsischen Jägerbataillons konnte in keine günstigere Zeit fallen. Kaum waren die sächsischen Jünglinge aus der Hauptkirche von Mediasch heimgekehrt, kaum hatten sie Zeit gehabt, sich zu überzeugen, daß an der unverbesserlichen Starrheit der Verwaltung, die jetzt im Kleinen sparte, um dann recht große Brandschakungen zahlen zu können, der beste Wille, vor allem das Streben, Mobilkorps zu errichten, gescheitert, noch klangen ihnen das deutsche Vaterland, die sieben Burgen, der Gott der Eisen wachsen ließ, im mächtig erschütterten Herzen nach. — Da erschien der Aufruf zur Errichtung des sächsischen Jägerbataillons. Die Bedingungen des Eintrittes waren glänzend: dreijährige Dienstzeit, im Kriege die Hälfte, doppelte Löhnung; ein Teil der Offiziersstellen sollte nach dem Vorschlage der Nationsuniversität besetzt werden, das Bataillon den Namen siebenbürgisch-sächsisches Jägerbataillon führen. Die Erfahrungen von 1809 und 1813 blieben weit zurück hinter der Begeisterung, mit der die sächsische Jugend diesmal in die Reihen der Jäger strömte. Am 30. Oktober geschah die bezügliche Publikation in Kronstadt; am Nachmittage desselben Tages meldeten sich 95 junge Männer zur Einreihung, und am 7. November marschierten 360 (statt 334) Mann von Kronstadt nach Hermannstadt. Aehnlich war der Zudrang aller Orten: aus einem Hause gingen 3 Brüder, zweie aus mehreren. Der Aufruf, welchen der Nationsgraf am 14. November aus Hermannstadt zur Deckung der zur Ausrüstung des Bataillons nötigen Summe von 50.000 Fl. C. M. erließ, hatte solchen Erfolg, daß diese in überraschend kurzer Zeit

zusammengebracht war. Am 19. November hatte Kronstadt allein bereits 25.000 Fl. gezeichnet.

Und nicht waren es Rekruten, wie sie vor dem oft die österreichische Armee zu sehen gewohnt war: Leute ohne Habe und Ehre, ohne Geist und Besinnung; es waren Beamte, Schullehrer, Gymnasiasten der letzten Kurse, einzige Söhne, die Blüte der Nation, ein überreiches Kapital von Kraft und Begeisterung. Das war die erste vom Jugendbund gezeitigte Frucht.

Aus dem Lager von Neumarkt meldete sich Theodor Fabini schriftlich bei dem Mediascher Magistrat als Freiwilliger, sein jüngerer Bruder Ludwig hatte sich in Schäßburg einreihen lassen.

In Mediasch trafen sich beide und kamen zusammen, die Kalabreser auf dem Haupte, die Augen so zufrieden und kampfesmutig leuchtend, in Hermannstadt an. Keiner der beiden Brüder wurde von der Universität zu Offiziersstellen vorgeschlagen; sie mußten sich begnügen, Theodor in der 5., Ludwig in der 6. Kompagnie als Unterjäger einrangiert zu werden. Auf den Vorschlag des Oberleutnants wurde ein Kronstädter Jakobi Oberjäger der 5. Kompagnie, bewährte sich aber so wenig, daß Theodor bald darauf zum Quaoberjäger vorrückte und der Liebling seines Hauptmanns Klokotschan wurde.

Die Equipierung des Bataillons ging sehr langsam vorwärts. Ohne Röcke, ohne Hüte, in schlechter Fußbekleidung exerzierte dasselbe in und bei Hermannstadt: aber das warme Blut und das heitere Naturell von 1253 jungen Leuten machte die Lage erträglich. Die 3. und 5. Kompagnie erhielten bald Marschbefehl nach Broos, um jene Gegend gegen die Erpressungen des wallachischen Landsturmkommandanten zu schützen.

Das Gedeon'sche Armeekorps hatte sich indessen von Neumarkt nach N. W. gewandt, sich vor Klausenburg mit der konzentrierten Urban-Wardener'schen Truppe vereinigt und den Feind zur Räumung dieses Ortes gezwungen. Die gegen Ende des Jahres erfolgte Uebernahme des ungarischen Armeekommandos in Siebenbürgen durch Bem brachte bekanntlich eine Aenderung des Kriegsglückes hervor. Die kaiserliche Nordarmee in Siebenbürgen wurde durch die ersten Züge dieses eben so verschlagenen als edlen Feindes getrennt, das Urban'sche Korps nach dem Verluste mehrerer Gefechte in die Bukowina gedrängt, das Hauptkorps Buchners bei Gálfalva zu verwirrtem Rückzuge genötigt. An all dem hatten die beiden Jägerkompagnien in Broos, bei deren einer sich Theodor befand, keinen tätigen Anteil genommen. Nach dem Verluste der Schlacht von Gálfalva aber marschierten sie in weniger als zwei Tagen zur Verstärkung des Verteidigers, von Broos nach Hermannstadt und standen in der siegreichen Schlacht vom 21. Januar in der Reserve. Die 6. Kompagnie wurde bald darauf im Vorpostendienste bei Großscheuern von der 5. abgelöst; doch hatte diese durch Hunger, Kälte und schlechte Montierung mehr als durch den Feind zu leiden. Der letztere zog sich aus der Stellung von Stolzenburg nach Salzburg und wurde hier in seinen herrlichen, von Sumpf, Bach und Schanzen gedeckten Positionen am 4. Februar von Buchner angegriffen. Die sächsischen Jäger bildeten einen Teil des linken kaiserlichen Flügels, durch das sumpfige Terrain gegen die mehrmals eine Ueberflügelung versuchende feindliche Reiterei besser als durch die zur Seite stehenden, oder vielmehr in den Chausséeegräben liegenden wallachischen Grenzer gesichert. Die 5. Kompagnie der Jäger rückte als Bestandteil des Beobachtungskorps von Großscheuern durch ein enges Thal von diesem Orte her in die Schlachtordnung

und schloß sich dem äußersten rechten Flügel an. Sie hatte einen harten Stand, da sie von einer überwiegenden Anzahl ungarischer Plänkler, die überdies noch von Kossuthsaren unterstützt wurden, bedroht ward. Den Kompagniekommandanten Hauptmann Klototschan, dessen Abtheilung von überlegener feindlichen Kavallerie angegriffen wurde, rettete Theodor Fabini, der Oberjäger, hier durch rechtzeitiges Zuhilfekommen mit seinem Zuge vor Gefangenschaft. Der Plan Buchners, Bem durch verstellten Rückzug des Zentrums aus seinen sehr vorteilhaften verschanzten Stellungen herauszulocken, glückte vollkommen; der Sturm der beiden Bataillone 1. Bianchi und Grenadiere war so unwiderstehlich und entscheidend, daß 13 feindliche Geschütze in der Talsenkung, in welcher Salzburg liegt, im Stiche gelassen, in die Hände der siegenden Kaiserlichen fielen. Die Verfolgung Bems ging nun unaufhaltsam vorwärts; nach kurzer Rast in Reußmarkt marschierte das jetzt mit Ausnahme eines Theiles der 6. Kompagnie (bei diesem Theile befand sich Theodors jüngerer Bruder Ludwig, der in Schäßburg garnisonierte) vereinigte Jäger-Bataillon auf Broos zu. Auf dem forcierten Marsche von Mühlbach nach Zsibot, der die Kräfte der armen Jäger, welche bei Salzburg die Feuerprobe so glänzend bestanden, fast übermäßig in Anspruch nahm, war es vornehmlich Theodor, der mit Reimer, Meldt, Binder, Abraham und Sternheim durch Singen und nie ermüdende Heiterkeit die ermattenden Kräfte der Kameraden aufrecht erhielt. Besonders oft wurde Theodors Lieblingslied „Ich hatt' einen Kameraden“ angestimmt. In einem Dorfe vor Zsibot traf man einen Teil der Avantgarde in sehr ermüdetem Zustande; das Singen der lustigen Jäger ermunterte auch sie. In Zsibot wurde angehalten und Speck (ohne Brot) und Wein den Truppen ausgeteilt. In einem einzigen Zimmer lagen an 150 Mann. Theodor

mit drei Kameraden haben sich einen Tisch ausersehen, lehnen die Rücken aneinander und träumen bald, vielleicht von den süßen Gaben des Friedens der Eine, von nahem siegreichen Kampfe der Andere. Nur zu bald rief das Signalhorn zum Aufbruche. Bis Broos ging nun Theodor meist Arm in Arm mit Sternheim und versprach, ihn hier zu rekommandieren, da er die gastfreundlichen Bewohner des Ortes durch früheren, längeren Aufenthalt kennen gelernt. Nach Passirung des stinkenden, von den Ungarn angezündeten Dorfes Benzenz, kam die Armee vor Broos an. Bem hatte in und vor dem Orte Position genommen und begrüßte die anrückenden Kaiserlichen mit abgeschossenen Kieselsteinen. Die Jäger stürmten eine Hecke, welche den ungarischen Plänklern herrliche Deckung bot, und drangen in die Stadt, aus der sich der Feind nach kurzem Widerstande, während dessen seine Kugeln jedoch unter dem kaiserlichen Wagentrain ein heillose Verwirrung anrichteten, zurückgezogen. Nach kurzer Verfolgung kehrten die Jäger nach Broos zurück und wurden einquartiert, Theodor bei dem braven Forstmeister Stengel. Am folgenden Morgen, den 9. Februar, marschierte die ganze Armee aus; die Jäger, mit Ausnahme der 6. Kompagnie, diesmal ungetrennt, — es sollt Theodors letzter Ausmarsch sein.

Ungefähr in der Mitte zwischen Broos und Deba eilt die klare, reißende Strell von den nahen Gebirgen herab dem Mieresch zu. Eine ungedeckte Brücke leitet nicht weit vom Dorfe Piski die Chaussee über dieselbe. In der Nähe steht ein Haus mit umfriedigtem Hofraume. Von den Hügeln des rechten Ufers steigt man hinab gegen die Brücke; das jenseitige Ufer ist von Weiden und Unterholz bedeckt. Die Ungarn hatten die Brücke auf etwa anderthalb Klaftern hinter sich abgetragen, so daß man nur noch auf drei mächtigen eichenen Balken hinübergehen konnte. Die Eichen-

geländer waren in unversehrtem Zustande und dienten während der Schlacht als sichere Brustwehren.

In den Weiden des linken Ufers waren die ungarischen Plänkler, Mariássy mit weißen Mützen und roten Troddeln daran, verborgen. Bald begann der Kampf um den Besitz der Brücke; die Kugeln flogen, tausend hinüber, herüber. Eine kam unheildrohend gerade auf die Jäger los: Fabini, der an ihrer Spitze dahinschritt, bemerkte ihre gefährliche Richtung an dem aufliegenden Staube und rief den Seinigen „Rechts halten“ zu. Dieses extemporierte Kommando rettete dem Oberleutnant Frühbeck das Leben und ließ ihn mit einer leichten Streifwunde davon kommen. Die Jäger befanden sich in Reserve. Plötzlich erscholl das Kommando „Marsch“. Die Hähne, wie sie ihrer Federbüsche wegen von den Ungarn genannt wurden, setzten sich in Bewegung. „Dupplirschritt“. In Züge formiert schritten die Sturmkolonnen vorwärts. Bereits war ein stürmendes Bataillon Bianchi blutig zurückgeschlagen worden und sammelte sich unter dem Schutze des nahe gelegenen Hauses; die Niederlage dieser Braven auszuweichen, das war eine ehrenvolle Aufgabe. Höher scholl die Brust, als die Hörner zum Bajonettangriff bliesen und mit lautem Hurrah stürmten, Theodor voran, die Sachsenjäger über die Brücke. Die Beschaffenheit der Brücke hatte die Kolonnen in Unordnung gebracht; eine feindliche Schar nahte in schräger Richtung von der linken Seite den kühnen Stürmern, die feindlichen Plänkler in den Weiden waren nicht zum Schweigen zu bringen. Theodor suchte seinen Zug wenigstens gegen den verderbendrohenden Stoß in Ordnung zu bringen, da traf ihn aus dem Weidengebüsche hervor die tödliche Kugel. Das Blei drang in die rechte Weiche ein, durchbohrte das Rückgrat und blieb in der linken Seite unter der Haut stecken. Dennoch behielt er soviel Besinnung, um über einen

der entkleideten Brückenbalken zurückzuschweben. Aber dann brach er, noch auf der Brücke, zusammen. Die Jäger wurden zurückgeworfen und das Blut mancher Edlen (Abraham aus Neßs unter ihnen) färbte die Wasser der Strell. Nach wiederholtem Sturme wurde die Brücke genommen, der Feind geworfen, der Sieg errungen; aber der tapferste Jäger, der treueste Freund, der edelste Sachsenjüngling hatte ihn mit seinem Herzblood bezahlt. Noch auf dem Schlachtfelde ernannte ihn Buchner auf Ansuchen seines Hauptmanns zum Leutenant.

Er wurde auf einem Ochsenwagen nach Broos geschafft. Von hier wollte er mit Pferden rasch nach Hermannstadt befördert werden; da aber keine zu haben waren, zog er es vor, in dem Hause Stengels abgeladen zu werden. Ein grenzenloser Durst, der sich bei ihm einstellte, war das Zeichen, daß die Wunde in Entzündung übergegangen. Der herbeigeholte Wundarzt konnte durch das Heraus-schneiden der Kugel nichts retten und nach sechsstündigem Leiden hatte Theodor ausgelebt — am 10. Februar 1849. Sein letzter Scheidegruß galt seinen Eltern und Angehörigen. Er verschied mit den Worten: „Ich sterbe für das Vaterland, mit dem Bewußtsein, meine Pflicht erfüllt zu haben.“ Er wurde zuerst in der Stengelschen Familiengruft beige-setzt. Jetzt ruht er in einem in der Nähe derselben gegrabenen Grabe, — in sächsischem Boden. Ein einfacher Denkstein, mit einer Urne geschmückt, ziert den Ort und enthält folgende von dem trauernden Vater herrührende Inschrift:

Theodor Fabini

geb. zu Medwisch d. 9. November 1827, nach beendigtem Rechtsstudium Freiwilliger im sächsischen Feld-Jägerbataillon, tödtlich verwundet als Oberjäger in Stürmung der Brücke bei Piski den 9. Februar 1849, gest. in Broos am folgenden Morgen im Alter von 21 Jahren 3 M., ein Opfer seiner Begeisterung für Volk, Fürst und Vaterland.

Die Büchsen der Freunde haben ihm nicht den Scheidegruß in die stille Ruhestätte des Friedens, den ihm der Kampf gebracht, nachgesandt; denn der Tag seiner Beerdigung fand sie abermals auf dem Rückzuge. Mit dem kühnen sächsischen Oberjäger schien auch das Glück der kaiserlichen Fahnen auf lange Zeit hinaus sich verblutet zu haben. Aber sie haben sich wieder erhoben und flattern heute lustig in dem schönen Lande; er aber schläft noch immer unter dem grünen Teppich des Lebens, auf dem die Staatskünstler des neuen Oesterreichs jetzt ihre geheimnisvollen Kreise verzeichnen.

Der menschliche Vorwitz fühlt sich versucht zu fragen, warum gerade ihn unter Tausenden das Todesblei habe treffen müssen, ihn, auf dem die Hoffnungen so vieler ruhten, auf den alle bei allem Schönen und Großen mit freudiger Zuversicht rechneten.

Doch — Friede seiner Asche und ein freundliches Andenken seiner Ehre. Die traurige Enttäuschung, die auch dem Sachsenvolke bald nach dem mit unsäglichen Opfern an Gut und Blut endlich doch erkämpften Siege beschieden war, würde seinem edlen Herzen gewiß noch ungleich schwerer geworden sein als der Abschied vom Leben selbst. Mußten doch im Sturme des über Oesterreichs Staatsmänner hereinbrechenden Wahnes auch wir Schiffbruch leiden an jenen Gütern, die seit sieben Jahrhunderten unser Teuerstes gewesen: an unserer bürgerlichen Freiheit, an einer menschenwürdigen Stellung im Verbande der Gesamtmonarchie, endlich — was die schwerste aller Heimsuchungen war — am Vertrauen zur Mission des Deutschtums an diesen Grenzen abendländischer Gesittung. Erst seit dem 20. Oktober 1860 und dem 26. Februar 1861 versuchen wir den fast verlorenen Glauben an die Aufgabe der Nation wieder zu gewinnen, und da mag es frommen, das Bild des Vor-

kämpfers der sächsischen Jugend von 1848, da er nicht mehr persönlich unter uns erscheinen kann, aufzufrischen und der sächsischen Jugend von 1863 wieder vorzuführen, ob vielleicht der Strahl seines begeisterten Herzens und seines festen Willens zünde auch in ihr, und sie unbeirrt und unverzagt erhalte in dem Kampfe für das gute Recht unseres Volkes, für welches neben so manchen Edlen auch Theodor Fabini einst so mannhaft gestritten.

*

Der Denkstein von Theodors Grab, dessen Inschrift zum Teile schon verwittert war, wurde im Jahre 1928 renoviert, die Inschrift auf einer angefügten Marmorplatte erneuert und hierauf das Grab von der evangelischen Kirchengemeinde A. B. in Broos laut Presbyterialbeschluss vom 30. Oktober 1928 in hochherziger Weise in ihr Eigentum als „Ehrengrab“ übernommen, womit dessen würdige Erhaltung für ferne Zeiten gesichert ist.

*

Ueber den detaillierten Verlauf des Gefechtes bei Pisztt am 9. Februar 1849, bestehen nicht ganz übereinstimmende Ueberlieferungen und Angaben von Augenzeugen, die einer Klärung bedürftig erscheinen. Ein im Wiener Kriegsarchiv gefundener Originalbericht über dieses Gefecht von dem damaligen Kommandierenden General in Siebenbürgen, Feldmarschalleutnant Freiherrn von Buchner, dürfte diese Klarstellung fördern. Und da er in der Doffentlichkeit nicht bekannt zu sein scheint, und auch in mancher anderen Hinsicht von Interesse ist, soll er im Wortlaute wiedergegeben werden:

Vom Armee-Korpskommando in Siebenbürgen.

Op. No. 826.

An Se. Hochwohlgeboren Herrn A. k. Generalmajor und
Kriegsminister Freiherrn von Gordon
zu Wien.

Hermannstadt, am 16. Februar 1849.

Am 8. l. M. ließ ich, um den Truppen einige Erholung zu gestatten, bloß ein Detachement unter Major

Kunich von Sivkovich = Infanterie den Feind in seiner Stellung an der Brücke über den Strellfluß bei Piski beobachten, bei welcher Gelegenheit ein unbedeutendes Gefecht vorfiel, und als mir am Abende desselben Tages durch ausgesandte Kundschafter der Bericht ward, daß derselbe bedeutende Verstärkungen an Mannschaft und an Geschützen über Urad nach Deva erwarte, beschloß ich selbst mit Tagesanbruch in seiner erwähnten festen Position anzugreifen, um der Vereinigung mit der erwähnten Verstärkung noch in Zeiten zu begegnen. (Dies gelang mir jedoch nicht, da am 8. abends aus Deva den Insurgenten ein Hilfskorps von 6—7000 Mann Inf., 3 Divisionen Kavallerie mit 16 Geschützen zukauf, und Bem daher in den Stand setzte, stets frische Truppen ins Gefecht zu ziehen.)

Am 9., nach vorhergegangener Rekognoszierung, befahl ich den Angriff, der Punkt 8 Uhr morgens erfolgte. Das Gefecht wurde beiderseits hartnäckig, und erst als einige feindliche Piecen demontiert und die Brücke mit Sturm genommen, kamen wir in diesem entscheidenden Moment durch eine schändliche List, die ihres Erfinders, des Insurgentenführers Bem, würdig war, um die bis nun in diesem Gefechte errungenen Vorteile. Als nämlich unsere Sturmkolonnen im Vormarsche über die Brücke begriffen waren, hielt ein feindliches Bataillon, seine Fahne übergebend, das Gewehr bei Fuß zur Seite, dessen Offiziere uns zuriefen, daß sie sich ergeben wollten. Dies veranlaßte uns, das Feuer auf diesem Punkte einzustellen, um die sich ergebenden Truppen zu entwaffnen und zu übernehmen; als plötzlich durch selbe der Kommandant unsrer Batterie mit einem Bajonettstich niedergemacht, von demselben Bataillon eine Decharge auf unsere Kolonnen gegeben und durch Ausschwenkung einiger Züge drei Piecen demaskiert wurden, die ein mörderisches Kartätschenfeuer eröffneten.

Ein so schändlich, verräterisches Benehmen mußte die Truppe überraschen. Das Ganze wankte und das Gefecht gestaltete sich für uns in Nachteil, nur vermochte man die Ordnung mit äußerster Anstrengung wieder herzustellen, wobei sich das Gefecht über alle Höhen¹ ausdehnte, der Feind

¹ Es sind die Höhen am diesseitigen östlichen Ufer gemeint.

aber zum Weichen gebracht und die Brücke von neuem genommen und der Feind solange verfolgt wurde, bis er abermalen eine vorteilhafte Position¹ bezog, allwo er von den aus Ungarn daselbst postierten Zuzügen und Verstärkungen aufgenommen wurde. Der feindliche Verlust an Toten und Vermundeten wird gegen 5—600 M. betragen. Aber auch unser Verlust ist bedeutend und wir betrauern leider den Tod des heldenmütigen Obersten Dösenau, Rmdt. des Gh. Maj Ferdinand Chevaulegers Regiments, und mehrerer braver Offiziere.

Der Umstand, daß uns inolge des von 8 Uhr morgens bis 4 Uhr nm. anhaltenden hartnäckigen Kampfes die Munitionsvorräte fast ganz ausgingen, bewog mich, den Rückmarsch nach Szápváros und von da am 10. nach Mühlenbach anzuordnen und in der vorteilhaften Position zwischen Szápváros und Alvincz den Munitionsersatz abzuwarten.

Am 10. nach Mitternacht griff der Feind mittels Ueberfall die Kantonnierungsstation Alvincz unseres rechten Flügels (2 Baons Bianchi und eine Eskadron Maj Chevaulegers, mit 8 Stück 6pfündigen Geschützen, unter Oberst Stutterheim) an, drängte ihn gegen Karlsburg zurück, von wo er bereits heute, ohne bedeutende Verluste erlitten zu haben, zum Armeekorps einrückte — wobei ich bemerken muß, daß überhaupt im Laufe der Operation bei so verschiedenen Wechselfällen weder Geschütze noch sonst eine ganze Abteilung in feindliche Hände geriet.

Gleichzeitig kam mir die Nachricht zu, daß die Székler in der Stärke von 6—7000 M. Inf., 600 Reitern und mehreren Geschützen sich bei Felső-Rákos sammeln und entweder einen Einfall in den Repper oder Mediascher Stuhl beabsichtigen, um einerseits eine Diverzion gegen Hermannstadt, anderseits die Vereinigung mit dem Bemischen Korps zu erzwecken.

¹ Die Talbegleitungshöhen am westlichen Ufer, wo heute das Honveddenkmal steht, etwa 1000 Schritte von der Strellbrücke entfernt.

Um den Konsequenzen dieser neuen Bewegung nach Tunlichkeit zu begegnen, rückte ich von Mühlbach in die Umgebung von Hermannstadt, wohin der Feind es nicht geraten hielt, uns zu folgen.

Heute erfuhr ich, daß Bem von Mühlbach die Maros aufwärts verfolgt. Es scheint dies mit der Bewegung der Székler im Zusammenhang zu stehen, und wenn es Bem gelingt, zwischen Mediasch und Maros = Vásárhely alle seine disponibeln Streitkräfte aus Klausenburg, Bistritz und dem Széklerlande an sich zu ziehen, ferner wenn der Insurgentenführer Better, wie verlautet, wirklich aus Ungarn mit 4000 M. und 12 Kanonen im Anmarsche ist, so würde unsere Lage sich kritischer als je gestalten und einen schleunigen Sukkurs dringendst nötig machen.

Schließlich muß ich Eur Hochwohlgeboren berichten, daß die Truppen aller Waffengattungen meines Generalates durch sovieler erfochtene glänzende Siege sich würdig machen, dem ruhmvollen österreichischen Heere anzugehören und sich den siegreichen Armeen in Italien und in Ungarn gleichzustellen. Ich werde alles anwenden, um jeden Umstand genau zu erheben und demnach Eur Hochwohlgeboren einzelne ausgezeichnete als ganze Truppenkörper zur hohen Würdigung des wahren Verdienstes seinerzeit namhaft zu machen.

Buchner e. h.

Smlt.

Ein Augenzeuge und Mitkämpfer, der spätere Gerichtsrat, damals Oberjäger Karl von Hannenheim, hat im Jahre 1907 seinem Neffen, dem ehemaligen Bezirksdechanten und evang. Pfarrer in Stolzenburg Dr. Julius Hann von Hannenheim, über die Verwundung Theodors folgendes indiktirt: „Nachdem ein Infanterie = Regiment den Sturm über die Strellbrücke, — durch Kartätschenschüsse zurückgehalten, — vergeblich versucht hatte, gelang derselbe unserem sächsischen Jägerbataillon, obgleich die Feinde die erste Bretterreihe der Brücke freigerissen und das Eis in der Strell aufgehackt hatten. Allen voran geht Oberjäger Theodor Fabini. Sie rücken in der Weidenallee vor. Vom Feinde ist lange Zeit nichts zu sehen, bis derselbe mit erheblichen

Verstärkungen, die eben aus Ungarn eingetroffen sind, von neuem vordringt. Die Jäger, ohne Nachschub von rückwärts, auf sich selbst angewiesen, müssen wieder zurück. Dabei geht Fabini, trotz der Warnungen seiner Freunde, sich, wie sie, im Gebüsch vor den Augen des Feindes zu verdecken, in der offenen Allee, bis ihn ein Schuß in den Rücken niederstreckt. Er wird schwer verwundet nach Broos gebracht, wo er am nächsten Tage stirbt.“

Auffällig ist bei den Angaben Müllers und dem letztgenannten Berichte, daß beide die feindliche Kriegslist, die Buchners Gefechtsbericht als Ursache des Rückschlages bezeichnet, nicht erwähnen. Vielleicht hat sich diese Szene, unbemerkt vom Jägerbataillon in den Auen abgespielt, also links oder rechts rückwärts, während die Jäger in der Weidenallee geradeaus, gegen Westen, vorgerückt sein dürften. Hiernach wäre also Fabini nicht beim Sturme, sondern erst beim ersten Rückzuge, nicht auf der Brücke, sondern noch am Lande verwundet worden. Das Debakel nach der gelungenen feindlichen Kriegslist hat offenbar andere, den Jägern nachgerückte Truppenkörper betroffen, nach deren Abzug erst die Jäger zurückgeführt wurden, oder es ist eine erfundene Ausschmückung des Buchnerischen Gefechtsberichtes — in allen Kriegen keine ungewöhnliche Erscheinung. Die Angabe Hannenheims, daß vom Feinde „lange Zeit nichts zu sehen war“, ist nicht vereinbar mit dem Buchner'schen Bericht und bezieht sich scheinbar auf die neuerliche Festsetzung der Kaiserlichen auf dem jenseitigen Ufer in den Nachmittagsstunden, von wo sie dann vor dem wahrscheinlich erneuerten Vorgehen Bem's mit überlegenen Kräften über Broos freiwillig zurückgingen. Ähnliche Irrtümer in der Zeit kommen bei Augenzeugen nicht selten vor.

Das den Sturm der Jäger wiedergebende Bild in Kirchners Gedichten wurde von dem genannten Karl von Hannenheim in den fünfziger Jahren nach der Erinnerung gezeichnet. Ein darnach angefertigtes Delgemälde hat er im Jahre 1898 dem 23. Jägerbataillon gewidmet. Copien davon befinden sich im Bruckenthal-Museum und in jenem von Alt-Mediasch. Das Original ist kürzlich in den Besitz der Familie gelangt.

Fabini's Did

Von Viktor Kästner.

Bä Pischki un der Sälwer-Sträll
 Dō hadden äs Jäjer e Juëgen,
 Dō lät munch Pirschten än dem Sänd,
 „Ade! Ade! tā Sachseländ!“
 Dō schlöfe se angder den Huëgen.

Bä Pischki un der Sälwer-Sträll
 Äm Stermen der vedderst vun allen,
 De Biß um Arm äm wälde Streckt,
 En Kugel fluch em durch de Sekt:
 Si äs äs Fabini gefallen.

Bä Broos, um Ängd vum Sachseländ
 Dō gruëwe seng Frängd em e Kellchen,
 Äs siëß Schäch def und drä Schäch brüt,
 Se liejen drän en Katner düt,
 Ze schlöfen und riësten e Welchen.

Bä Broos um Ängd vum Sachseländ,
 Def angder dem Häffel ous Wäsem,
 Dō schleßt e nä e Käckelchen,
 Dō drümt e nä e Stäckelchen,
 Spirt niche Bekridnes äm Wäsem.

Jr G a n g e n än dem Sachseländ
 Hird af nä ze klön uch ze sängen,
 Genst sengem Hijjel — dad er't wäxt —
 Dō wiß em vun de Schmärze näst,
 De Sorje, se messe verklängen.

Jr Mēdcher än dem Sachseländ
 Wat hängt er Gepäschker än Jren?
 Wat slicht er Krinz ous Wängtergrän,
 Fabini widd se nemmi sähn
 Äm kännnd er se nemmi veriren.

Ir Metter än dem Sachseländ,
 Wat schrát er blädich Zeren?
 Diem angden äs et wil ze Mät,
 Diër angde schléft gor wangdergät
 Er terft ich ned erfären.

Ir Männer än dem Sachseländ,
 Wat kroust er de Sterren ä Fälden?
 Det Viëwen äs jö wä en Drüm,
 Et falle vun dem Viëwensbüm,
 De Hüschen, de Fangen, de Älden.

Et falle Knospe, Bliëd uch Bläh,
 Verwiëcht vun de Strechen uch Bimen,
 Et fällt de Frucht vum Néstche reif,
 Si gib uch Män, uch Kängd uch Weif
 Derüst, wänn der Hemmel rest, himen.

Doch, wä der Büm äm Fräkjör stit
 Böl Bläten uch Knospen uch Blädder,
 Si widd uch ist äs Nation
 Gor wangderhärlich aserstön
 Traß Stermen uch Bläß uch Gewädder.

Und dä hä Pischki un der Sträll
 Fir't Sachsevültsche gefallen,
 Dä schäzen es mät Gisterhänd
 En Angel fir det Sachseländ
 Bäst tä, o Fabini, vir Allen.

Ludwig Fabini

1830—1906

k. u. k. Feldzeugmeister

Vorwort

Für die Verfassung dieses Lebensbildes stand mir wichtiges Quellenmaterial zur Verfügung. Der Feldzeugmeister pflegte alle Briefe von irgendwelcher Bedeutung sorgfältig aufzubewahren. Alle ihm wichtiger scheinende Antworten entwarf er vor der Niederschrift oft auf kleinen losen Zetteln mit Bleistift. So auch für voranzusehende Ansprachen, Toaste, Gratulations-, Kondolenz- usw. Schreiben und hob sie auf.

Beim Tode des FZM. Freiherrn von Philippovic be- traute ihn dessen hinterbliebene Witwe mit der Sichtung und Bewahrung des schriftlichen Nachlasses, aus dem Fabini alle Akten und vertraulichen Schriften an sich nahm, um sie nach Durchsicht wahrscheinlich zu verbrennen oder an die zuständige Dienststelle einmal abzuliefern. Vielleicht be- stand auch die Absicht, alle diese oft sehr wichtigen und intimen Dokumente in irgendeiner Form zu verarbeiten. Daran hat ihn indessen sein sehr geschwächter physischer Zustand während seines Ruhestandes verhindert.

Bei der ersten Durchsicht dieses ziemlich umfangreichen Nachlasses wurden vorerst alle mir wichtig scheinenden amt- lichen Schriften, soweit sie zum Bestande eines militärischen Kommandos gehörten, ausgeschieden und der zuständigen Stelle ausgefolgt, die Privatkorrespondenz rein persönlicher und intimer Natur aber verbrannt. — Ich habe dieses später öfter bedauert, weil ich dort gewiß über manche Vorfälle und Geschehnisse privater Natur, Reiseindrücke usw. Auf- schluß erhalten hätte; über amtliche Begebenheiten gewiß nicht, denn in dieser Hinsicht war Fabini verschwiegen wie ein Grab. So auch im persönlichen Verkehr. Niemals

habe ich im Gespräch von ihm eine abfällige Neußerung oder Kritik über eine Person oder Sache gehört, auch dann nicht, wo ich persönlich in genauer Kenntniss der Dinge auch ein Urtheil mir hätte gestatten dürfen. Ich habe diese Zurückhaltung öfter nicht angenehm empfunden, zumal, wenn ich an seine überragende Erfahrung und Weisheit appellirte und diese deshalb nicht so oft, als es für mich nützlich gewesen wäre, in Anspruch nehmen konnte.

Einige Original-Akten aus den wichtigsten Perioden seines Lebens und jenen des Feldzeugmeisters Philippovic hier ganz oder auszugsweise zu veröffentlichen, habe ich angesichts der Auflösung der ehem. Oesterr.-Ung. Monarchie nicht geögert, klären sie doch in vieler Hinsicht die damaligen Verhältnisse und lassen Fabinis Wirken und Schaffen in ihnen um so schärfer in Erscheinung treten. Auch ist seither eine solche Zeitspanne verflossen, daß es kaum Zeitgenossen aus ragender Stellung geben dürfte, die sich durch diese Veröffentlichungen irgendwie berührt fühlen dürften.

Von Interesse wären für manchen Leser vielleicht auch Fabinis Notizen aus seiner vielseitigen Lektüre. Sie geben ein Bild dessen, was sein großer Geist und kristallklarer, geläuterter Charakter festzuhalten für würdig erachtete. Er studierte und las grundsätzlich mit Bleistift und Papier vor sich, nicht allein zu Hause, sondern auch auf Reisen, wovon eine Menge Zettel und Zettelchen den Beweis liefern. Aus Raumrückichten sehe ich von ihrer Veröffentlichung ab. Alles zusammen gibt aber erst vollen Einblick in die Struktur dieses seltenen und vorbildlichen Mannes, der wie wenig Sterbliche das Glück hatte, in jungen Jahren von einem weisen großen Vater Ziel und Richtung für seine Lebensbahn vorgezeichnet zu erhalten.

Mediasch, Ende 1928.

Der Verfasser.

Ludwig Fabini

Das Leben eines Mannes verdient festgehalten zu werden, der aus einfachen bürgerlichen Verhältnissen durch ehrliches beharrliches Ringen, bei Bewahrung lautersten edelsten Charakters zu einer der höchsten Stellen im Staate sich emporgearbeitet hat; der, von Vorgesetzten und Untergebenen gleich geschätzt und verehrt, in seinem Berufe — damals dem ersten und vornehmsten — außergewöhnlich fruchtbar gewirkt hat. Wer dieses Leben offenen Auges und unparteiischen Urtheils verfolgt, vermag sich daraus wohl ein Vorbild zu prägen und auch die seltene Genugtuung empfinden, daß es auf durchaus geraden Wegen, ohne falschen Ehrgeiz, ohne Strebertum und die Hilfe Anderer, möglich war, der Menschheit Höhe zu erklimmen.

Man mag urtheilen, wie man will: Veranlagung und Glück allein zeitigen auf diesem Wege solche Erfolge nicht. Es bedarf dazu noch des Rüstzeuges glücklicher Erziehung in Elternhaus und Schule, einer unablässigen Fortbildung und Beredlung von Verstand und Gemüt, Durchringen zu klarem und festem Willen ebenso, wie vollste uneigennützigste Hingabe für den gewählten Lebensberuf.

Vaterhaus und Schulzeit.

Ludwig Fabini wurde am 26. August 1830 als vierter Sohn des damaligen evangelischen Pfarrers Joseph Fabini zu Waldhütten im Siebenbürger Sachsenlande geboren. Der Vater entstammte einem angesehenen evang. Pfarrersgeschlecht, die Mutter Josefina geb. Schuster mütterlicherseits einer Offiziersfamilie der kaiserlichen Armee namens Chevalier. Die Zahl der Geschwister mehrte sich im Laufe der Jahre auf neun — 6 Knaben und 3 Mädchen. Ein

schweres Haus! „Aber es herrschte darin ein auf strenger Zucht und Ehrbarkeit gegründetes patriarchalisches Verhältnis; die Kinder hingen in verehrungsvoller Liebe an den Eltern. Des Vaters Strenge wurde durch weltmännisches, freimütiges Wesen gemildert, das er sich auf deutschen Hochschulen und als Erzieher in der ungarischen adligen Familie Zehf, dann in der vornehmen Schweizer Kaufmannsfamilie Senn in Livorno angeeignet hatte; er wurde einer der stärksten und unbeugsamsten Charaktergestalten des sächsischen Volkes und wirkte in hervorragenden amtlichen Stellen und Missionen für Volk, Schule und Kirche in harter Zeit erfolgreich. Die Mutter, ein wahrer Engel von Güte, Sanftmut und von wärmstem Herzen für die Mitmenschen wußte den oft viele Monate beruflich abwesenden Gatten in beharrlicher vorbildlicher erzieherischer Einwirkung glücklichst zu vertreten, mit klugem Sinn die lebhafteste Kinderschar zu leiten und auf dem rechten Wege in Schranken zu halten.

Mit den besten Eigenschaften seiner Eltern in glücklicher Mischung ausgestattet, übertrat Ludwig im 14. Lebensjahre vom Mediascher in das Schäßburger Gymnasium, wohnte in Schäßburg bei Johann Mild, einem Universitätsfreund des Vaters, mit noch 2 anderen Kostknaben gegen eine Monatspension von 10 Gulden W. W. und 2 Viertel Korn. Er lebte zeitweise auch im Hause und unter Leitung seines Onkels, des damaligen Stadtpfarrers Michael Schuller. Unter seinen Lehrern ragen Carl Gooß, der spätere Bischof Dr. G. D. Deutsch, Friedrich G. Marienburg und Rektor Michael Adolf Schuster besonders hervor. In dem um drei Jahre älteren Bruder Theodor hatte er in den Jahren der Gymnasialstudien das verehrungswürdige Vorbild eines edelst veranlagten Jünglings.

In den Schulferien versammelten sich alle Geschwister auf dem Pfarrhof von Reichsdorf, wo der Vater seit dem

Jahr 1845 das evang. Pfarramt innehatte. In der Erziehung im Elternhause wirkte allemal durchschlagend und nachhaltig das Beispiel und leuchtende Vorbild der Eltern: ihr gottesfürchtiger, religiöser Sinn, ohne muckerische Gesten, natürlich und menschlich, ganz im Leben des Alltags stehend; der Verkehr gewürzt durch die Erzählungen des Vaters von seinen Reisen und Eindrücken aus der Fremde; dann wieder die Blicke den Studienfächern zugewandt, welche der Vater als bahnbrechender Professor am Mediascher Gymnasium wie selten einer sachlich beherrschte; auf die Erlernung der dem Vater geläufigen französischen Sprache, die damals in dem Lehrplan der Gymnasien fehlte, wurde besonderes Gewicht gelegt, besondere Sorgfalt der körperlichen Ausbildung zugewandt.

Auf dem Gymnasium zählte Fabini zu den besseren Schülern, hatte in Sitten und Fleiß stets die besten Noten. Gegen Ende der Gymnasialzeit wird die Klassifikation merklich besser. Im Herbst 1848 trat er in die VIII. Klasse.

Die turnerische Bewegung in Deutschland, wo Fr. L. Zahn durch Turnen in Verbindung mit deutschem Sang das deutsche Volk nach dessen Zusammenbruch in den französischen Kriegen physisch und moralisch aufrüttelte und für die Befreiungskriege vorbereiten half, war auch an den Siebenbürger Sachsen nicht spurlos vorübergegangen. Auch diese bedurften dringendst einer Regeneration. Wie der Vater einfach in Wort und Schrift, so wirkte sein drittgeborener Sohn Theodor auf dem Gymnasium, wie auf der Rechtsakademie in Hermannstadt beispielgebend als der erste Turner seines Volkes. So war es denn nur natürlich, daß von den Söhnen in edlem Wettstreit körperliche Uebungen aller Art, besonders aber Geräteturnen und Schlittschuhlaufen, ebenso der Gesang eifrigst betrieben wurden. Der Effekt war für Ludwig der, daß er bis in die letzten Jahre seines hohen

Alters dem Reit- und Schlittschuhsport huldigte und seinen Körper in jener Elastizität, Ausdauer und Leistungsfähigkeit erhielt, die alle Zeitgenossen in Erstaunen setzte.

In das letzte Jahr seiner Gymnasialstudien fallen schon die Schatten der 1848er Revolution. Die Jugend stand — wie überall bei solchen Ereignissen — im Brennpunkte der Bewegung.

Das Großfürstentum Siebenbürgen war damals ein Kronland des österr. Kaiserstaates gleich Böhmen, Ungarn und Galizien. Die Regierungsweise des allmächtigen österr. Ministers, Fürsten Metternich, hatte auch in Siebenbürgen an Boden verloren; die feudale ungarische Adels Herrschaft vermehrte die Unzufriedenheit bei den sächsischen und rumänischen Bewohnern, drängte diese unter Bekämpfung ihrer völkischen Privilegien zur Union, zum engeren Anschluß an Ungarn, dem sich aber Sachsen und Rumänen widersetzen. Nach dem Sturze Metternichs im Frühjahr 1848 wurde Graf Batthyány ungarischer Ministerpräsident. Die ung. Regierung beschloß ohne vorheriges Befragen der siebenb. Stände die völlige Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn und zielte sichtlich auf völlige staatliche Selbständigkeit. Die Sachsen erblickten darin große Gefahren für ihren nationalen Bestand und organisierten vorerst — ähnlich wie in Deutschland und Oesterreich — in allen sächsischen Orten die Bürgerwehr (Nationalgarde). Von der Press- und Versammlungsfreiheit begünstigt, wurde durch die Gründung von Vereinen, durch Volksfeste, Zeitschriften usw. das schwerblütige Sachsenvolk unter beherzten, zielbewußten Führern aus seiner Lethargie aufgerüttelt, wurden die in ihm schlummernden Kräfte und das entschwundene Selbstbewußtsein neu belebt. Reorganisation der Verwaltung, Autonomie, Ablösung des Zehnten, Beseitigung der Steuerfreiheit des ungarischen Adels, Gleichberechtigung der Ru-

mänen mit den anderen Staatsbürgern und die Wiedererwerbung der zum Teile verlorenen Privilegien waren die nächsten Ziele. Mit dem in Frankfurt a. M. tagenden deutschen Parlament wurden direkte Beziehungen aufgenommen, um bei der dort in Beratung stehenden Neugestaltung der staatlichen und völkischen Einrichtungen auch einen erhöhten Schutz der sächsischen Nation in Siebenbürgen gegenüber den Magharisierungsbestrebungen zu erlangen.

Neben dem tatkräftigen Führer dieser Bewegung, dem Meschener evang. Pfarrer Stefan Ludwig Roth, wirkte beispielgebend auch Fabinis Vater Joseph, damals Superintendentialvikar und Pfarrer in Reichesdorf, als beharrlicher zäher Kämpfer für Volkstum, Kirche und Schule bei den Regierungsstellen in Wien und Budapest. Als Führer und Organisator der Jugendbewegung, in der Pflege und Entwicklung des turnerischen Geistes, in der Bekämpfung des Unionsgedankens unter seinen Volksgenossen und durch die Gründung des Jugendbundes ragte dessen drittältester Sohn, der 21 jährige absolvierte Jurist Theodor, hervor. Es waren dies Bestrebungen, durch die ein neues tatkräftiges Geschlecht unter Pflege aller männlichen Tugenden, voll ehrenhaften und sittlichen Lebens entwickelt werden sollte. Auch die Reform des gesamten sächsischen Schulwesens wurde gefordert, „weil das sächsische Volk weiß und fühlt, daß seine Lebenserhaltung von seiner sittlichen Kraft und Bildung abhängt; das sind die Segel und Ruder seines Daseins!“

Die unter Einflußnahme Ludwig Kossuths stetig zunehmende Spannung zwischen Ungarn und der Wiener Regierung führte am 4. Oktober 1848 zur Auflösung des ungar. Reichstages, Konstituierung des ungar. Landesverteidigungsausschusses unter Kossuth, Zusammenfassung aller kaiserlichen Truppen in Ungarn und Siebenbürgen unter dem Oberkommando des kaiserlichen Generals Felacic. In

Siebenbürgen standen die Truppen unter dem kommandierenden General FML. Frh. von Buchner, der durch eine Proklamation vom 18. Oktober alle Anhänger der alten Ordnung unter dem schwarzgelben Kaiserbanner sammelte.

Revolutionszeit 1848/49. Eintritt in die k. k. Armee

Das für kritische Zeiten bereits organisierte sächsische Volk stellte sich wie ein Mann zum Kaiser, also gegen Ungarn. In den Städten und Dörfern wurde der Landsturm aufgeboten, außerdem über Aufforderung des kommandierenden Generals von der sächsischen Nationsuniversität ein Jägerbataillon in der Stärke von 1253 Mann aufgestellt, für das die Heeresverwaltung die Waffen und Munition lieferte; alles andere brachten die Sachsen auf. Die besten Jünglinge der Nation meldeten sich als Freiwillige.

Es wird verständlich, daß eine Familie, die an führender Stelle im völkischen Leben steht, auch hier den gebührenden Tribut auf dem Altar des Vaterlandes darbringt. Von vier erwachsenen Söhnen diente der älteste, Joseph, bereits bei 10. Wilhelm Husaren, die beiden jüngeren Theodor und Ludwig treten am 5. November 1848 auf Kriegsdauer in die Reihen des neu gegründeten sächsischen — später f. f. 23. — Jägerbataillons.

An diesem 5. November versammelte der sächsische Stadtpfarrer von Schäßburg Michael Schuller die Schuljugend und nach einer zündenden Ansprache melden sich 27 Jünglinge zum freiwilligen Eintritt in das sächsische Bataillon; neben Ludwig Fabini seine Mitschüler Mähz, Sternheim und Wenrich aus der VIII. Gymnasialklasse. Die Eintrittsbedingungen waren: 3 Jahre Kapitulation (Kriegs-

jahre zählten doppelt), 3 fl. Handgeld, doppelte Löhnung. Die sächsische Nationsuniversität darf die Leutnantstellen nach eigenem Ermessen besetzen.

Die Freiwilligen wurden gleich beeidigt und kurz darauf eilen die beiden Brüder Theodor und Ludwig zum Bataillon in das Lager von Neppendorf bei Hermannstadt, ersterer zur 6. Komp. als Qua-Oberjäger, letzterer zur 5. Komp. als Patrouillenführer. Die Nationsuniversität hatte die wenigen Leutnantstellen an andere verliehen, was beim älteren Bruder Theodor insoweit eine berechtigte Berstimmung auslöste, weil er in Wort und Tat als Führer der sächsischen Jugend galt.

Ueber den Feldzug in Siebenbürgen 1848/49 im k. k. Armeekorps des kommandierenden Generals FML. Baron Buchner gegen das ungarische Insurrektionsheer unter General Bem, der um das Neujahr 1848/49 in Klausenburg seinen Einzug gehalten hatte, wäre zu sagen:

FML. Buchner war nach der Niederlage bei Bálfalva am 17. Jänner auf Hermannstadt zurückgewichen, wo ihn Bem am 21. Jänner angriff, jedoch mit großen Verlusten auf Stolzenburg zurückgeworfen wurde. Fabinis Komp. war damals vom Bataillon abgetrennt und kämpfte am 29. Jänner bei Elisabethstadt, am 2. Februar bei Teufelsdorf, und am 8. Februar bei Pretai. Während dieser Zeit wurde Gl. Bem's Hauptkraft am 4. Februar bei Salzburg geschlagen, ging dann in's Maroschtal und über Broos zurück und stellte sich hinter dem Strellflüßchen bei Piski, wo sie FML. Buchner am 9. Februar angriff. Der schwere Kampf, bei dem Fabinis Bruder Theodor den Heldentod starb, brachte keine Entscheidung. Buchners Kräfte waren auf Karlsburg und Mühlabach zurückgegangen, jene von Bem standen bei Déva. Bem hatte in Erfahrung gebracht, daß ein Teil der kaiserlichen Truppen, die unter FM. Fürst Windischgraez Ofen

und Pest erobert hatten, ins Maroschtal — in seinen Rücken — dirigiert worden waren. Dieser unerquicklichen Lage entzog sich Bem durch einen verwegenen Nachtmarsch durch das Korps Buchner und gelangte über Blasendorf nach Mediasch. Buchner, besorgt um Hermannstadt, zog dahin ab, ging aber Ende Februar wieder gegen Bem los und schlug ihn am 2. März bei Klein-Kopisch und am 3. März bei Mediasch. Bem ging auf Schäßburg zurück und bezog dort eine verschanzte Stellung, in der ihn FML. Baron Buchner durch eine sehr weit ausholende Umgehung über Reichesdorf, Agnetheln, Henndorf, Trappold in Flanke und Rücken angreifen wollte. (Während dieses Marsches blieb Fabini schwer fußmarod in seinem Elternhause auf dem Pfarrhose in Reichesdorf zurück.) Bem nützte diese Umgehung auf das geschickteste dadurch aus, daß er am 9. März, von Schäßburg aus, die schwache Demonstrationsgruppe der Kaiserlichen im Kofeltal zersprengte und über Mediasch, Marktshellen auf Hermannstadt zog, welches er am 11. März abends, nach Verdrängen der russischen Besatzungstruppen unter Oberst Skariatin, besetzte. Skariatin zog durch den Roten Turmpaß, das österreichische Korps über Fogarasz nach Kronstadt und von dort mit den russischen Truppen des Generals Engelhardt, von Bems Heer hart bedrängt, über Predeal in die Walachei ab. Siebenbürgen war am 22. März von österreichischen und russischen Truppen geräumt.

Ueber die internen Verhältnisse im sächsischen Jägerbataillon vermochten die beiden Brüder Fabini viel Erfreuliches nicht zu berichten. Durch die Zulässigkeit der Ersatzmannstellung kamen auch Nichtsachsen in das Bataillon, die zahlreiche Unteroffiziersstellen besetzten; es sollen dies zumeist Handwerksgejellen und rechte Saufbrüder gewesen sein. Die

Bekleidung und Ausrüstung war von der sächsischen Nation zu geben; sie war in den ersten Wochen ganz unzureichend, so daß die meisten Freiwilligen die Ausbildung in Zivilkleidern durchmachen mußten. Auch die Beteiligung mit Waffen geschah nur allmählich, und erst gegen Ende des Jahres besserten sich diese Uebelstände. — Theodor Fabini schrieb in der ersten Zeit seiner militärischen Dienste an seinen Vater: „Hätte ich ahnen können, welche Mißstände ich hier vorfinden würde, ich hätte es mir zweimal überlegt, in das Korps einzutreten.“ Auch Ludwig fühlte sich in seinen Erwartungen getäuscht; er schreibt Ende 1848 seinem Vater: „Ich stellte mir das sächsische Jägerbataillon immer als ein Ideal vor, das in jeder Beziehung den Vorzug vor dem anderen Militär verdiene, das frei sei von den Mängeln, deren die übrigen Truppen so viele zählen. Im besondern erwartete ich von unserer sächsischen Jugend nicht nur mehr Gewandtheit im Dienste, sondern auch mehr Begeisterung für den heiligen Zweck, für den sie kämpfen soll, und mehr Vaterlandsliebe. Von Eifer im Dienste kann durchschnittlich, wenigstens bei der 5. Komp. gar keine Rede sein. An all diesen Uebeln scheint mir übrigens das H. Generalkommando die größte Schuld zu tragen, da dasselbe, wie mir's dünkt, bloß darauf gesehen hat, dem Jägerbataillon Offiziere zuzuteilen, aber nicht Offiziere, die auch imstande seien, die Mannschaft zu begeistern und ihr den hohen Wert ihrer Bestimmung an's Herz zu legen, denn viele unserer Offiziere sind bloß Pedanten und sonst nichts. — Doch fast könntet Ihr aus diesen Worten einigen Unwillen oder einige Unzufriedenheit mit meinem jetzigen Stande lesen, aber das sei ferne! — Ich sehe es für die heilige Pflicht und Schuldigkeit eines jeden echt sächsischen Jünglings in den jetzigen Zeitumständen an, dem Dienste für das Vaterland sich ganz und gar hinzugeben, und darum bin ich,

Gott sei Dank frisch, wohlgenut und zufrieden, als Sache meiner Pflicht nachgekommen zu sein!“

Diese Zeilen zeigen die ideale Veranlagung und Beurteilung eines von Begeisterung und Vaterlandsliebe erfüllten intelligenten Jünglings, noch nicht hinreichend erfahren und weltklug, um die Welt so zu beurteilen, wie sie tatsächlich ist, aber eines Jünglings voll edelster und reinsten Triebe. Der Vater wieder wußte solche Verstimmungen mit der Mahnung zu beantworten: „Das soll Euch nicht abhalten, einerseits ein musterhaftes Betragen zu führen und andererseits Euch edel und brav, wie ich mich dessen von Euch versehe, zu erweisen.“

Als dann kurze Zeit nach Neujahr das sächsische Jägerbataillon zum blutigen Streit auszog, belebte — Dank der Einwirkung des Kommandanten Generalstabshauptmanns Karl Deutsch — auch eines Sachsen — bereits ein trefflicher Geist die Truppe; sie hielt sich auf dem Marsche und im Gefechte wie ein Truppenkörper von altgedienten Soldaten. Bildung und Ehrgefühl vermochten reichlich die noch mangelnde militärische Schulung zu ersetzen. Und die sächsischen Jäger stellten allemal ihren Mann und standen den besten Truppen der kaiserlichen Armee in nichts nach.

Als das österreichische Korps das Land verlassen hatte, und nicht abzusehen war, wann es zurückkehren werde, setzte Fabini die unterbrochenen Studien auf dem Gymnasium in Schäßburg fort; erst nach der Absolvierung der VIII. Klasse trat er wieder in die Reihen seines mit den österr. Truppen im Sommer zurückgekehrten Bataillons. Zur Maturaprüfung kam er nicht und war derart der erste Schüler, der die Anstalt ohne Matura absolvierte. Kriegerische Aktionen fanden nicht mehr statt, da das Bem'sche Korps das Land räumen und später bei Bilágos die Waffen strecken mußte.

Mit einem vom Stadtkommandanten von Schäßburg ausgestellt noch vorliegenden Reisepaß vom 11. August rückte Fabini zu seiner Kompagnie nach Udvárhely ein. Der Empfang war dort wider Erwarten herzlich und freundlich. Der Hauptmann ernannte ihn sogleich zum manipulierenden Titular-Oberjäger (Rechnungs-Unteroffizier).

Das sächsische Jägerbataillon kam nun nach Schäßburg, wo es begeistert empfangen und mit einem wahren Blumenregen überschüttet wurde. Von da ging es aber gleich weiter nach Maros-Bárárhely, Klausenburg, Bánffy-Hunyád und wieder nach Maros-Bárárhely zurück, am 7. Oktober in die Festung Karlsburg und, mit Ende des Jahres aber wieder nach Maros-Bárárhely. Ueber den widerspenstigen Geist und das hochmütige Betragen der ungarischen Bevölkerung gegenüber dem österreichischen Regime in Klausenburg und besonders in Maros-Bárárhely, die u. a. auch in der Weigerung der Annahme der österr. Banknoten Ausdruck fand, wird viel geklagt.

Die Friedensjahre 1850—1859. Der Feldzug 1859 gegen Italien und Frankreich.

Den übeln Geist der ungarischen Bevölkerung mit fühlbarem Druck zu beseitigen, wurde dem 3. Armeekommando unter FZM. Baron Haynau übertragen, der den Oberbefehl auch über alle in Siebenbürgen befindlichen kaiserlichen Truppen führte. Der Bevölkerung die staatliche Macht sinnfällig vor Augen zu führen, die Truppen nicht zu lange an demselben Orte revolutionären Ideen auszusetzen, vielleicht auch, das junge Bataillon mit Gebieten außerhalb Siebenbürgens bekannt zu machen, das mögen die Ursachen gewesen sein, daß die Truppen in der Monarchie viel herummarschierten; so auch beim sächsischen Jägerbataillon für die

nun 1850 folgenden wochenlangen Märsche; denn Ende Jänner 1850 finden wir das Bataillon in Mährisch-Schönberg, von wo es dann über Mährisch-Trübau, Brünn, Preßburg Ende Februar wieder in Maros-Basárhely landet, dann für wenige Monate nach Mediasch verlegt wird. Und Ende August geht das Bataillon in 6wöchigem Marsche über Bistritz, Dorna-Batra, Czernowitz nach Lemberg. Es spricht sehr für die Tüchtigkeit des damaligen Bat.-Kommandanten Major Gößmann und seiner Offiziere, wenn das Bataillon, ungeachtet dieser fortwährenden Märsche, in der Lemberger Garnison sich eines besonderen Ansehens erfreut.

Hatte das „sächsische Jäger-Bataillon“ bald nach seiner Errichtung schon durch die Umtaufe in das k. k. 23. Feldjägerbataillon äußerlich den spezifisch sächsischen Charakter verloren, trat dies nun auch durch eine zahlreiche Besetzung sächsischer Offiziere zu anderen Truppenkörpern in Erscheinung. So wurde auch Fabini im Oktober 1850 bei seiner Ernennung zum Leutnant zum 5. Feldjägerbataillon versetzt und mit ihm zu gleicher Zeit die Leutnante von Hannenheim und Sebastian, aber zu anderen Bataillonen. Waren hiefür hauptsächlich die Offiziersstandesverhältnisse entscheidend, so mag vielleicht auch das Moment hineingespielt haben: die sächsischen Offiziere auch andere bewährte Truppen der kaiserlichen Armee kennen lernen zu lassen.

Das 5. Feldjägerbataillon stand damals in Schemnitz in Ober-Ungarn in Garnison; es ergänzte sich aus dem östlichen Mähren und hatte viele Hanaken¹ unter der Mannschaft. Fabini schildert sowohl das Offizierskorps als auch das Bataillon als Ganzes: erstklassig, dem sächsischen Jägerbataillon in manchen Belangen über. Als Fabini zum

¹ So genannt nach der „Hanna“, einer mährischen Landschaft.

Bataillon abgehen sollte, war dieses schon, unbekannt wohin, abmarschirt, weshalb er von Lemberg bis Krakau zu Wagen, von dort mit der Eisenbahn über Kosel (in Preuß.-Schlesien) in 47 Stunden nach Wien fahren mußte, um dort erst den Standort seines Truppenkörpers zu ermitteln und dann Olmütz zu erreichen. Es war dies die Zeit des bundesstaatlichen Konfliktes zwischen Preußen und Oesterreich. Preußen hatte mobilisirt, weshalb auch Oesterreich sich gezwungen sah, seine Armee in der Gegend von Olmütz zu versammeln. Durch die Intervention des Zaren Nikolaus kam es zu keinem Krieg; Preußen gab nach, und beide Heere nahmen den Friedensstand an. Fabinis Bataillon kam wieder in seine früheren Garnisonsorte Schemnitz und Neusohl.

Den damaligen Dienst bei der Truppe schildert Fabini in Briefen an seine Eltern: Die Truppen wurden sehr häufig zu Arbeiten beim Ausbau der Festung Olmütz herangezogen, die zu einem verschanzten Lager für zirka 200.000 Mann feldmäßig erweitert wurde; sie waren — oft kompagnieweise — in den nächstgelegenen Dörfern bequartiert. Normale Beschäftigung war im Winter von 8—10 Uhr vormittag und von 1—2 Uhr nachmittag Schule; von 10—11 einhalb Uhr vormittag und von 2—4 Uhr nachmittag Exercieren, Schießen usw., also so, wie noch 40 Jahre später zur Winterszeit. — Für Fabini war der Dienst dadurch erschwert, daß er die böhmisch-slowakische Sprache nicht beherrschte und mit einem großen Teil der ziemlich ungebildeten Mannschaft nur mittels Dolmetsch verkehren konnte. Auch führte er das Kommando über das Truppen-Transporthaus, erteilte Fecht- und Turnunterricht an die Offiziere und Vorturner. Für das Turnen bestand aber kein besonderes Interesse; man hatte seine hohe Bedeutung für die körperliche Entwicklung und Disziplinierung des

Soldaten noch nicht genügend erkannt. Es bedurfte besonderer Ueberredungskünfte bei den Vorgesetzten, um sie für diese Sache zu gewinnen. — Der gesamte Dienst war recht einkörmig und bot wenig geistige Anregung.

In dem geselligen Verkehr im slowakischen Neusohl zeigten sich ähnliche Erscheinungen, wie in magyarisches Orten. Die slowakische Intelligenz bekundete ostentativ magyarisches Chauvinismus, ohne der ungarischen Sprache mächtig zu sein. Ein großer Teil war protestantischer Religion, was zur Folge hatte, daß dies sozusagen gleichbedeutend war mit dem Rossuthismus. All das legte dem österreichisch gesinnten Offizierskorps im gesellschaftlichen Verkehr eine gewisse Reserve auf und beschränkte den Verkehr auf den Kreis der Kameraden.

Gegen Jahresluß erhielt Fabini von seinem Vater die erste energische Aufforderung, sich nun, da er seine ursprüngliche Neigung zum landwirtschaftlichen Berufe eingebüßt hatte und sich dauernd dem militärischen Berufe zu widmen entschlossen war, — für die Generalstabslaufbahn vorzubereiten. Der Hauptmann-Kompagniekommandant, dem er den Wunsch seines Vaters bekannt gab, unterließ nicht, ihn aufmerksam zu machen, daß die eigentliche Vorbereitungslehre für den Generalstab die Neustädter Militär-Akademie sei und alle jene, die diese nicht absolvierten, sehr vieles nachzuholen hätten, insbesondere die Kenntnis der anderen Waffen, der französischen Sprache, Terrain- und Situationszeichnen. Dies schrieb Fabini seinem Vater mit dem Beifügen, daß er infolge seiner beruflichen Inanspruchnahme und der fortdauernden Ortsveränderungen an ein ernstliches Studium bisher überhaupt nicht haben denken können, sich aber für die Generalstabslaufbahn auch noch nicht hinlänglich qualifiziert erachte. Der ehrwürdige Vater ließ in seiner sich auf allen Gebieten betätigenden

Energie indes nicht locker. Fabini kam ihm verständnisvoll entgegen, versprach, dieses hohe Ziel im Auge zu behalten, aber sich auf das gründlichste dafür vorzubereiten.

Dieser Zeit dürften auch die „Lebensgrundsätze“ entstammen, die Fabini von seinem Vater zugesandt erhielt und die für alle Zeiten ihre Gültigkeit behalten. Sie lauten wörtlich:

Lebensgrundsätze.

1. Gottesfurcht und Gottesliebe — tägliches Gebet zur Stärkung und Erinnerung an seine heiligen Gebote. — Umgang mit evang. Geistlichen und fleißiger Besuch des evang. Gottesdienstes. Lesen der heiligen Schrift und guter Erbauungsbücher an Sonn- und Feiertagen. — Gewissenhafte Moralität.
2. Treue dem geleisteten Eide auf Leben und Tod. — Strengste Befolgung der Reglements. — Begeisterung für den Beruf mit eifrigstem und pünktlichstem Fleiße im Dienste.
3. Achtung, Anhänglichkeit, geschmeidige Fügsamkeit und Zuborkommenheit gegen die Vorgesetzten. — Vermeidung alles Befritteln's derselben oder des sogenannten Raisonnierens. — Gegen Kameraden freundlich, gefällig, bieder, gegen Untergebene strenge im Dienste, aber ohne Grobheit. Außer Dienst leutselig und gütig.
4. Zurückziehung von ungesitteten Kameraden. — Nur der Bravsten Freundschaft und näheren Umgang suchen, wie auch die ausgezeichnetesten Offiziere zum Muster der Nachahmung wählen.
5. Keinen Branntwein trinken, Wein und Bier mäßig. Keine Spielfarten in die Hand nehmen, wie überhaupt

um Geld gar nicht spielen. — Keine Schulden machen. — Größte Sparsamkeit.

6. Benützung jeder Gelegenheit zur Ausbildung im Beruf und in der Humanität.
7. Keine Liebshaft mit verheirateten Frauenzimmern, denn sie ist verbrecherisch. Meidung aller Lustbirnen, welche Krankheit und Verschwendung verursachen — wogegen der Umgang mit gesitteten Frauenzimmern als bildend zu suchen ist.

*

Es ist rühmlich hervorzuheben, mit welcher Systematik und Gründlichkeit Fabini in den späteren Jahren unablässig an seiner geistigen, aber auch sittlichen Vervollkommnung arbeitet. Selbst zu der Zeit, wo er nach dem Urtheil seiner Vorgesetzten überragendes Wissen und lauterste Charaktereigenschaften offenbarte, geht seine Selbstlosigkeit so weit, daß es in ihm ein bedrückendes Gefühl auslöst, durch ein in Aussicht stehendes rascheres Avancement seine Kameraden zu überholen. Erst nach dem Feldzuge 1866, als Hauptmann und Divisionskommandant entschließt er sich, schon 36 Jahre alt, zum Besuche der Kriegsschule, die er dann in den Jahren 1868—1870 mit vorzüglichem Erfolge absolvierte.

Zu Ende des Jahres 1851 liegt das Jägerbataillon in Rosenberg, in Ober-Ungarn, im folgenden Monat in Raab, wo Fabini die Geschäfte des Oekonomie-Offiziers in einem großen Spital führen muß. Nach einmonatlicher angestrebter Tätigkeit kommt im März die Kommandierung zur Jäger-Lehrdivision nach Bruck a/D, wo damals auch mehrere Lehrbataillone für die Infanterie zusammengestellt waren, um den Fußtruppen eine einheitliche und gediegene Ausbildung nach neuen Ausbildungsvorschriften zu geben.

Raab, 10. März 1852.

... Ich bin auf Vorschlag des Bat.-Kommandos zu der in Bruck neu errichteten Jägerlehrdivision in Zuteilung übernommen worden. Ueber den Zweck dieser Neuerung sagt ein Armeebefehl: „Um die Gleichheit in der Auffassung und Ausführung der reinen und angewandten Taktik sowie für die Adjustierung in der Armee dauerhaft zu begründen und auf dem Wege der Praxis jene Grundsätze zu verbreiten, nach welchen künftig die Ausbildung in allen Zweigen des Dienstes allgemein zu betreiben sein wird, haben Se. Majestät der Kaiser die Aufstellung von 6 Infanterie-Lehrbataillons und einer Jägerlehrdivision anzuordnen geruht. ... Intelligenz, Eifer und vollständige Kenntniss des Dienstes sind die Eigenschaften, welche bei der Wahl der Offiziere entscheiden müssen, wenn die erhaltenen Instruktionen durch dieselben in wahren Geiste verbreitet werden sollen.“

*

Bruck, am 11. September 1852.

... Der Kaiser erschien am 7. d. M. und ließ uns 3 Stunden exerzieren; wir bestanden auf das Beste und erhielten eine glänzende Belobung. Seit 3 Monaten habe ich 120 freiwillige Jäger im Turnunterrichte gehabt, wozu nur die schon beschränkten freien Stunden benützt werden konnten und es kostete nicht wenig Ueberwindung und bei so Vielen auch Geduld, nach einem dreistündigen Exerzitium in der heißen Nachmittagsonne noch zwei Stunden auf dem Turnplatze zu lehren. Doch freier Wille, Liebe und Lust zu einem Ding usw. — Nachdem wir in der Division exerziert hatten, mußte ich 50 Turner vorführen, welche in Unbe-

tracht der kurzen Zeit wirklich alles mit Präzision vorführten. Ich erhielt dafür persönlich ein sehr schmeichelhaftes Lob vom Kaiser und bin dadurch reichlich für alle gehabte Mühe und Plage belohnt. — Es war schon beschlossen, daß die Division nach der Besichtigung durch Se. Majestät sogleich aufgelöst werden solle. Da wir jedoch so gut gefallen haben, müssen wir übermorgen schon in das Pesther Lager, um unsere Manövrierfähigkeit zu produzieren, welche auf eine hohe Stufe gebracht ist und uns vielen Schweiß gekostet hat, denn wir müssen alle Aufmärsche im Aufschritt ausführen. Gleichzeitig muß ich bis auf den Mastbaum alle Turngeräte: Reck, Barren, Springel, Sturmbrett, Stangen, Seile, ... von hier aus nach Pesth mitnehmen lassen, um dort alles wieder zu einer Produktion zusammenzustellen.

*

Es hat den Anschein, daß damals in der Armee das Turnen unbekannt war. Nur so läßt es sich erklären, daß Fabini ganz spontan in der freien Zeit mit 120 Mann der Jäger-Lehrdivision Turnübungen vornimmt, um später ihre Wichtigkeit für die Ausbildung des Soldaten den anderen Lehrdivisionen vorzuführen. Anlässlich einer Inspizierung der Lehrdivisionen durch den Kaiser führt er nach 3 monatlicher Uebung 50 Turner mit solchem Erfolge vor, daß er an Ort und Stelle eine schmeichelhafte Belobung erhält. — Nach den Manövern der Wiener Garnison wird die Jäger-Lehrdivision nach Budapest verlegt, um sich vor den Truppen dieses Generalates zu produzieren. Zum Schlusse muß Fabini vor den versammelten Offizieren und den ausländischen Prinzen unter vielem Beifall seine Turner vorführen.

Bruck a/L., den 4. Oktober 1852.

... Die ausgeführten Manöver waren großartig und es ist gewiß noch zu keiner Zeit eine solche Truppenmasse mit dieser Leichtigkeit bewegt worden. Auf das Kommando des in militärischer Beziehung unter allen Habsburgern einzig dastehenden Kaisers brachen 14 Kavallerieregimenter vor, marschierten in Front auf und in voller Karriere sprengten sie zum Angriff vorwärts, das alles in einem Augenblicke — oder formierten 40 Bataillone Infanterie-Quarrees — oder rasselten von allen Seiten Batterien in gestrecktem Laufe vorbei und in einem Nu donnerten 170 Geschütze — ein gewaltiges „Habt acht“ für Europa! — so daß man oft sein eigenes Wort nicht verstand. Ja, es war wirklich imposant und erhebend, inmitten von 45.000 Mann eine solche Einheit im Kommando und in der Ausführung zu sehen und jedem einzelnen hätte die Brust vor Begierde springen mögen, einmal nur von unserem ritterlichen Kaiser, dem alles das so Spiel und Lust ist, zum ernstesten Kampfplatz geführt zu werden. Die durch das Lager dem Staate verursachten Auslagen betragen über 2,000.000 Gulden C. M. aber ebenso groß ist gewiß auch der Nutzen davon. Ich selbst erhielt mit meinen Turnern, die ich vor dem Kaiser und den anwesenden Prinzen und Offizieren fremder Staaten produzierte, allgemeinen Beifall.

*

Den Verlauf der Budapester Manöver schildert Fabini als überaus glanzvoll und hebt die ganz außergewöhnliche Präzision bei allen Evolutionen hervor. So bei einem Angriffe von 14 Kavallerie-Regimentern im Aufmarsch und in der Attaque, so bei dem Angriffe von 40 Bataillons Infanterie, bei ihrer Formation in Karrees und

einer Sturmkolonne von 20 Bataillons; endlich beim Auf-
fahren und ins Feuer setzten von 30 Batterien. Insgesamt
waren bei diesen Manövern 45.000 Mann versammelt, für
damalige Verhältnisse ein ganz außergewöhnliches Aufgebot.
Vielleicht lag ihm auch eine ganz bestimmte Absicht zu-
grunde: es war das 3. Jahr nach der ungarischen Revolu-
tion! In diesem Jahre bereiste der junge Monarch auch
Siebenbürgen; und zu derselben Zeit wurde in Ofen mit
dem Bau der Zitabelle begonnen, einer für die damalige
Zeit mächtigen Zwingburg.

Nach diesen Manövern wurde in Wien die Kriegsschule
mit einem Stande von 26 Schülern als Pflanzstätte für
den Generalstab errichtet. Gelehrt wurden in erweiterterem
Maße die Lehrgegenstände der Neustädter Militär-Akademie,
hauptsächlich aber die Reglements der 3 Waffen und die
französische Sprache.

Im Spätherbste erst kehrt Fabini zum Bataillon, dies-
mal nach Krakau zurück. Kaum eingetroffen, wurde er Ba-
taillons-Adjutant, nachdem er kurz vorher eine Berufung
als Turnlehrer an die Neustädter Militär-Akademie abge-
lehnt hatte.

*

Krakau, am 24. November 1852.

... Nach der zweimaligen Turnproduktion vor dem
Kaiser in Bruck und Pesth erhielt ich den Antrag, als
Turnlehrer in die Wiener Neustädter Militärakademie zu
gehen, wobei ich neben einem leichten Dienst auch mehrere
finanzielle Vorteile erwarten durfte. Nach einiger Ueber-
legung schlug ich ihn aber aus, zog den schwereren Dienst
dem angenehmeren vor und bereue es auch nicht, mir durch
dessen Nichtannahme eine zwar mit Auslagen verbundene,
jedoch schönere und einflußreichere Stellung im Bataillon
erhalten zu haben.

In diesem Winter nahm er den ersten Reitunterricht und hatte nebstbei auch die Exerzier- und Gefechtsausbildung nach dem Vorgang bei der Lehrdivision zu zeigen.

Der April 1853 findet Fabini neuerdings als Instruktör bei der Jäger-Lehrdivision, diesmal in Kaiser-Ebersdorf bei Wien, um dort nebst Führung der Adjutantur des Magazins- und Proviantgeschäftes hauptsächlich den Turnunterricht zu leiten. Jetzt waren es schon 260 Mann, die er nebst einer Anzahl von Vorturnern in 6 Monaten ausbilden mußte. Die Schlußbesichtigung durch den Kaiser trug ihm dessen neuerliches Lob ein.

Nach Schluß des Kurses übernahm er bei seinem Bataillon in Krakau abermals die Adjutantengeschäfte.

1854 war der russisch-türkische Krieg (Krimfeldzug) in Vorbereitung. Im Sommer wurde von Oesterreich in Galizien und Rumänien eine Observations-Armee aufgestellt, die Truppen nahmen Kriegszustände an. Fabinis Bataillon wurde vorübergehend nach Jaroslau an den San, dann nach Winniki bei Lemberg verlegt. Hier brach die Cholera aus, die Fabinis besten und bewährtesten Freund, Leutnant Prißlinger, dahinraffte. — Von dem in den Ruhestand getretenen Major Dehlschlager überging das Bataillonskommando an Major Mohr von Ehrenfeld, einen gebürtigen Preussisch-Schlesier. Er war ein idealer Vorgesetzter von vornehmsten Soldaten- und Charaktereigenschaften; Fabini hat ihm Zeit seines Lebens das schönste Gedenken bewahrt.

Fabinis vielseitige Dienstverwendungen sind wohl ein sprechendes Zeugnis für seine Verwendbarkeit und Tüchtigkeit. Sie verursachten aber auch eine Menge Kosten, die den Vater, der 1852 zum Stadtpfarrer von Mediasch erwählt worden war, einmal zur Bemerkung veranlaßten, daß er mit dem bisher verbrauchten Gelde auch den Besuch einer Universität hätte bestreiten können. Fabini antwortete hier-

auf, daß er sich für einen gelehrten Beruf nicht für geeignet halte, weil ihm die dazu nötige belebende Flamme fehle. Er sei mit dem Soldatenberuf vollkommen zufrieden, verzichte gerne auf den Titel eines gelehrten Mannes; ihm sei das goldene Porte-Epee lieber als der Doktorhut. — Wenn er nochmals Kind wäre, würde er sich in die Neustädter Akademie und nicht ins Schäßburger Gymnasium wünschen; dort würden die Knaben fast mit Gewalt zu Gelehrten erzogen, mit unverdaulichen griechischen und hebräischen Brocken gefüttert, von denen aber nur der Hundertste einen Nutzen habe, weil er noch nicht wisse, welchem Beruf er sich zuwenden werde. In der Militär-Akademie hingegen würde man von der Knabenzeit an für den Beruf vorgebildet und mit seinen Abwegen und Gefahren vertraut gemacht. Er erinnert bei dieser Gelegenheit an Schiller, der sagt: „Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, in seiner Art ist er groß! Wie ungleich mehr Gutes würde geschehen, und um wie vieles glücklicher würden die Menschen sein, wenn sie auf diesen Standpunkt gekommen wären!“

Es ist leider nicht bekannt, welche Antwort der weise Vater seinem noch voll jugendlichem Berufsenthusiasmus erfüllten Sohne gegeben hat. Sicher aber ist die Gymnasialzeit für die geistige und sittliche Entwicklung eines Jünglings von ausschlaggebendem Einflusse. Und dieser geistig sittliche Niederschlag war auch für Fabinis weiteren Werdegang von besonderer Bedeutung, wie er dies später freimüthig zu bekennen nicht unterlassen hat.

Der Krimkrieg brachte Oesterreich nicht zum Eingreifen. Die Armee wurde im Herbst wieder auf den Friedensfuß gesetzt und Fabini weilte hernach auf einem mehrmonatlichen Urlaube in seinem Elternhause, aus dem er im Dezember mit der Fahrpost via Schäßburg, Maros-Básárhely, Bistritz,

Pojana Stampi, Campulung, Gura Humora, Szereth, Czernowitz nach Tarnopol zum Bataillon zurückkehrt, um dann mit ihm gleich nach Lemberg zu wandern.

Die Fahrt von Mediasch bis Czernowitz ging damals ununterbrochen Tag und Nacht und währte über $3\frac{1}{2}$ Tage.

Im Frühjahr 1856 wurde das Adjutantenkorps aufgestellt. Es bestand aus dem Adjutanten des Kaisers, der Landesgeneralkommanden und der Korpskommanden. Der Chef dieses Korps war der erste Generaladjutant des Kaisers — damals FML. Graf Grüne. — Es konnte sich zu diesem Korps jeder Offizier melden, der für das Adjutantengeschäft die erforderlichen geistigen und physischen Eigenschaften aufwies und nicht über 30 Jahre alt war. Alljährlich wurden in einen Kurs nach Wien 12 Aspiranten aus der ganzen Armee für die Dauer von 10 Monaten einberufen. Die Absolventen wurden als Oberleutnants in das Korps übernommen. Es war damals die Ansicht allgemein verbreitet, daß diese 12 Auserwählten — wie man zu sagen pflegte — „von sehr guten Eltern sein mußten“, um Aufnahme zu finden. Das Korps hielt sich nicht lange, da, wie bereits erwähnt, 1852 die Kriegsschule aufgestellt worden war, und der Generalstab seinen Nachwuchs von dort erhielt. Im Frühjahr 1856 schickte auch Fabini an die Generaladjutantur ein Aufnahmsgesuch ein; eine Erledigung hat er niemals erhalten.

Die Nichtbeteiligung Oesterreichs am Krimkriege wirkte sich im Offizierskorps in Reflexionen aus, denen sich auch Fabini in seinen Briefen nicht entziehen kann. „So stehen wir denn wieder als wahre Herkulesse am Spinnrocken oder nach dem beliebten Ausdruck als Staatsblutegel und Umsonstfresser da, stoßseufzen und lamentieren: Wann, o wann wird endlich unser einziger Wunsch gewährt, nur ein Krieg! doch der unendlich, und nicht am eigenen Herd“. Hierzu

traten dann noch die mit dem Uebergange auf den Friedensfuß verbundenen endlosen Aufklärungen und Relationen, „weil über jeden bei der Dissolution supernumerär gewordenen Schuhnagel eine ausführliche Relation eingereicht werden mußte.“ — Die Organe der Rechnungslegung und Kontrolle feierten damals in den seltsamsten Ersatz-Vorschreibungen und in verballhornten Fremdwörtern wahre Orgien.

*

Es ist aus der Korrespondenz mit Fabinis Eltern nicht festzustellen, was die Veranlassung zu seiner so ausführlichen brieflichen Aeußerung über die Berufswahl des Jünglings und über die auch damals bestandene Sucht unberufener Elemente nach der akademischen Laufbahn geführt hat. Als charakteristisch für die Auffassung seien die Stellen aus dem Briefe vom 24. Juni 1856 wiedergegeben, die doch auch heute den Anschauungen eines größeren Kreises entsprechen.

*

Lemberg, am 24. Juni 1856.

... Es ist etwas Schönes um die Wissenschaften — das bleibt unwiderlegt — doch überlasse man sie nur denen, welche ihnen wirklich einen Geschmack abgewinnen und an denen man einige Vorliebe dazu bemerkt, denn jammer schade um jeden ferngesunden Buben, der da nur um's Ehrgefühl, um nicht gerade der letzte zu sein oder vom Lehrer gehunzt oder gestraft zu werden oder durch andere Triebfedern geleitet Tag und Nacht ochst, seine guten Augen beim Abschreiben wortüberfüllter Manuskripte eines oft sehr mittelmäßigen Professors verdirbt und vielleicht auch in Gefahr kommt, ob der vielen Sophismen sein bißchen Menschenverstand zu verlieren. „Der Zeitverlust ist unerseßbar“, plappert jeder Knabe als „Latein“, und doch wird die Zeit auf eine unverzeihliche Weise so oft dem hoffnungs-

vollen Jungen vom Erzieher selbst geraubt. Statt im Hörsaal den Unbefähigten Blutstropfen schwitzen und mit lateinischen und griechischen Brocken füttern zu lassen, an denen er in der nächsten Viertelstunde jämmerlich erbricht, gebe man ihn wahrlich, sobald er nur korrekt schreiben kann, in die Werkstatt, auf das Gerüst, ins Atelier usw., wohin er, ich möchte sagen, instinktmäßig hingezogen wird und lege dadurch in ihm den Grund zu einem ganzen Mann, der nämlich seinen Platz vollkommen auszufüllen imstande ist. Wie viel besser stünde es um die Menschen, wenn nicht die meisten Eltern aus Eitelkeit oder weiß Gott welchen Motiven, die verkehrtesten Eingriffe in die Erziehung ihrer Herzenssöhne sich erlaubten. Die Kindererziehung ist eine schwere Kunst, das will ich nicht bestreiten, wünsche auch durchaus niemals in die Lage zu kommen, dieselbe ausüben zu müssen, um so mehr getraue ich mich aber, zu behaupten, daß die gar oft, besonders in der Patria gehörte Ansicht: „Meine Söhne sollen die Philosophie absolvieren und dann werden, was sie wollen“, höchst irrig ist. Der Filius muß trotz seiner wenigen Anlagen oder seinem Widerwillen zum Studium die höheren Klassen besuchen, und hat er endlich das letzte Examen unter aller Mittelmäßigkeit abgelegt und mit Gottesgnaden das Absolutorium erhalten, so sitzt er erst recht im Pfeffer. Denn welchen Stand soll er jetzt ergreifen?

Die Gymnasialeinrichtungen, erwidert man mir, arbeiten nicht auf Käse und Butter los, sondern setzen den Abiturienten mit der erhaltenen Vorbildung in die Lage, jeden Stand zu ergreifen. Gut! Verfolgen wir das absolvierte Studium = Individuum — ich spreche selbstverständlich nur von dessen mittelmäßiger Leistungsfähigkeit im Reiche der Wissenschaften. — Zum Gelehrten paßt er — wie mir auch die löbliche Schulkommission bestimmen wird

— durchaus nicht, außer man setzt das Wort „Aster“ davor. Ein Handwerk zu erlernen, d. h. zur physischen Arbeit, ist er während der langen Studiozeit viel zu kommod geworden. Knieriemem, Mauerfelle u. dgl., wer könnte es nur wagen, auf solche Instrumente seine Aufmerksamkeit zu lenken, und selbst jenes Geschäft, dem jedes Individuum vor einigen Jahren mit wahrer Freude nachgegangen wäre, sagt ihm jetzt nicht mehr zu, und so ist der Tagedieb, Pflastertreter oder im günstigsten Falle der todschlächtige Diurnist fertig. Meines Standes, welche Erziehung mir dazu die beste erschiene, will ich diesmal nicht erwähnen, da Bruder Hans seinen Theodor deswegen dazu nicht hergeben mag, weil er aus ihm mehr machen will, als was zum Totschlagen hinreicht. Jeder Mensch hat seine Ansichten. Das Wort „töten“ paßt jedenfalls für uns, doch bezieht sich dies zunächst nur auf das physische Wesen unseres Gegners, und es darf sich wohl der ritterliche Soldat des Kampfes nicht schämen, solange zum ehrenvollen Bestehen in denselben Eigenschaften, die jederzeit am Manne werden hochgeachtet bleiben, als Gewandtheit, Kraft und Herzhaftigkeit unbedingt notwendig sind. Daß aber auch Professoren sich des Totschlages, und zwar des moralischen, welcher immerhin 20 andere aufwägt, an den ihm anvertrauten Söhnen und zwar nicht sehr selten, schuldig machen, möge mein lieber Bruder ebenfalls erwägen.

Beim Zurückkommen auf meine frühere Behauptung muß ich noch ganz offenherzig gestehen, daß ich selbst bei der Antwort auf die Frage: was denn eigentlich aus mir mit dem ganzen Schulweisheitsplunder und dem Wust von wissenschaftlichen Kenntnissen, die glücklicherweise auch schon längst aus meinem Kopfe desertiert sind, hätte werden können — in die größte Verlegenheit komme, obwohl ich die letzte Zeit doch immer fast in dem ersten Drittel meiner

Klasse immatrikuliert war. Ich hatte zu gar nichts Anlagen und auch zu keinem Stande eine entschiedene Vorliebe, und hätte nicht das Jahr 1848 den roten Hahn am Himmel aufgehängt und mir den Waffenrock angezogen, so träfe mich jetzt vielleicht auch eine der obigen Bezeichnungen. Bin auch beinahe überzeugt, daß alle meine damaligen Hintermänner, welche jetzt schon vom Katheder perorieren, oder im Dunkel der Medizin herumtappen oder einer anderen Wissenschaft obliegen, auf einer so niederen Stufe sich bewegen werden, daß ich ach und wehe rufen möchte über die armen Jungen und Patienten, die ihnen unter die Hände kommen. Besser wahrlich wäre es für sie und die leidende Menschheit gewesen, sie hätten nie buchstabieren gelernt. Denn nichts kann doch ekelhafter sein, als ein halbes Wissen, und daß sie darüber nicht hinauskommen werden, darauf möchte ich — wie die Juden zu sagen pflegen — ein jurament ablegen.

Punktum! Nichts mehr über dieses Thema. Mir erscheint das ganze schon fade, wie langweilig wird es erst für Euch sein. Die einzige Schuld trägt daran der jüngst abgeschlossene ewige Weltfriede, der den Soldatengeist gefangen hält, daß er sich nicht über die Langweiligkeit des täglichen Lebens zu erheben vermag und daher in der tatenarmen Vergangenheit umschaut und hier von seinem subjektiven Standpunkte aus so vieles entdeckt, was zunächst auf die eigene Individualität fehlerhaft und störend eingewirkt hat. In sich findet man freilich selten den Makel, um so mehr aber in den Einrichtungen und Verhältnissen, unter denen man herangewachsen.“

*

Nicht minder kritisch beurteilt Fabini die Manöverperiode vom Jahre 1856 im nachstehenden Brief:

Lemberg, am 23. Oktober 1856.

„... Man sollte da wohl mit Recht annehmen können, daß solche großartigen Waffenübungen auch für den untergeordneten Offizier belehrend seien und ihm ein möglichst getreues Bild des Krieges vor Augen führen. Doch dem ist nicht also, und es wäre fürwahr besser, manchmal blind und taub gewesen zu sein, um die gegen alle Grundprinzipien der Taktik begangenen Fehler nicht bemerkt oder die in kräftige Worte gefaßte, auf dem Manöbrierterrain unfehlbare Energie der Kommandanten überhört zu haben. Jetzt, wo alles vorüber, muß man froh sein, wenn man den gesunden Menschenverstand behalten und nicht mitgerissen worden ist zu glauben, daß das, was geschehen, in der eisernen Wirklichkeit ebenso erbärmlich wäre ausgeführt worden. 7 Jahre nach dem letzten Feldzuge und noch immer keine Früchte davon! Da war schon Gelegenheit genug, unsere Fehler kennen zu lernen!

Ich weiß zwar recht wohl, daß ich durch diese für Euch niedergeschriebenen Bemerkungen gegen St. Quentin's „Soldaten = Evangelium“, als was ich es nämlich betrachte, sehr stark verstoße, darinnen es heißt:

„Verschlaf' die Zeit, verlern' das Denken,
 Laß Dich von jedem Dajen lenken,
 Und stößt er Dich, so brumme nicht!“

aber ich brauche Luft und will damit auch durchaus nicht raisonnirt haben.“

*

Es ist dies die bei jungen Offizieren zu allen Zeiten im Schwunge gewesene Gewohnheit, alles abfällig zu glos-

sieren nach dem so trefflichen Vers aus den „Militärischen 4 Jahreszeiten“:

Leutnants nur verbrecherlich,
Sünden alles lächerlich!

Einen Einblick in Fabinis Seelen- und Gefühlsleben gewährt ein Brief an seine Eltern zum Jahreswechsel 1856/57.

Lemberg, am 28. Dezember 1856.

Wie doch die Vergangenheit so zauberisch unser Gemüt in Anspruch nimmt, daß man aus sich selbst die Ueberzeugung gewinnen könnte, der Mensch lebe wirklich nur in der Vergangenheit. Wie freudenvoll, in welcher lieblichem Schmucke erscheint sie uns, sobald das strenge Naturgesetz uns unabhängig machen will und infolge der in uns gelegten Fähigkeiten von uns verlangt, auf eigenen Füßen zu stehen. Ist dieses nun annäherungsweise erreicht, so glaubt man seine Zukunft gesichert und einen Teil seines Lebensglückes begründet, vergißt aber meistens, daß man eben dadurch früheren so zarten Verhältnissen mehr oder weniger entrückt ist. Die Welt mit ihren vielfachen Reizen, unsere nächste Umgebung, die ernsteren Beschäftigungen, das Ziel, dem unablässig zugestrebt wird, — das alles zwingt uns zwar immerfort, der Gegenwart die volle Aufmerksamkeit zu widmen, kann aber doch nicht verhindern, daß der tätige Geist auf das Vergangene zurückblicke und hierbei so lange als möglich gleichsam zur Erholung verweile. Und in solchen Momenten stellt uns die holde Erinnerung mit jedem Lebensschritte, den wir machen, ein lieblicheres Gemälde jenes innigen Familienlebens vor Augen, dem wir fort und fort entwöhnt werden, dem wir beinahe schon Lebewohl gesagt. Ja wie lebhaft rufe ich mir jene Augen-

blücke herbei, wo wir Knaben am letzten Tage des abgelaufenen Jahres — jeder in einem anderen Winkel des Zimmers — saßen, vor uns ein Blatt Papier und Schreibzeug.¹ Auf der Stirne glänzen schon Schweißtropfen, und noch war immer nichts zuwege gebracht. „Großer Gott“, dachte ich damals in meinem kindlichen Sinne, „Du weißt ja alles, auch das, was ich in diesem Momente gerne schreiben möchte und doch nicht der Feder einzuflüstern imstande bin, ach, schenke meinen Eltern alles erdenklich Gute und lasse sie einst reichlich Freude an mir erleben“ Gesundheit, Zufriedenheit und ein recht langes Leben waren die alles in sich fassenden Worte, und doch schienen sie lange nicht alles das auszudrücken, was das Kind in unbegrenzter Liebe für seine theuern Eltern empfand. Gerne hätte es auch sein tiefes Dankgefühl in schöne Phrasen eingefasst, doch dazu war ihm die Sprache zu arm — und wie das Tier seinen Wohltätern die Erkenntlichkeit durch sanfte Liebkosungen zu bezeugen sich bemüht, so glaubte auch das Kind, die Schwingungen der angeschlagenen Herzenssaiten erst recht empfinden zu lassen, wenn es dem Vater, der Mutter einen innigen Kuß ausdrückte. — Und in der That, es fand sich niemals getäuscht.

Selige Zeiten! Unauslöschbar bleibt das Andenken an sie im Herzen eingegraben. Denn jene, ich möchte sagen rührenden Szenen, die so wohlthätigen Einfluß auf die jungen Gemüther ausübten, waren die Abspiegung des wahren Familienglückes.

Haben nun auch die Verhältnisse mich aus Eurer Mitte gerissen, so können in dieser Beziehung doch füglich zwischen

¹ Bezieht sich auf den Familienbrauch, zu Neujahr und zu dem Namenstage der Eltern von jedem Kinde eine schriftliche Gratulation abzufordern.

Einst und Jetzt dem eigentlich inneren Wesen nach, nicht die entferntesten Aenderungen eingetreten sein. Meine Gedanken sind auch diesmal ganz bei Euch, und was der Knabe empfand, fühlt der Jüngling viel lebhafter. Denn von dem, was jenen nur mehr instinktartig bewegte, davon kann dieser sich Rechenschaft geben, das, was jener in kindlich frommem Sinne sich dachte, ist bei diesem inbrünstiges Gebet im gläubigen Aufblicke zum Himmel, daß er Euch gnädig beschütze, behüte und segensreich über Euch walte im neuen Jahre.

Möge dies Blatt gleichzeitig der Ueberbringer meiner innersten Dankesempfindungen sein! Ihm gebe ich tausend Küsse für Euch mit; nehmt sie ihm ab als den einzigen Tribut seiner tiefgefühlten Kindespflicht!

Der Brief scheint tiefen Eindruck auf die Eltern gemacht und eine entsprechende Beantwortung gefunden zu haben, denn sie veranlaßten den Sohn, darauf zu dem Namensfeste des Vaters in tiefsinniger Weise zu erwidern.

*

Lemberg, den 14. März 1857.

In Eurem letzten Briefe vom 4. Februar schlägt Ihr die verborgensten und zugleich zartesten Saiten im menschlichen Organismus in einer Weise an, daß sie durch ihre sanften Schwingungen die reinste Seelenharmonie erzeugen müssen. Dank, viel herzlichen Dank dafür! Denn je mehr man durch das Einerlei des Alltagslebens einer solchen Gemüthsstimmung entfremdet wird, desto nachhaltiger muß ihre Wirkung sein, wenn sie in feierlich ergreifendem Tone unser ganzes Wesen durchzittert. Und kann es überhaupt für den Sohn ein schöneres Vergnügen geben, als wenn der Vater mit ihm aus dem Grunde seines Herzens spricht?

Für mich gewiß nicht, und daraus möget Ihr die Gänge meines Dankes entnehmen, den ich Euch hiemit nochmals mit warmen Worten auf das Innigste wiederhole. Denn unaussprechlich werden die Empfindungen immer bleiben, die in der Brust des Sohnes erglühen müssen, wenn er sich von seinen Eltern mit derselben Zärtlichkeit, womit sie ihn einst auf ihren Armen wiegten und in ruhigen Schlummer einlullten, auf der rauhen Lebensbahn begleiten und zum pflichtmäßigen vernünftigen Handeln ermuntert fühlt. Wenn er dieselbe liebende Hand erkannt, die ihn bei seinem ersten Wagestücke — allein und selbständig gehen zu lernen — unterstützte und seine Hände zum frommen Gebete faltete, fortwährend fast ängstlich bemüht, ihn auf dem rechten Wege zu erhalten und ihn anzuweisen, über dem rauschenden Getriebe der Welt der allwaltenden Vorsehung nicht zu vergessen. Möge der Himmel Eure Elternliebe reichlich lohnen und in Erhöhung der heißen Gebete Eurer Kinder Euch die Wiederkehr des Namensfestes noch ja recht oft in der ungetrübtesten Freude feiern lassen.

*

Ein selten harmonisches, auf tiefster persönlicher Verehrung beruhendes Verhältnis hatte sich zwischen Fabini und seinem Bataillonskommandanten Major von Mohr herausgebildet, von dem er sagt, daß er ihm nicht allein ein außerordentlich charmanter, allgemein hochgeachteter Mann und Kommandant, sondern auch ein aufrichtiger und teilnahmsvoller Freund geworden. „Ein wahres Phänomen unter den Stabsoffizieren der Neuzeit!“ Seine Gattin Gabrielle war eine geborene Baronin Kunwald, aus Böhmen stammend. Das eheliche Verhältnis war unter den Ehegatten in der damals 15 jährigen Ehe ein so inniges, wie Fabini es bei Offiziersehen noch nie gefunden. Ueber die Gattin sagt er: „Ich habe noch keine Dame kennen

gelernt, die soviel Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit, Hochherzigkeit, Edelsinn und Herzensgüte besessen hat, als sie. Mit einem Worte: Das Ideal eines deutschen Weibes.“

Im Spätherbste erkrankte Fabini heftig an Ruhr, die er mit homöopathischen Mitteln erfolgreich kuriert haben will, so daß er diese Heilmethode jeder anderen vorzuziehen beschließt: „Es grenzt fast ans Wunderbare, wie Atome und Naturstoffe, bald in klein winzigen Zuckerkügelchen, bald in Staubzucker verborgen, eine ebenso erfolgreiche, als schnelle Wirkung hervorzaubern können.“ Der behandelnde Arzt war der damals in Lemberg sehr berühmte Homöopath Dr. Schretter.

In der Reconvaleszenz schreibt er: „hat mir unsere seelensgute Majorin alle möglichen Erquickungen verschafft und die vom Arzt angeordneten Speisen selbst zubereitet, sodaß ich ihr hiesfür nicht genug danken kann.“

Bei einer kurz darauf folgenden schweren Erkrankung des Majors ist er bemüht, der verzweifeltsten Baronin Trost und Beruhigung einzuflößen und — was ihm das Schwerste war — sie auf das Schlimmste vorzubereiten. — Dies Schlimmste trat Gottlob nicht ein, und das Verhältnis zwischen Chef und Adjutant wurde in der Folgezeit ein derart inniges, wie es wohl schöner nicht gedacht werden kann.

Als nun auch Fabinis jüngerer Bruder Gustav in das Bataillon eintrat und Berufsoffizier ward, erstreckte sich des Bataillonskommandanten Fürsorge auch auf diesen. Eine spätere persönliche Bekanntschaft des Vaters mit dem Major war der Beginn eines Briefwechsels auch mit diesem.

*

Vor Ausbruch des Krieges gegen Sardinien und Frankreich im Jahre 1859 harrt das 5. Jägerbataillon bange Wochen vergeblich auf seine Berufung auf

den italienischen Kriegsschauplatz. Endlich kam die Erlösung. Das Bataillon marschierte am 11. Mai nach der nächsten Eisenbahnstation Kzeřow und wurde von dort mit der Bahn zunächst nach Osmiecim verlegt. Der Abschied von Galizien und der Bukowina, wo es 6¹/₂ Jahre sich bewegt hatte, war wenig schmerzlich. In guter Erinnerung blieb Lemberg, das auch damals als eine der angenehmsten Friedensgarnisonen geschildert wird; aber das Land Galizien selbst? — es muß damals wirklich in bedauerlichstem Zustande gewesen sein!

Indessen hatte die Kriegserklärung und am 20. Mai das Gefecht bei Montebello stattgefunden. Erst am 5. Juni traf der Marschbefehl — zunächst nach Wien — ein, wohin Fabini als Quartiermacher vorausgeschickt wurde. — Hier begann er am 6. Juni das Tagebuch zu schreiben, das hier deshalb wörtlich wiedergegeben wird, weil es einen interessanten Einblick in die damaligen Verhältnisse und Stimmungen der Truppe gewährt.

Tagebuch

aus dem Feldzuge 1859, angefangen zu Wien den 16. Juni

„Die herausfordernde Sprache Napoleons III. gegen den österreichischen Gesandten Freiherrn von Hübnier bei Entgegennahme der Neujahrsgratulation vom 1. Jänner d. J. hatte schon am 7. Jänner die Absendung der Wiener Garnison (3. Inftr. N. Corps) nach Italien zur Folge. Eine so ernste und entschlossene Maßregel unseres Kaisers genügte, um Europa zu zeigen, daß er dem frechen und schandbaren Treiben des von Frankreich im geheimen angespornten Turiner Hofes mit bewaffneter Hand entgegenzutreten entschlossen sei. Die Anstrengungen der Diplomatie und insbesondere die Versuche Englands und Preußens, den Frieden zu erhalten, erwiesen sich als unzureichend, bis endlich der

Vorschlag Rußlands zur Berufung eines Kongresses die Sache zur Reife brachte und Oesterreich an Piemont die Aufforderung zur sogleichen Entlastung und Entwaffnung seiner über den Friedensstatus ausgerüsteten Wehrkräfte ergehen ließ. Die Antwort lautete verneinend. Die Kriegserklärung geschah. Der Kaiser gab das herrliche Manifest an seine Völker heraus, und die durch fortwährende Truppenzüge vermehrte italienische Armee marschierte unter Kommando des FZM. Graf Ghulai in der Nacht vom 1. auf den 2. Mai in Piemont ein. Diese Nachricht überraschte uns, die wir 6 einhalb Jahre Galizien und die Bukowina kreuz und quer durchgarnisoniert hatten, auf das freudigste. Denn sie gab uns nicht nur die Anwartschaft auf eine sehr baldige Erlösung aus dieser Provinz, sondern war uns auch gleichzeitig das langersehnte Signal zu einem neuen werktätigen Leben, und ich muß gestehen, daß ich — obwohl die Abrihtung von 120 Rekruten meine psychischen Kräfte stark in Anspruch nahm und ich abends todmüde auf den Strohsack hinsiel — fast ganze Nächte schlaflos zubachte und mich an der nächsten Zukunft, die reich an eigenen Heldentaten vor meinen Sinnen sich entfaltete, nicht satt genug sehen konnte. Am Rhein hofften wir unsere Lorbeern zu pflücken. Denn, daß ganz Deutschland als natürlicher Bundesgenosse Oesterreichs wie ein Mann auftreten und das Gewehr zur Hand nehmen werde, lag offen am Tage. Wenn ich freilich die seit einem Dezennium befolgte Politik Preußens ins Auge faßte, so erwachsen in mir Zweifel, die sich nach und nach zur peinigenden Gewißheit ausprägten: Preußen und mit ihm, weil von seiner Stimme abhängig, das übrige Deutschland werde Oesterreich im Pfeffer sitzen lassen, oder im günstigsten Falle sehr spät zu seiner Unterstützung sich anschicken. Oesters kam der Disput hierüber zwischen dem eben vom Urlaub eingerückten, durch

die Volksstimmung im Süddeutschland ganz hingerissenen Hauptmann Hauer und mir aufs Tapet, ohne daß aber dabei einer von uns beiden in seiner verteidigten Ansicht wankend geworden wäre.

Es vergingen mehrere Tage und uns wollte keine Rolle auf dem Kriegstheater zufallen, ja wir fingen schon leise zu fürchten an, es könne uns, weil laut mehreren eingelaufenen Nachrichten Rußland Truppen in der Nähe unserer Grenze konzentriere, das traurige Los treffen, in Galizien festgehalten zu bleiben. Da benahm uns ein telegraphischer Befehl alle Besorgnis. Das 5. Jägerbataillon erhielt bis auf weiteres Oswiecim als temporäre Station angewiesen, und selig gestimmt tanzten wir den 11. Mai aus Lemberg hinaus, mit dem heißesten Wunsche: diese Stadt nie mehr in unserem Leben zu sehen. Ueber Lemberg selbst konnten wir uns zwar durchaus nicht beklagen, es bleibt unbestritten eine der angenehmsten Friedensgarnisonsorte — das Land aber, eigentlich aber vor allem das Hundegesindel von Juden, dieser Auswurf der Menschheit, diese Demoralisationsgeißel in der Hand des obersten der Teufel gab den Anlaß zu jenem sehnlichen Wunsche, ich möchte sagen, zum inbrünstigen Gebete, welches das Bataillon einstimmig zum Himmel sandte.

Von Rzeszow kamen wir mittelst Eisenbahn am 19. in Oswiecim an und glaubten hier mit Bestimmtheit unseren weiteren Marschplan zu finden. Eitles Hoffen! Nach dem Mittagessen wurde ein Schadenfeuer signalisiert. Der Blitz hatte in Babice — Preußisch-Schlesien — gezündet, die Flamme schlug hoch auf und über Anregung des Majors fuhr mit ihm Hauptmann Hauer und ich zur Brandstätte, um den preußischen Maulmachern, wenn auch nur im kleinen, zu zeigen, daß die Oesterreicher dort, wo dem Nachbar Gefahr droht, rascher als sie zur Hand sind. Den Dank

für unsere tätliche Hilfeleistung lasen wir einige Zeit nachher in der „Presse.“

Während des Aufenthaltes in Dzwiecim dressierte ich, am 24. April zum Oberleutnant befördert, meine Rekruten fort und abends studierten wir in der Regel gemeinschaftlich im Gasthaus „Zum Herzog von Auschwitz und Zator“ die Zeitungen. Die scharfe Refognoszierung der Division des F.Mt. Stadion bei Monte Bello — 20. Mai — erfreute uns trotz des traurigen Ausganges ungemein. Denn unsere Truppen hatten sich in bedeutender Minderzahl wacker geschlagen und namentlich erregte unsere Bewunderung und potenzierte unseren Korpsstolz die außerordentliche Bravour des 3. Feldjägerbataillons.

Am Tage Christi Himmelfahrt machten wir einen Ausflug nach Zator, besuchten das Potoczki'sche Schloß, an dem übrigens nichts Sehenswerthes ist, und von da die 2 Stunden entfernte Ruine Lipowiec, welche hübsch gelegen, aber keine Geschichte hat. Abends stiegen wir beim Zollgebäude in Dzwiecim aus und die von der Eisenbahn uns mit Oberleutnant Mówald samt Frau entgegenkommende Baronin überbrachte uns die entzückende Botschaft, eine telegraphische Depesche befehle dem Bataillon, sich so in Bereitschaft zu setzen, daß es nach Erhalt eines Avisos in 12 Stunden abfahren könne. Diesen Abend wurde auf dem Bahnhof ein Glas Bier mehr als gewöhnlich getrunken. Den nächsten Sonntag — 5. Juni — ich schoß mit den Chargen meiner Abteilung gerade nach der Scheibe, erhielt ich einhalb 12 Uhr vormittag vom lieben Freund Woboril einen kurzen Zettel: ich solle gleich heimkommen, und als Quartiermacher nach Wien abgehen. Um 6 Uhr abends brauste ich auf der Eisenbahn schon weiter. Diesmal ward meine Freude, die jetzt über das fast unzweifelhafte Vorrücken nach Italien sich gesteigert hatte, momentan bedeutend herabgestimmt.

Ursache davon: der Abschied von der Bataillonsmama, der Frau unseres trefflichen Majors, der als ein wahres Phänomen unter den Stabsoffizieren der Neuzeit glänzt. Ich habe noch keine Dame kennen gelernt, die so viel Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit, Hochherzigkeit, Edelsinn und Herzensgüte besäße als sie; mit einem Wort, sie bleibt mir das Ideal eines edlen deutschen Weibes. Ihr Eheverhältnis ist ein so inniges, daß ich oft gerührt wurde, wenn ich die beiden Leute mit jener liebenden Zuborkommenheit und zärtlichen Aufmerksamkeit sich begegnen sah, die man bei Verheirateten gewöhnlich nur in den Flitterwochen zu bemerken Gelegenheit findet. Und doch waren bei ihnen seit dem, wie ich weiß, schon 18 Jahre verstrichen. Wie schnell muß diese Zeit in solcher Fülle von häuslichem Glück verbracht sein! Wie schwer muß aber auch die Trennung fallen, wenn der Mann ins Feld gehen muß und der Gattin nichts anderes als das Uebermaß von banger Bekümmernis um ihn übrig bleibt. Ihre Tränen, herausgepreßt durch das bedrückende Gefühl der Ungewißheit und geweint in der nervenerschütterndsten Aufregung, möchte ich nicht sehen! Diese trüben Gedanken beschäftigten mich durch die längste Zeit der Eisenbahnfahrt und das Ende war, daß ich den Himmel bat, er möchte nur den Major glücklich aus dem mörderisch begonnenen Kampfe um die Ehre und Machtstellung Oesterreichs zurückkehren und lieber mich als Opfer fallen lassen. Denn um mich trauern nur innig liebende Eltern und Geschwister, aber es weint keine zärtliche, eigentlich nur in dem Leben des Mannes mitlebende Frau.

Nach kurzem Schlaf bin ich heute früh, den 6. Juni, ziemlich zerklappert in Wien angekommen. Die Meldungen habe ich glücklich alle hinter dem Rücken, auch die frohe Gewißheit, daß das Bataillon schon am 11. d. M. nach Rogara, zwischen Legnano und Mantua weitermarschiert.

Der alte Freund Röder¹ überrumpelte mich in meiner Wohnung, ich war im ersten Augenblicke ganz passiv; er ist sich im ganzen unverändert geblieben, ein Mordsoldat und ich sähe ihn im Bataillon lieber als Oberleutnant, als im Generalstab als Hauptmann. Die Truppe verliert viel an ihm, zumal jetzt!

8. Juni. Nach mannigfachen Herumlafereien erhielt ich erst gestern abends 6 Uhr vom Magistrate die Quartieranweisung für das Bataillon und heute 4 Uhr früh brachte ich alles in Ordnung. Um 7 Uhr meldete ich unserem Divisionär, FMLt. Ritter, daß das Bataillon um einhalb 10 Uhr vormittag auf dem Nordbahnhofe eintreffen werde und Erzherzog Albrecht befohlen habe, es solle nur in der Stille einrücken. Ritter erwiderte „nein! ich habe Se. kaiserliche Hoheit den Erzherzog gebeten, er möchte sich das vorzügliche 5. Feldjägerbataillon anschauen, denn dasselbe muß mir meine Division herausreißen. Gehen Sie also ohne Aufenthalt auf den Bahnhof und avisieren Sie Ihren Chef davon!“ Das Bataillon kam mit 212 Rotten, und Albrecht sprach sich sehr schmeichelhaft aus.

Abends fanden wir uns mehrere Offiziere im Garten „Zum Schlüssel“ auf der Wieden ein und räsonierten und schimpften über den heute offiziell bekannt gewordenen Verlust der Schlacht bei Magenta vom 4. und 5. Juni. Am meisten empörte uns die Art und Weise, wie die einzelnen Brigaden in den Kampf gezogen wurden, rein, als gälte es, sie systematisch abstechen und totschiagen zu lassen. Oh, dies leichtsinnig oder aus dummer Selbstüberschätzung verschwendete Blut so vieler Tapferen schreit nach Sühne und

¹ Trat nach 1866 in preußische Heeresdienste und brachte es dort zum General der Infanterie. Die Freunde trafen sich 1903 in Stuttgart nach fast 40 Jahren wieder.

berechtigt auch den niedergestellten Militär zur billigen Forderung an den Kaiser: den F. M. Graf Ghulai, der ein gutgeschulter Henker, aber kein Feldherr ist, gleich seines Kommandos zu entsetzen und vor ein Kriegsgericht zu stellen. Denn diese Satisfaktion ist der Kaiser der Armee und dem Vaterlande schuldig!

9. Juni. Heute war Rashtag, morgen geht's weiter.

Romanjo, den 12. Juni. Vorgestern einhalb 7 Uhr früh war das Bataillon auf dem Mahleinsdorfer Bahnhof einwaggoniert, die Musik spielte und unter endlosem „Hurrah!“ sagten wir der herrlich neben uns liegenden Kaiserstadt ein herzliches a Dieu! Wie wenige werden sie wiedersehen! Die Fahrt durch Oesterreich und Steiermark ist wundervoll, namentlich aber über den Semmering. Abends trafen wir in Graz ein und nahmen von hier den zum Besuche seiner Eltern vorausgefahrenen Oberleutnant Woboril mit.

Gestern, zeitlich morgens, erwachten wir in Cilli, wo uns Hauptmann Waschin vom 3. Wiener Freiwilligen-Bataillon begrüßte. Prächtigt ist auch in Krain die Gegend und die Waggonfenster waren, wie gestern, so auch hier, von uns immer bejezt. Auf dem Karst bewillkommneten uns mehrere Offiziere des zur Küstenverteidigung bestimmten 22. Jägerbataillons. Ich war besonders froh, mit Hauptmann Benrich und Oberleutnant Sebastian, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, zusammenzukommen. 8 Uhr abends endete die Fahrt. In Nabresina stiegen wir aus und einviertel 9 Uhr marschierten wir fort. Bei Duino sahen wir knapp zu unseren Füßen im matten Mondlichte den Golf von Triest, dessen Wasser Spiegel unbeweglich, wie eine starre Eisfläche, uns entgegen schimmerte. Ein schöner Anblick! Zu Monfalcone wurde eine Stunde gerastet und in einem miserablen Kaffeehause sprachen wir den in der Schlacht bei Magenta leicht verwundeten Hauptmann Kluki

von Stefan Infanterie, welcher uns mehrere Details über den blutigen Kampf erzählte.

Beim Anbruch des heutigen Tages — wir überschritten gerade den Fionzo — tönten uns aus den nah gelegenen Ortschaften feierliche Glockenklänge entgegen. Sie begrüßten in ihrer, das Ohr äußerst angenehm berührenden Harmonie, den ersten Pfingsttag, das schönste Fest der Freuden. Ich dankte dabei in gehobener Stimmung Gott, daß er unsere Wünsche erhören und uns dem Kampfplatz von Tag zu Tag näher bringe.

Ueberrascht waren wir alle durch die nach allen Seiten um uns sich ausbreitende üppige Bodenkultur. Welcher Unterschied zwischen gestern nachmittag und heute früh! Auf dem sterilen Karst konnten wir nur mit Mühe ein kärglich angebautes Plätzchen entdecken und im Augenblick sind wir außerstande, selbst den kleinsten Fleck zu finden, den sein Eigentümer sich nicht in der ergiebigsten Weise dienstbar gemacht hat.

Um einviertel 4 Uhr früh quartierten wir hier ein und mittags aßen wir zum erstenmal italienische Kost und zwar *Meneſtra*, eine dicke Reißsuppe con *bisi* (Erbsen) et *fromagio*, die mir sehr zusagte; man weiß dabei wenigstens, daß man etwas in den Mund und hernach in den Magen bekommt. Dagegen behagten mir die Wiener Wecken besser als das hiesige semmelartige Weizenbrot. Hausbrot wird nicht gebacken. Der herbe rote Wein will mir auch nicht munden, doch habe ich durchaus keine Furcht, daß ich mich nicht recht bald daran gewöhne.

13. Juni. Wir sollten heute um 3 Uhr abmarschieren; der Stabshornist hatte jedoch verschlafen und so brachen wir erst um einhalb 4 Uhr auf. In *Palmanuovo* rastete das Bataillon und einhalb 11 Uhr früh kam es in *Castions di strada* an. Gegen abend bestiegen wir den Turm und

genossen eine sehr schöne Aussicht. Vor einer Viertelstunde — 11 Uhr nachts — reiste FMLt. Ritter hier durch und erzählte uns im Wirtshause kopfhängerisch einige Einzelheiten von Magenta. Es könnten einem die Haare darüber zu Berge stehen.

S. Martino, den 15. Juni. Um der lästig zu werden anfangenden Sonnenhitze auszuweichen, traten wir gestern abends einhalb 8 Uhr den Marsch an, wurden während desselben durch eine halbe Stunde tüchtig angeregnet, und rückten heute nacht einhalb 1 Uhr hier ein. Die 2. Division ward nach Camino, die 2. Kompagnie unweit von hier detachiert. Im Hause des Bankiers Ponti sind alle Herren des Stabes und der 1. Kompagnie einquartiert. Mittags aßen wir an seinem Tisch sehr miserabel, die Speiseordnung war folgende: roher Schinken, Menestra, geröstete Kalbslunge, Rindfleisch mit grünem Fiolensalat, gedünsteter Kalbsbraten mit grünen Fiolen, gebratene Händel mit hartem Häupelsalat, Käse, Kirschen. Wein sehr spärlich und schlecht — später schwarzer Kaffee. Den ganzen Vormittag über spielten wir auf einem alten schäbigen Billard. Der Hausherr suchte es zu beschönigen, indem er uns vorplauschte, es habe Napoleon I. auch darauf herumgestoßen.

Wir sollten um 6 Uhr abends weiter gehen, was jedoch des heftigen Regens wegen unterblieben ist.

Nogaredo, den 16. Juni. Ausmarsch 3 Uhr früh, Einrücken 12 Uhr mittag. Der Marsch und die Hitze waren groß. Viele Leute spannten aus und konnten nur mit schwerer Mühe weitergeschleppt werden. Zu Casarza sprach ich den Oberleutnant Nachodski des 14. Jägerbataillons, der, bei Magenta durch den linken Arm geschossen, zur Operation nach Wien ging. Er hatte unmittelbar vor seiner Verwundung einen französischen Oberst in dem Augenblick,

als dieser Sturmkolonne formierte, vom Pferd geschossen und war daher mit seinem Schicksal ganz ausgesöhnt.

Conegliano, den 17. Juni. Ausmarsch einhalb 2 Uhr, Einmarsch einhalb 12 Uhr vormittags; die Distanz beträgt 5 einhalb deutsche Meilen. Die Tornister wurden hier den Leuten zum erstenmal nachgeführt. Kurz vor Sonnenuntergang standen Stauduar, Boboril und ich auf der Plattform des Kastellturmes und ergöhten uns auf der nördlichen Seite an den mit Schnee bedeckten südtiroler Alpen, in den anderen 3 Richtungen aber an der wunder-schönen Ebene. Soweit das Auge reichte, glänzten im Abendrot überall fast unzählbare Türme, darum kleine Ort-schaften und Städtchen mit einander verbunden durch park-ähnliche Anlagen, die in facta aber nichts anderes als auf das ökonomischeste bebaut, mit Maulbeerbäumen und Wein-stöcken bepflanzte Felder sind. Venedig suchten wir ver-gebens mit unseren Perspektiven; Nebel lag darauf. Höchst angenehm berührt, stiegen wir von der Höhe herab und stellten uns gegenseitig die Frage: wie kann dies Volk, das in diesem zu einem einzig-schönen umgeschaffenen Lande wohnt, unglücklich sein? Ich versuchte sie zu beantworten: daß der Italiener sich bei dem Gedanken, einer deutschen Regierung untertan sein zu müssen, schon etwas unbehaglich fühlen könne, daß aber der eigentliche Grund der auspo-saunten Unzufriedenheit Oberitaliens in dem materiellen Reichthum seiner höheren Stände liege, die dadurch zu er-bärmlichen, dem gutwilligen Landvolk am meisten Schaden bringenden Uebermüthe sich hinreißen lassen. Die Lombardei und das Venezianische werden gleichviel, ob sie unter der österreichischen oder piemontesischen oder eigenen Regierung stehen, ewig murren und nicht zu beruhigen sein, solange nicht ein zweiter Barbarossa mit Feuer und Schwert daher-

setzt und alle größeren Städte der Erde gleich, vor allem aber alle Nobili zu Bettlern macht.

Ponte di Brenta, den 20. Juni. In Treviso kamen wir vorgestern an und sahen da zum erstenmal impertinent feste Gesichter mit Napoleonsbärten. Ein früher, schon von Boboril und mir gefaßter Plan, kam zur Ausführung. Wir erhielten die Bewilligung, einen Abstecher nach Venedig machen zu dürfen und nachmittag 5 Uhr fuhren wir mit einem Charettel nach Mestre, von da mit einer Gondel nach Malghera an der schönen Eisenbahnbrücke vorbei in die große Lagunenstadt. Im Hotel alla Luna stiegen wir ab, es war schon finster. Boboril wollte, der Landesfritze getreu, ein Zimmer aushandeln und marterte sich dabei in der italienischen Sprache auf komische Art mit dem Kellner ab, der als Schweizer sehr gut deutsch sprach. Viel mußten wir später auch hierüber lachen. Nachdem wir uns umgezogen hatten, gingen wir gleich aus, und traten aus einem engen Gäßchen durch ein Durchhaus auf einen auffallend mit Gasflammen erleuchteten Platz. Ah! Der Markusplatz! Welcher Feentempel! waren die ersten Worte welche wir ausriefen. Langsam schritten wir zur Markuskirche, zum Dogenpalast und den Quai entlang. Alles strahlte im Gaslicht, nur über der dunklen See stieg ein roter Feuerballen, der Vollmond auf. Der Anblick war imposant. Nach einer Weile kehrten wir um und gesellten uns zu den auf dem Markusplatz vor dem Kaffeehaus Quadri sitzenden Offizieren. Das Gefrorene a la Neapolitane war unübertrefflich.

Gestern früh besuchten wir mit dem Cicerone Bulgari die von innen und außen gleich merkwürdige, mit immensen Schätzen überfüllte Markuskirche, bestiegen den Markusturm, der keine Stiegen hat und daher von Napoleon I. beritten werden konnte, gingen in den Dogenpalast, ins Palais

Wimpffen, in die Kirchen di Salute, Dei frattii mit dem Grabmal von Canova (ganz ähnlich, aber an Schönheit doch nicht gleich dem Christinendenkmal zu Wien) und Tizian (letzteres auf Kosten des Kaisers Ferdinand I. errichtet) in die Pintacothek — meist Heiligenbilder, darunter aber natürlich sehr schöne von den berühmtesten Meistern — und in die Kirche der Barfüßler (Stalci), welche überreich an den kostbarsten Marmorarten ist. Wegen heftigen Regens mußten wir unsere Wanderungen mit der Gondel einstellen. Nach fürchterlich teuerem und doch nicht besonderem Diner im Hotel St. Marco fuhren wir auf die Insel Vido, besahen uns die nicht gar weit ankernden 6 französischen Blockadeschiffe, ergöhten uns an der etwas bewegten See und lehrten auf den sehr belebten Quai vor dem Dogenpalast zurück. Vor dem Kaffeehaus Quadri traf ich meinen Kousin Schuller Fritz, der uns mit seiner Kasse aus einer Geldverlegenheit half — wir blieben bis Mitternacht zusammen.

Nach nochmaligem Ansehen des Markusplatzes mit seinen, ich möchte sagen höchst unbedeutenden Auslagen, fuhren wir heute früh zum Bahnhof und nahmen im ganzen einen sehr trüben Eindruck mit. Denn ungeachtet der im Innern massenhaft aufgespeicherten Kunstschätze trägt Venedig im Außern bei wenn auch nur flüchtigem Anschauen Haus für Haus, die untrüglichen Spuren seines gänzlichen Verfalles und mit Wehmut ergeht sich der Geist in jenen Zeiten, wo es in der größten Kraftentwicklung und Blüte als die gefürchtete und mächtige Seebeherrscherin über das Wohl und Wehe ganzer Völker entschied. Heute sperren 6 Schiffe seinen Hafen und in banger Furcht wartet es ab, was andere mit ihm und aus ihm zu machen beschloffen haben.

Mittags trafen wir in Padua ein und schlossen uns nach dem Essen einer Partie an, die sich die Merkwürdig-

feiten dieser Stadt anschauen gingen. Im Kaffee Petrochi, welches im Jahre 1848 von unseren Soldaten erstürmt werden mußte, wurde eine Tasse Kaffee genommen, dann Besuch der Kirche des hl. Antonius von Padua. Der uns darin herumführende Geistliche, ein Baier, erzählte uns mit einer grenzenlosen Frechheit und unter fortwährendem wahrscheinlich im Reglement der katholischen Geistlichen vorgeschriebenen heiligen Augenverdrehen eine Menge unverschämter Lügen von ihm, und zeigte uns zum Ueberflusse der Wundertaten auch noch in Marmor und Erz eingegraben. 3. B. der hl. Antonius hatte gepredigt: Jeder, welcher seine Mutter mißhandle, verdiene, daß ihm der Fuß abgehauen werde. Bald nach dem Gottesdienste kommt eine Frau zum Antonius und meldet ihm unter einem Strom von Tränen: ihr Sohn, der sie vor dem Kirchgang im Zähzorn geschlagen, habe sich selbst mit einer Hacke den Fuß abgehauen. Antonius wird dadurch so gerührt, daß er hingetht und dem reinigen Sohn den Fuß gleich wieder anheilt. — Antonius disputierte mit einem heidnischen Großen so lange, bis dieser schon müde ausrief: „Ich glaube nur dann an die Wahrheit der christlichen Religion, wenn dies Glas, vom 2. Stock heruntergeworfen, nicht zerbricht.“ Antonius sagte er solle es hinabschmeißen. Es geschah, die Marmorplatte des Pflasters, worauf der Becher fiel, ging in Trümmer, das Glas blieb ganz unversehrt (es wurde uns später sogar gezeigt) und der Heide war bekehrt. — Der Fürst von Rimini klagte seine Frau, als sie einen Sohn gebar, des Ehebruches an und wollte sie verstoßen. Die arme Frau schickte um den hl. Antonius. Dieser kommt, verleiht dem 3 Tage alten Kind sogleich die Sprache und fragt es: „Wer ist dein Vater?“ Das Kind antwortet: „Der Fürst“, worauf dieser seine Frau auf Knien um Verzeihung bat. — Hinter dem Hochaltar ward uns die an Silber, Gold und Edelsteinen

sehr reiche Reliquienkammer geöffnet. Es ist die erste, welche ich je gesehen habe; ich riß die Augen auf. Da waren: die Zunge des hl. Antonius, der Daumen, eine Rippe, eine Zehe des hl. Antonius, Haare vom Haupte der Mutter Gottes, 3 Dornen aus der Krone Jesu Christi, ein Finger der hl. Justina, Erde vom Grabe Christi, ein Stück Mantel des hl. Josef usw. Wer möchte sich auch nur Mühe geben, all die vielen den Leichenschändnerischen Pfaffen als Mittel zur systematischen Verdummung des Volkes dienenden, dem ersten besten Kadaver abgetrennten und mit dem Namen eines beliebigen Heiligen gestempelten Knochen usw. im Sinne zu behalten.

Die Kirche der hl. Justina ist hübsch und reich an Marmor. In einem Privathause sahen wir ein sehr schönes Skulpturstück: der Sturz der 32 Engel aus dem Himmel durch den Erzengel Michael — ein einziges Stück en miniature. Der Künstler Fasoleto arbeitete 12 Jahre daran.

Abends kamen wir mit dem Einspanner des Leutnant Jünger heraus, und hier wohne ich in dem Palazzo eines vor wenigen Tagen flüchtig gewordenen Nobile.

Montefelice, den 21. Juni. Abmarsch um einhalb 3 Uhr, Einrücken um 9 Uhr früh. In Bataglia sahen wir das schöne Schloß des Herzogs von Modena, hier die Ruine des Schlosses Duodo. Nachmittag Ausflug in die Monti-Euganei, Aufsuchen des Hauses von Petrarca zu Argua. Dasselbe — mit einem kleinen eisernen Erker — ist bis auf zwei rückwärts in neuerer Zeit hergerichteten Zimmer ganz unverändert geblieben und nicht bewohnt. Eine alte Frau führte uns herum. Die darin stehenden Möbel — ein hölzerner Armstuhl, mehrere Sessel und ein Speiseschrank — wurden von Petrarca benützt. Ober einer Thür ist hinter einem Wandfenster die Krone Petrarca's ausgestopft. Die Wandgemälde heißen nichts — sie stellen ihn

mit der Laura bei verschiedenen Gelegenheiten dar. Von einem Granatstrauche vor dem Hause nahmen wir uns einige Blüten mit und ich bewog den Major, sich das Haus in seinem Album zu skizzieren. In dem aufliegenden Buche schrieben wir uns alle ein. In der Nähe des Hauses steht auf dem Kirchhofe das einfache marmorne Denkmal Petrarca's, worauf sein Todestag 18. Juli 1374 oder 1379 — ich konnte die Ziffern nicht gut lesen — und eine lateinische Inschrift — die Widmung von Franciscus Debro's enthaltend — eingegraben ist.

Montagnana, den 22. Juni. Abmarsch um einhalb 3 Uhr, Einrücken um 9 Uhr. Der Oberst Baron Feldegg von Coronini Infanterie, wollte heute von einem Zivilisten ein Pferd kaufen, erbat sich aber früher noch die Ansicht des Generals Schiller, welcher dasselbe sich vor dem Kaffeehaus vorführen ließ und dann in seiner höchst possierlichen gedehnten Aussprache wie folgt klassifizierte: „Am Vorderfuß hat's en Ueberbein, am rechten Hinterfuß detto, das sieht jeder Laie. Füße hat's überhaupt wie ein Bintschgauer Bierhengst, en Kopf hats wie en Wasserschaffl, schaut aus wie ein Linien Schiff — Reitpferd ist's keins. Jetzt mach' was Du willst!“

St. Anna, den 23. Juni. Die Tornister und Röcke, dann Gamaschen, Fäustlinge und Federbuschfuturale sind glücklicherweise in die Festung Vegnago deponiert worden.

Hauptmann Staduar ist mit den Rückersackgeldern aus Verona eingerückt, hat jedoch keine günstigen Nachrichten über den Zustand, namentlich die Verpflegung der Armee mitgebracht. Erzählt, Ghulai habe das Kommando der I. Armee an Schliß übergeben — Triumph! Freude über das Avancement unseres Majors zum Oberstleutnant.

Campelano, den 25. Juni. Wir hatten gestern früh kaum Vegnano passiert, als wir einzelne Kanonen-

schüsse, bald aber ein immer lebhafteres Geschützfeuer in der Richtung von Volta und Goito vernahmen. Wie schade, daß es so weit von uns krachte! Mittags rückten wir, vom Korpskommandanten Wernhardt vor Rogara empfangen, hier ein. Die Mannschaft kochte ab und kaum hatte sie gegessen, so erhielten wir Befehl, sogleich nach Mantua vorzugehen. Beim Einmarsch in Rogara nach 5 Uhr empfing uns ein fürchterlicher Sturm, wie ich ihn in meinem Leben noch nicht gesehen. Der Kanonendonner verschwand, ließ sich aber nach kurzer Zeit wieder hören und dauerte, bald weiter bald näher klingend, bis nach 9 Uhr abends ununterbrochen fort. Um 10 Uhr rasteten wir einige Augenblicke vor Mantua und erfuhren durch den Brigadier, unsere Division (F.Mt. Ritter) habe direkte vom Kaiser Befehl, morgen an der Schlacht Anteil zu nehmen. Eine freudigere Botschaft hätte uns in diesem Moment nicht überbracht werden können! Wir marschierten weiter und weil sich kein Lagerplatz für uns vorfand, legten wir uns ohne viele Umstände nördlich von Mantua auf der vom gefallenen Regen noch bedeutend nassen Straße nieder. Vor uns bivakirierte die Brigade Jablonsky, welche wir um ihre hochauflohernden Lagerfeuer beneideten. Es währte nicht lange, und Totenstille herrschte im Rayon unserer Brigade. Alles schnarchte, hinter mir Hauptmann Standuar, neben mir Boboril auf einer steinernen Brücke, von deren Brüstung ich mit einiger Anstrengung mir 2 Ziegeln zum Kopfkissen ablöste. Der Mond schien helle und gewährte einen ganz eigentümlichen interessanten Anblick der ermüdeten, im Mantel zusammengelauerten Krieger, die nach erquickendem Schlaf heute die Feuertaufe erhalten sollten. Von einer Turmspitze in Mantua strahlte ein auffallend helles Licht, es diente als Telegraph und war vielleicht gerade jetzt beschäftigt, unsere Ankunft zu signalisieren. Während

der Nacht sammelten sich neben uns theils Verwundete theils Versprengte aus der Schlacht von Goito, doch konnten sie über deren Verlauf gar nichts näheres angeben.

Heute früh, der Tag graute, brachte der Divisionär den Befehl zum Rückmarsch nach Nogara. Ohne abzulochen zogen wir um 5 Uhr mit langer Nase ab. Die Details über die gestrige Schlacht fehlten noch, doch sagte man sich, unsere Armee habe nicht gesiegt, sondern sei nach unentschiedenem Kampfe in ihre früheren Stellungen zurückgegangen. Man hätte darüber desperat werden mögen. Die Hitze war groß, der Marsch sehr schleppend und die Brigade kam hungrig, durstig und hundsmüde in die gestrigen Kantionierungsstationen — wir also wieder hierher — um 3 Uhr nachmittag an. In Nogara erschien etwas vor uns FZM. Ghulai, um während der weiteren Dauer des Feldzuges als Oberst sein Infanterieregiment Nr. 33 zu kommandieren und hiedurch dem lautgewordenen Vorwurfe der Feigheit zu entgehen. Woher nimmt dieser Generalesel die Keckheit, sich den Truppen noch öffentlich zu zeigen? Ach, wie gelinde sind unsere Kriegsgesetze! Erst gegen abend wurde abgegessen. Es hätte auch Wein gebührt, der fehlt aber noch immer, wir werden auf morgen vertröstet.

26. Juni. Ruhetag. Weinfassung auf 2 Tage. Große Heiterkeit unter der Mannschaft.

27. Juni. Ruhe. Wir spielten Whist. Beim Befehlsausgeben wurde das Standrecht auf Plünderung der Mannschaft publiziert.

Freilager bei Badia den 29. Juni. Um 8 Uhr früh kamen wir gestern nach Nogara und von da mit der ganzen Brigade um 5 Uhr nachmittag, ins Lager bei Bangadizza. Wir gingen an der Queue langsam wie die Läuse, erfuhren dafür aber aus dem Hauptquartier des 9. und 10. Korps manches von der Schlacht bei Guidizzolo — wie

man sie tauft — zu der wir am 24. Juni nicht zeitgerecht ankommen konnten. Das 9. Korps ist am linken Flügel bei Volta am stärksten zum Handfuß gekommen, hat 7000 Mann abgängig, davon 300 Mann tot, die übrigen theils gefangen theils versprengt. Das 8. Korps hatte den Feind zurückgeworfen, viele Gefangene gemacht und FMLt. Benedek folgenden Bericht an den Kaiser abgesendet: „Ich habe den Feind geschlagen und nur auf Befehl Eurer Majestät trete ich mit Tränen in den Augen den Rückzug an.“ Aus Bangadizza fuhr ich nach Legnano, um meinen Bruder Gust im Spital zu besuchen. Er war schon rekonvalesziert und ich nahm ihn daher gleich ins Lager mit.

Bei sehr großer Hitze trafen wir heute nachmittag um 1 Uhr hier ein. Das Bad im Adigetto war sehr angenehm, noch erquickender aber das Diner in der Stadt und darauf das Gefrorene.

Villanuovo, den 30. Juni. Nach 5 stündigem Marsche ist das Bataillon hier einquartiert worden.

1. Juli. Ruhe. Gegen abend spielten wir in der Vendita di cafe et liquori Whist.

2. Juli. Zum Umwechseln von Gagesilber in Gold war ich heute mit Hauptmann Hauer in Rovigo, wo wir nach 14 Tagen wieder einmal eine deutsche Zeitung und zwar „Die Presse“ vom 28. und 29. v. M. lasen. Als wichtigstes brachte sie: Die für den 3. d. M. beschlossene Absendung eines preußischen Korps von 40.000 Mann an den Main — und als traurigstes: daß Oberleutnant Nachodski des 14. Jägerbataillons seiner in der Schlacht bei Magenta erhaltenen Wunde zu Wien erlegen sei.

Beim Nachhausekommen erfuhren wir, daß das 10. Armeekorps, aus dem Verband der I. Armee ausgeschieden, direkte dem Befehl des Kaisers untergeordnet sei und zur

Beobachtung des Po vor der Hand ausschließlich werde verwendet werden.

Eine reine Hiobspost für uns, die wir mit größter Ungeduld dem Tage entgegenharrten, an welchem wir uns in männlichem Kampfe mit den Franzosen messen werden. Es scheint wahrhaftig, als wolle mein peinigendes Vorgefühl, daß das 5. Jägerbataillon das größte Pech habe, sich bewahrheiten. Denn statt dem Feinde energisch zu Leibe zu gehen, bleiben wir ihm konsequent vom Leibe. Wie niederschlagend und jämmerlich das aber an und für sich besonders aber dann ist, wenn man doch schon hie und da mit fremden Offizieren zusammentrifft und ihnen auf die erste Frage: „Wart's Ihr schon im Gefecht?“ mit einem verschämten und leisen nein! antworten muß, mögen jene Unglücklichen bestätigen, denen bisher das Los unseres Bataillons zufiel. Es ist gräßlich!

Mein Bruder ist mit heutigem Tagesbefehl zum Vize-Unterjäger befördert worden — mir ein erfreulicher Beweis der Freundschaft des Hauptmann Hauer und der Güte des Oberstleutnants.

Crespino, den 4. Juli. Gestern 3 Uhr früh Abmarsch von Villanuova, um 8 Uhr Einrücken ins Bibouac zu Polesella, am Ufer des schönen 6—700 Schritte breiten Poflusses. Der Befehl zum Bezug der Vorposten erfolgte. Hauptmann Stauduar fuhr zur Rekognoszierung voraus und einhalb 8 Uhr abends ging ich mit der Kompagnie ab, ließ die Guarda Veneta Königl mit 2 Zügen zurück und traf mit der anderen Hälfte — nachdem ich mich auf dem Wege über die als Wegweiser zu den einzelnen detachierten Posten theils aus Veneta mitgenommenen, theils vom Hauptmann mir entgegengeschickten Ordonanztrotteln von Gorizuttiinfanterie vielfach geärgert hatte — um einviertel 12 Uhr mitternacht hier ein. Die nötigen Posten wurden

gleich ausgestellt, sodann führte mich der Hauptmann ins Wirtshaus und gegen 2 Uhr legten wir uns aufs Ohr.

Heute marterte uns eine Hitze, wie ich sie noch nicht erlebte, mir raubte sie allen Hunger, den ganzen Tag konnte ich kaum eine Menestra hinunterschlucken. Bei den Vorposten fanden einige Verbesserungen statt. Gegen abend fuhr ich nach Villanuovo, um den Leutnant Matuschka des ebenfalls am Po aufgestellten 12. Jägerbataillons aufzusuchen und ihm einige Propositionen bezüglich der Regelung unseres gegenseitigen Patrouillenganges zu machen. Ich traf ihn erst auf dem Rückwege bei Canalnuovo und einhalb 9 Uhr saß ich mit meinem feischen Hauptmann gemütlich im Garten unseres Wirtshauses bei einem Gläschen Wein.

5. Juli. Die Hitze ist heute noch unerträglicher, 40 Grad R. Im dichtverschlossenen Zimmer rinnt uns der Schweiß vom ganzen Körper. Der Po fließt knapp vor unserem Fenster, alle halbe Stunde wird unser Ziegelboden mit Wasser angegossen. Es hilft alles nichts, wir schwitzen und blasen ohne Unterlaß. Die 3. Kompagnie soll uns abends ablösen.

Einhalb 10 Uhr abends ist die 3. Kompagnie eingetroffen und nach einem gemächlichen Plauscher mit Hauer und Jünger legten wir uns jetzt 11 Uhr schlafen, eigentlich wieder schwitzen. Denn in dieser Kaserne ist es ungeheuer dunstig.

Polesella, den 6. Juli. Heute früh sind wir hier eingerückt. Die Kompagnie ist in einem Hause unmittelbar unter einem niedern Ziegeldach einquartiert. Nachmittags 6 Uhr zahlte ich der Mannschaft die Wohnung aus, woran ich ewig denken werde. Eine Hitze war unter dem Dache, daß wir uns einen annäherungsweise Begriff von den Bleikammern Venedigs zu machen imstande waren. Nach

einer Viertelstunde war Leutnant Künigl und ich ganz naß, dicke Schweißtropfen rannen von uns, und damit mein noch ziemlich neuer Kittel geschont werde, stand ich beständig gebückt und ließ ihnen freien Lauf zur Erde. Künigls Gesicht glich einer großen Fensterscheibe nach einer kalten Herbstnacht. Die Leute stöhnten, ächzten, ich möchte sagen, während sie nach Luft schnappten, grunzten sie wie die Schweine. Wie ihnen, so lösten sich auch aus meiner Brust ähnliche unartikulierte Seufzer ab und doch konnte ich mich des lauten Aufschlachsens nicht enthalten, wenn ich die desperate Szene unserer gemeinsamen Not überschaute. Es war schrecklich. Mein Gott, wie viele Schweißtropfen werden uns auf diesem klassischen Boden noch heiß über den Buckel laufen.

Crespino, den 8. Juli. Seit gestern bin ich mit der 2. Kompagnie hier auf Vorposten. Oberleutnant Krokowitsch ist zum Hauptmann beim 1. mährischen Schützenbataillon ernannt und ich bin an seiner Stelle Kompagniekommandant. Heute mittags brachte Oberleutnant Dralle von Kaiserulanen, der hier zum Patrouillendienste stationiert ist, aus Novigo folgende schöne Nachricht: Napoleon hat durch General Niel beim Kaiser um einen Waffenstillstand angehalten und ihn auch erhalten, weil im französischen Lager Pest und Cholera wüthete. Mir fiel dabei im ersten Augenblicke die Courage in die Hosen, doch ermannte ich mich und fing zu beweisen an, daß alles das nur eine fade Erdichtung sein könne.

Gegen abend ist der Abmarschbefehl für meine Kompagnie und die Ablösung von Gorizuttiinfanterie angekommen. Das Bataillon geht morgen nach Novigo.

Novigo, den 9. Juli. Auf dem bestimmten Railierungspunkte erreichte ich das Bataillon. Giersig kam mir heiter entgegen und sagte mir, das Hauptmann Stauduar

Major und Kommandant des 7. Jägerbataillons geworden sei. Ich freute mich unendlich darüber, freilich erkannte ich auch gleich den großen Verlust, den unser Bataillon dadurch erleidet. Denn dieser Mann hat, seitdem ich ihn kenne, und das sind bald 9 Jahre, mir eine solche Hochachtung eingeflößt, daß ich mich bis zur Stunde stets glücklich fühle, in seiner unmittelbaren Nähe sein zu können. Die Größe eines nicht zu erschütternden rechtlichen und biederen Charakters, der herzlichste, den engsten wie den weiteren Armeefreis mit gleicher Wärme umfassende Kameradschaftsinn und endlich ein bei jeder Gelegenheit sich herrlich kundgebendes gerader durch und durch gebildeter ritterlicher Soldatengeist sind die hervorragendsten Eigenschaften Staudars, genügend, um auch ohne seine Energie und Konsequenz im Handeln und seiner aufmerksamen Zuborkommenheit im Umgange zu gedenken — ihn zum schönsten Vorbilde jedem jüngeren Offizier zu machen. Mir war es in der That. Ich verliere viel in und mit ihm und muß gestehen, daß ich mir ohne ihn das 5. Jägerbataillon nicht mehr recht in der allseits anerkannten Tüchtigkeit vorstellen kann.

Während der Raft kam der Korpskommandant FMt. Wernhardt mit seinem Stabe zu uns und teilte uns mit trauriger Miene mit: der Waffenstillstand sei bis 15. August abgeschlossen. Wir ließen die Köpfe hängen und trotteten müßmutig in Rovigo ein.

Den 10. Juli. Man raunt sich heute eine Menge abenteuerlicher Sachen in die Ohren. Die Schwarzscher sprechen schon vom Frieden und wissen noch nicht einmal die Waffenstillstandsbedingungen. Ich bin auch immer mehr geneigt, das allerärgste zu glauben, aber das Wort „Friede“ hat einen zu schändlichen Klang, als das ich nicht jeden Gedanken daran gleich im Entstehen ersticke. Ueberdies

ist ja die ganze Sache so absurd. Der Kaiser kann und darf — es mögen sich die äußeren und inneren Verhältnisse Oesterreichs noch so drohend gestalten — an das Frieden machen nicht denken, so lange unsere unverdient bis jetzt geschmälerte Waffenehre nicht wieder im hellsten Glanze makellos dasteht, und darum lege ich mich auch heute ruhig nieder, um vor dem Einschlafen noch nachzudenken, wie ich morgen mit der Kompagnie tirailieren soll.

Den 11. Juli. Die Waffenstillstandsbedingungen sind bekannt: Die Franzosen bleiben am rechten Ufer des Mincio stehen, die Eisenbahnkommunikation zwischen Mantua und Verona wird offen. Peschiera darf sich in zwei Tagen verproviantieren. Im Süden bildet der Po die Demarkationslinie und die Wasserstraße zwischen Triest und Venedig ist den Handelsschiffen freigegeben.

Mir wird schül, wenn ich denke: Napoleon hat den Waffenstillstand angesucht und Oesterreich gewährt ihn unter Bedingungen, die eher glauben machen, es wäre von letzterem die Bitte um Einstellung der Feindseligkeiten ausgegangen. Zum größten Glück dauert dieser Zwitterzustand doch nur 5 Wochen und hernach dürfte der Kampf nur um so hitziger und mörderischer aufgenommen werden.

Das Abschiedsdiner, welches wir heute dem Major Stauduar gaben, war unendlich bescheiden, ja sogar schmutzig — doch ohne unsere Schuld — die Stimmung dabei gar nicht fidel.

Nachmittag 6 Uhr nahm Stauduar Abschied von seiner Kompagnie und legte sie unter den schmeichelhaftesten, meiner Person geltenden Ausdrücken, in meine Hände. Die Leute weinten und tief gerührt begleitete ich ihn bis zum Kaserntor. Wie glücklich wäre ich, könnte ich diese Kompagnie behalten! Einige Aussichten sind vorhanden, aber ich habe kein Glück und darum entschlage ich mich vorderhand auch jedes Ge-

danke, jetzt schon Hauptmann zu werden. Bis zum ältesten Oberleutnant werde ich es bringen, wann weiter? Das wissen die Götter!

Den 12. Juli. Unzuverlässige Gerüchte zirkulieren über die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Villafranca. Sie seien eine geraume Zeit unter 4 Augen beisammen gewesen, hätten sich zum Schluß Ihre Suite gegenseitig vorgestellt und unser Kaiser wäre vergnügt nach Verona zurückgekehrt. Was soll das heißen? Mir wird es bange, doch wer weiß was daran Wahres ist.

Den 13. Juli. Was vor 12 Stunden jedem von uns unglaublich erschien, ist zur Wahrheit geworden — der Frieden unterschrieben! Welch böses Geschick verfolgt uns? Oh Schmach, oh Schande! Die Armee so an den Pranger zu stellen, hat sie wahrlich nicht verdient. Mir springt das Herz im Leibe und um Rache möchte ich schreien für das Blut, das namentlich unsere heldenmütigen Offiziere in ihrer hohen Begeisterung für das von Räuberhänden besudelte Recht des heiligen Vaterlandes freudig verspritzten! Wie in einem Vulkane wühlt es heute in meinem Innern und Feuer und Galle möchte ich speien und diese Schweinerei dem feilen Gesindel ins Gesicht spucken, das mit verwerflichem Rat den schwachen Regenten betört und ihn, wenn auch nicht der Achtung, so doch gewiß des Vertrauens seiner zu den größten Opfern in der erhehendsten Weise sich willig gezeigten Völker verlustig macht. Das heißt im Rausche über das Wohl und Wehe seiner Untertanen entscheiden und mit Füßen treten den Ruhm einer braven Armee, ihre Ehre aber dem diplomatischen Schlangengezücht zum geilen Fraße vorwerfen. Mir stehen Tränen in den Augen. Der ganze Stand, den ich über alles hoch und wert hielt, ist gebrandmarkt, ich schäme mich, ehrliebenden Leuten unters Gesicht zu treten und mein teures Oesterreich sehe ich un-

haltbar seinem Untergang entgegengehen. Denn wer von uns wird in der Folge nicht stets das Jahr 1859 vor Augen haben und bei jeder ernstesten Unternehmung nicht in banger Furcht sein, daß jene Schande sich neuerdings wiederhole.

„Wo aber der Soldat in seinen Pflichten schwankt, da wankt der Staat in seinem Grunde.“

Daß ich dieses unter den feurigsten Hoffnungen und der unbegrenztesten Datenlust begonnene Tagebuch so kleinmütig und zerknirscht schließen werde — hätte ich mir nie träumen lassen.

Möge doch das, was ich heute in Zorn und Wut hier niedergeschrieben, mich morgen bitter reuen und die nächste Zukunft meine bösen Ahnungen zuschanden machen! Geb's der liebe Gott!

Novigo, den 13. Juli 1859.

Fabini, Oberleutnant.

*

Am 8. Juni trifft das Bataillon in Wien ein, von hier geht es nach 2 Tagen mit Bahn über Graz bis Rabresina, dann in Märschen über Duino, Monfalcone, San Martino, Conegliano, Treviso nach Vegnago. In dieser Festung wurden am 23. Juni auf dem Durchmarsche Tornister, Röcke, Gamaschen, Fäustlinge und Federbuschfutterale hinterlegt; am 24. Juni kam man schon in die Nähe des Schlachtfeldes von Solferino und bivaktierte vor Mantua. Statt, wie geplant, am 25. Juni in die Schlacht eingesetzt zu werden, bekam die Division (FML. Ritter) Befehl zum Rückzuge. Sie trat überhaupt nicht mehr ins Gefecht und stand während der Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen kurze Zeit auf Postierung am Po. Das Bataillon wurde hierauf nach Novigo verlegt.

Die Stimmung der Offiziere und besonders Fabinis über den am 12. Juli zu Villafranca geschlossenen Frieden

war voll tiefster Niedergeschlagenheit. Man wollte es anfänglich nicht glauben, zumal Napoleon III. selbst um Waffenstillstand angefleht hatte.

Am 13. Juli schließt das Tagebuch mit einem Ausbruch von innerster Empörung und Schmerz über die Berater des Kaisers, die ihm diesen durch die militärische Lage ganz ungerechtfertigten Frieden empfohlen hatten.

Das Ende des Jahres 1859 findet das Jägerbataillon in Waizen bei Budapest, wo Fabini die Familienbeziehungen zu seinem Cousin, dem nachmaligen ung. Justizminister Theophil Fabini in regem Verkehr aufnimmt, auch einmal den Besuch seines Vaters gelegentlich einer Durchreise nach Deutschland empfängt. Dem Vater ist es eine besondere Freude, bei dieser Gelegenheit die persönliche Bekanntschaft des Bataillonskommandanten Oberstleutnant von Mohr und dessen Gattin zu machen. Es wird dies der Ausgangspunkt eines regen, freundschaftlichen Briefwechsels, der dem Vater die Gewißheit über die Tüchtigkeit seiner Söhne erneuert.

Oberst Mohr schreibt einmal: „Ganz Ihr Ebenbild sind Ihre Söhne, die unter meinem Kommando zu haben ich mich besonders glücklich fühle. — Zu allem bereit, greifen sie alles mit solcher Sachkenntnis und Energie an, daß sie jede Aufgabe auf das Vollkommenste lösen. Und ich kann nur der Armee, speziell aber meinem Bataillon gratulieren, solch tüchtige Männer in ihren Reihen zu besitzen.“

Im September wird das Bataillon nach Szegedin verlegt.

Fabini war zu dieser Zeit der rangälteste Oberleutnant im Bataillon, Lehrer der Bataillonskadetten, und, so oft ein Hauptmann — Kompagniekommandant abkommandiert wird oder auf Urlaub geht, ist er zu seiner Vertretung berufen, wechselt daher die Kompagnie sehr häufig. — Auch

Leiter des Turnunterrichtes über 120 Schüler ist er im Bataillon. — Sein Bruder Gustav, damals Kadett-Unterjäger, ist ihm hiebei zugeteilt.

Aber auch zur schriftstellerischen Betätigung findet Fabini Zeit, indem er über Zureden seines Bataillonskommandanten im Jahre 1860 eine bemerkenswerte Abhandlung über „die Gebrechen der Jägertruppe und die Mittel zu ihrer Heilung“ verfaßt und diese über Befehl dem Korpskommandanten FZM. Benedek und dem Generaladjutanten FZM. Graf Trenneville vorlegen muß. Im Jahre 1863 schreibt er „Ueber Jägerwesen“, was in einer militärischen Zeitschrift veröffentlicht und gut aufgenommen wurde.

1860 wird ihm die Oberleitung über die Rekrutenausbildung des ganzen Bataillons übertragen. Sein Ausbildungsprogramm war in der Folgezeit für das ganze Bataillon bindend.

Die Friedensepoche von 1859—1866

Das rasche Ende des Krieges von 1859 hatte Fabini die erhoffte Beförderung zum Hauptmann bereitet.

Nicht uninteressant sind die Schilderungen der sozialen und politischen Verhältnisse, im Jahre 1860 in Szegedin und 1863 in Belluno in Venetien, wohin Fabini — wie später angeführt wird — versetzt worden war: Nach dem verlorenen Kriege war die Stimmung der Zivilbevölkerung in Ungarn und Venetien sehr gespannt und kriegerisch gegen Oesterreich. In Szegedin wehte fast auf jedem Hause die ungarische Trikolore. Von den Tabaktrafiken mußten zur Verhinderung von Demonstrationen über Weisung der österr. Regierung die Doppeladler entfernt werden. Die Abstellung der Rekruten wurde vom Lande verweigert und mußte zwangsweise durchgeführt werden. So ging es auch

mit den Steuern, was eine temporäre Verlegung von Militärabteilungen auf die Landgemeinden zur Folge hatte. Dabei gab es fortwährend Schwierigkeiten bei der Einquartierung und Verpflegung der Truppen. Es gaben diese Verhältnisse den Komitatsbeamten nicht nur Gelegenheit zur Bereicherung, sondern auch zur Einschüchterung und Verhuzung der Bevölkerung, an der aber auch die Geistlichkeit durch die Aufforderung zur Auflehnung großen Anteil nahm. Erst das Erscheinen des kaiserlichen Reskriptes milderte in heilsamer Weise die erregten Gemüther.

Auch in Venetien, wo 1863 der gefürchtete FZM. Benedek das Armeekommando führte, machte die Bevölkerung aus ihrem Haß gegen das österreichische Regime kein Hehl. Leider wurde sie von den Zivilbehörden viel zu nachsichtig behandelt, erlaubte sich daher auch mancherlei Herausforderungen. So in Belluno der Zivilgeistliche, der über Weisung des Kreishauptmannes am Kaisers Geburtstag die Feldmesse lesen sollte und vorher die schriftliche Bestätigung verlangte, daß er dieses nur gezwungen getan habe. Fabini schreibt darüber: „Auch dieser Vorfall liefert nur den traurigen Beweis, daß unsere Regierung mit diesem Volk noch immer nicht umzugehen weiß, denn wozu eine übertriebene und höfliche Milde dort, wo ausgesprochene Unversöhnlichkeit und gemeiner Haß offen zur Schau getragen werden. Mit gerechter, aber eiserner Faust die straff angezogenen Zügel führen und unerbittlich die Widerspenstigkeit, wo immer sie sich zeigt, konsequent bestrafen. Das ist die einzige Art wie man mit diesem erbosten Gesindel fertig werden kann. Anhänglichkeit wird der Italiener für die österreichische Regierung ohnedies niemals mehr empfinden — nun, so ringe sie ihm wenigstens Respekt und Furcht vor den österreichischen Gesetzen ab.“

Ueber FZM. Benedeks Originalität erzählt Fabini folgendes Erlebnis von einer Revue in Treviso im Frühjahr 1863, bei der auch ein hübsch deforierter Regimentskaplan ausgerückt war, den der Armeekommandant fragt: „Wo haben sie den Orden verdient? Antwort: bei Solferino!“ „Da müssen Sie auch ein tapferer Pfaffe sein, und Sie können mir also wohl die Hand geben; dabei setze ich aber voraus, daß Sie auch ein toleranter Pfaffe sind und nicht so, wie Ihre Spezi in Tirol; denn sonst soll Sie der Teufel holen!“

Im Jahre 1861 wird Fabini gelegentlich seiner Beförderung zum Hauptmann — weil im Bataillon kein Platz war — zum 28. Feldjägerbataillon transferiert. Dies ist für ihn ein harter Schlag. Die Trennung vom 5. Jägerbataillon, in dem er 10 Jahre gedient hatte, aber auch von dessen hervorragendem Kommandanten, wird ihm ungemein schwer. Der Bataillonskommandant, Oberst von Mohr, schreibt dem Vater: „Gestern reiste er begleitet von meinem besten Segen ab, und die allgemeine Sympathie, die er im Bataillon, sowohl bei den Offizieren, wie bei der Mannschaft genossen hat, hat sich in diesen traurigen Augenblicken auf die glänzendste Weise gezeigt, denn man sah wenig trockene Augen, und ein großer Teil seiner Kompagnie lief noch dem Train nach, um den geliebten Kommandanten solange als möglich zu sehen. — Sie können stolz sein, einen solchen Sohn zu besitzen, der bei jeder Gelegenheit des Vaters edlen Sinn und Herz verrät.

„Ich fühle mich glücklich, etwas zu seiner Beförderung beigetragen zu haben, obwohl ich es durch seinen mir unersehblichen Verlust teuer gezahlt habe — aber ich habe nur meine Pflicht getan, eine Pflicht, welche ich am liebsten erfülle. Ich habe die vielen Verdienste, die sich ein treuer Diener des Staates erworben, hohen Ortes geltend gemacht,

und ihm den langverdienten Lohn zugeführt — im Bataillon hätte er noch lange warten müssen. Und so muß ich den Egoismus schweigen lassen und mich damit trösten, daß es für ihn ein Glück war, schon jetzt Hauptmann zu werden; — zu dem kommt er in ein Bataillon, wo er mehrere alte Bekannte und sogar Verwandte findet, sich daher bald heimisch fühlen wird. —“ Die Gattin des Oberst fügt dann bei: „Auch kann ich nicht umhin, Ihnen zu sagen, mit welch' schwerem Herzen wir unseren liebsten Sohn (so nannten wir ihn immer), Ihren trefflichen Louis, scheiden sahen — ich glaube kaum, daß er, als er das Elternhaus verließ, eine so empfindliche Lücke, eine so fühlbare Leere zurückließ, als in unserem Hause, wo wir ihn auf das Schmerzlichste stets vermissen werden. Er war uns eine wahre Resourse, kann nie ersetzt werden — auch findet man so selten all' die schönen Eigenschaften vereint, die er besitzt, so viel Verstand, solch treffliches Gemüt und einen so gediegenen Charakter — wahrlich, Sie können eine Freude an ihm haben! Gott schütze und geleite ihn!“

Mohr machte auch den jüngeren Bruder Gustav zum Adjutanten und behielt ihn bis 1865, wo Mohr als Oberst wegen schwerer Erkrankung seiner Gattin, die auch bald darnach starb, freiwillig den aktiven Dienst verließ.

Im neuen Truppenkörper, der sich aus Siebenbürgen ergänzte, findet Fabini bekannte Kameraden aus der Heimat, die ihn freudigst aufnahmen und ihm das Einleben in die neuen Verhältnisse leicht machen. Aber — das 5. Jägerbataillon und dessen Kommandanten, mit dem er in regem Briefwechsel bleibt, kann er lange nicht vergessen. Das 28. Feldjägerbataillon lag damals in Gemona im Tagliamentotal mit detachierten Kompagnien im Fort Osoppo, Spedaletto, Urbegna; die besonderen landschaftlichen Reize

dieser Gegend und später auch jener von Belluno und Feltre, Rivoli, Schio ersetzen ihm manche sonstige Annehmlichkeit größerer Garnisonen. Es bot sich ihm auch reichliche Gelegenheit, sich mit den Leuten seiner Kompagnie eingehend zu beschäftigen. Seine ganze Einstellung in der Behandlung seiner Soldaten illustrieren nachstehende Zeilen aus einem Briefe an seinen Vater vom 19. Februar 1864: „Deine Fürsprache in betreff Beurlaubung des Jägers K. kann ich beim besten Willen nicht berücksichtigen, ohne gegenüber anderen ungerecht zu sein, und das, weiß ich, verlangst Du nicht von mir. K. dient erst 11 Monate, ist noch nicht ganz abgerichtet. Heuer kommen erst die 1860 Assentierten zur Beurlaubung. K. also frühestens Herbst nächsten Jahres. Aber auch dann bedarf es eines Zeugnisses über die Notwendigkeit des K. in seinem Elternhause, um der Beurlaubung den Stempel der Billigkeit aufzudrücken. Ich brauche dieses Dokument, um es meiner Kompagnie, die ich ziemlich konstitutionell regiere, vorzuweisen.“

Der außerdienstliche Verkehr der Offiziere beschränkte sich fast ausschließlich auf den Kameradenkreis, in dem Fabini auch den Gesang pflegte und leitete.

Im Mai 1862 erfolgt die vorübergehende Versetzung zur Depotkompagnie des Bataillons nach Fogarasch. Kaum dort angekommen, eine mehrmonatliche Dienstzuteilung zum 12. Feldjägerbataillon nach Esikhereda, wo er eine längere Detachierung mit seiner Kompagnie in Szépviz mitmachte, während welcher er sich — mangels jeden Gasthauses — durch seinen Offiziersdiener das Essen zubereiten lassen muß. — Seine Rückversetzung zum Bataillon nach Italien wirkte erlösend.

Als Ende 1863 die „Erekutionstruppen“ für die Elbefürstentümer Schleswig-Holstein zusammengestellt wurden, bedauert Fabini lebhaft, daß sein Truppenkörper nicht auch

dabei ist. Bei der Formierung des mexikanischen Freikorps im folgenden Jahre zeigt er nicht übel Lust — weniger aus Abenteuerlust als wegen Bereicherung seiner Erfahrung und seines Wissens — mitzuhaltten. Ein Risiko für die Zukunft lag durch die Zusicherung des Rücktrittes in die Armee innerhalb der nächsten 6 Jahre nicht vor.

Die Beteiligung Oesterreichs am Waffengange in Schleswig-Holstein machte sich aber in der Gesinnung der italienischen Bevölkerung bald bemerkbar. Fabini schreibt darüber am 19. Februar 1864: „An dem Losschlagen der Italiener glaubt hier niemand mehr zu zweifeln. . . . Wir stehen en garde und wünschen ihnen recht viel Courage zum räuberischen Einfall, je früher, desto lieber. . . . Allein werden sie übrigens schwerlich losgehen. — Vor dem Namen Benedek haben sie heidnischen Respekt und noch mehr, seitdem der aus seiner Schule hervorgegangene FMLt. Gablenz den Dänen gegenüber so kühn und entschlossen auftritt. . . .“

Wie sehr der Armeekommandant FMLt. Benedek seine Truppen für den Ernstfall bereit zu halten wußte, zeigt der Armeebefehl vom 4. Juli 1865, der auf Seite 269 ff. wiedergegeben wird.

Ueber die Kriegsführung gegen die Dänen schreibt Fabini: „Im Norden nehmen die Dinge einen sehr langweiligen Verlauf und die Preußen begehn, fast unbegreiflich, dieselben Fehler, die sie uns im Jahre 1859 in Hülle und Fülle an den Hals geworfen haben. Diese ewigen Rekognoszierungen sind schon eklig, dazu ohne den geringsten Erfolg. Sie beweisen nur, daß man im Hauptquartier zu keinem durchgreifenden Entschlusse kommen kann. Wäre Gablenz Höchstkommandierender, ich bin überzeugt, er hätte die Düppeler Schanzen im ersten Anlauf genommen, dadurch die mehr Menschen und Zeit kostende regelmäßige Belagerung überflüssig gemacht.“

Oesterreichischerseits blieben in Italien die Gegenmaßregeln nicht aus, denn die bereits angeordnete Beurlaubung des ältesten Jahrganges wurde bei der Truppe plötzlich rückgängig gemacht, und es wurde diese in Venetien namhaft verstärkt. Hierzu trug auch nicht wenig der geplante Putsch Garibaldis bei, zu dem es dank der Wachsamkeit und Energie des Armeebefehlshabers FML. Benedek nicht kam. — Es wäre nicht unlogisch, alle diese Erscheinungen in Zusammenhang zu bringen mit den Plänen Preußens für den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, zunächst darauf abzielend, möglichst viel österr. Truppen in Italien zu fesseln und Oesterreichs Finanzen zu schwächen.

Die Truppenzuschübe nach Italien bringen einen häufigen Wechsel der Garnisonen (für Fabini Rovigo und Verona) und neue kameradschaftliche Beziehungen, so besonders erwähnenswert jene zum damaligen Generalstabshauptmann Grafen Uexküll, einem „genialen Schwaben“ (einem Bruder des späteren Korpskommandanten von Wien), der mit ihm enge Freundschaft schließt.

Im Jahre 1866, wo die Spannung in den Beziehungen zwischen Preußen und Oesterreich schon dem Reißten nahe ist, beklagt sich Fabini, daß man dort unten von kriegerischen Vorbereitungen nichts besonders wahrnimmt, während Preußen schon mobilisiert.

Der Feldzug in Böhmen

Im April des Jahres 1866 wurde das 28. Feldjägerbataillon nach Verona verlegt, Ende April für die ganze Armee die Annahme der Kriegsstände befohlen. Es wurden zwei Armeen aufgestellt: die Südararmee unter Kommando des Erzherzog Albrecht gegen Italien, die Nordarmee, sieben Armeekorps, unter Kommando des FML. Benedek, gegen

Preußen. Das 28. Feldjägerbataillon kam auf den nördlichen Kriegsschauplatz, gelangte bis Ende Mai in die Umgebung von Brünn in den Verband des X. Armeekorps, das FMLt. Baron Gablenz — rühmlichst bekannt aus dem Feldzuge 1864 in Schleswig-Holstein — kommandierte. Die Armeekorps bestanden damals aus 4 Brigaden,¹ (a 7 Bataillonen Infanterie und einer Batterie), dann noch aus besonderen Formationen von Kavallerie und Artillerie. Das Feldjägerbataillon war mit dem schlesischen Infanterie-Regimente Kaiser Nr. 1 und dem mährischen Infanterie-Regimente Erzherzog Karl Nr. 3 in der Brigade GM. Knebel eingeteilt.

Hauptmann Fabini hatte inzwischen aus Karlsburg einen Ergänzungstransport von 300 Mann herangeholt, dem bald darauf ein zweiter in ähnlicher Stärke folgte. Beide vermochten indessen nicht den vollen Kriegsstand des Bataillons herbeizuführen. Der Bat.-Kommandant Oberstleutnant Sirbu hatte das Kommando eines Infanterie-Regiments, an dessen Stelle der eben zum Major beförderte Hauptmann Schlossarek das Bat.-Kommando übernommen. Von Siebenbürgern dienten damals im Bataillon die Hauptleute Gustav Melas, August Matthiae und Unter-Deutnant Friedrich Müller.

In der Zeit vom 17. bis 25. Juni wurde die Nordarmee aus dem Raume um Olmütz an die obere Elbe in Böhmen, das X. Armeekorps in die Gegend von Josefstadt-Schurz verschoben.

Die Preußen brachen bekanntlich mit drei Armeen in Böhmen ein, die sich konzentrisch gegen den Aufmarschraum der Oesterreicher an der oberen Elbe bewegten und zwar aus Sachsen die Elbearmee im Thal der Elbe, die

¹ Das X. aus den Brigaden Gm. Wimpffen, Knebel. Oberst Grivicic und Mondel.

Armee des Prinzen Friedrich Karl aus der Gausitz über Reichenberg, die Armee des Kronprinzen von Preußen aus Preußisch-Schlesien (mit je einem Armeekorps über Trautenau, Braunau und Nachod).

Man hat nach dem Kriege der österreichischen Heerführung den Vorwurf gemacht, daß sie ihr Heer, — die Vorteile der inneren Linie ausnützend — nicht mit Uebermacht auf die nähere Armee des Kronprinzen geworfen, um sie zu schlagen, ehe die anderen zwei Armeen herankamen. Statt dessen bluteten vereinzelt die Korps Clam-Gallas und das sächsische Armeekorps in heftigen Kämpfen an der Iser, die Korps Ramming und Erzherzog Leopold bei Nachod und Skalitz, das Korps Festetics bei Schweinshädel, endlich das Korps Gablenz bei Trautenau, Soor, Neurognitz und Rudersdorf. Einzig und allein dem letzteren gelang es, die Preußen (I. Korps, General Bonin) bei Trautenau am 27. Juni zurückzuwerfen. Es wurde aber dann am 28. von einer preußischen Gardedivision in der Flanke gefaßt und um die Früchte seines Sieges gebracht.¹

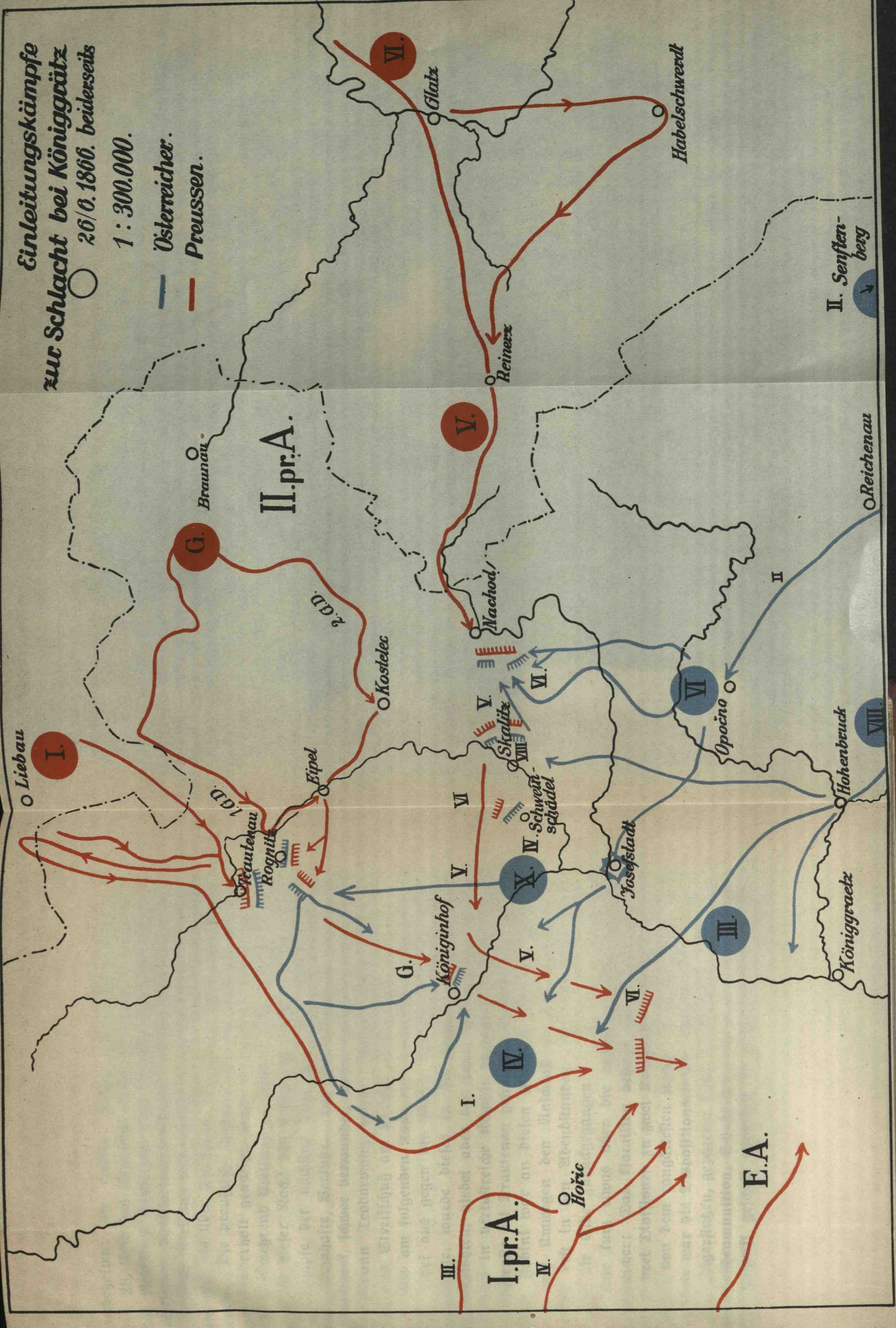
Das Gefecht bei Trautenau, das dem 28. Feldjägerbataillon und Hauptmann Fabini Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung gab, verdient kurz beleuchtet zu werden: Die im Laufe des vormittags und bis 4 Uhr nachmittags auf dem Gefechtsfelde in größeren Abständen eingetroffenen Brigaden Mondel, Gribicic und Wimpffen vermochten in vereinzelt, doch gegenüber dem deutschen Hinterlader meist sehr verlustvollen Kämpfen die deutschen Vortruppen wohl auf die Höhen südlich Trautenau zurückzudrängen, die wichtige Höhe neben der Chaussee mit der Johanniskapelle aber nicht zu nehmen. Dies blieb der erst um 5 Uhr nachmittag auf dem Gefechtsfelde eintreffenden letzten Brigade Knebel

¹ C. „Gedenkblätter für das 28. f. u. f. F.-J.-B. von Oberlt. U. Matthiae 1897.“

**Einleitungskämpfe
zur Schlacht bei Königgrätz**
26/6. 1866. beiderseits

1 : 300.000.

— Österreicher.
— Preussen.



vorbehalten: am rechten Flügel das Feldjägerbataillon Nr. 28, links das Regiment Kaiser, dahinter im 2. Treffen das Regiment Erzherzog Karl, stürmte diese Brigade nach wirksamer Artillerievorbereitung in kühnem Ansturm die preußische Stellung und verfolgte dann die zurückweichenden Preußen bis über Parschnitz, das um 10 Uhr nachts passiert wurde. Die preußische Nachhut (Grenadierregiment Nr. 3) war wiederholt genötigt, gegen die heftigst nachdrängenden Jäger abwehrend Stellung zu nehmen. Das feindliche Korps ging in dieser Nacht bis Schönberg zurück und schied für die Kämpfe der nächsten Tage aus. Das Jägerbataillon hatte namhafte Verluste. Der Bat.-Kommandant Major Schlossarek, schwer verwundet, wurde durch den rangältesten Hauptmann Teodorowicz ersetzt. Fabini hatte einen belanglosen Streifschuß am Knöchel abbekommen.

Als am folgenden Tage eine preußische Gardedivision von Gipel aus gegen die Flanke des Korps Gablenz anmarschierte, wurde dieses in die Gegend von Praußnitz zurückbefohlen, hiebei aber bei Soor, Neurognitz und Nudersdorf in verlustreiche Kämpfe verwickelt. Die im Sicherungsdienste bei Trautenau gestandene Division des Hauptmann Fabini war an diesen Kämpfen nicht beteiligt und fand auf Umwegen den Anschluß an das Bataillon in Arnau erst in den Abendstunden. Hier war das Korps hinter die Elbe zurückgegangen.

Nur kurz etwas über die damalige Kampfweise der Oesterreicher: Das Bataillon bestand aus 6 Kompagnien, die in drei Divisionen zu zwei Kompagnien formiert waren, geführt von dem rangältesten Komp.-Kommandanten. Die Division war die Dispositionseinheit. Bewaffnung: Vorderlader-Jägerstutzen, gezogener Lauf, Haubajonnet, 60 Patronen Taschenmunition, Schußdistanz einige hundert Schritte. Der Angriff geschah entweder in entwickelter Linie oder

in Masse (Kompagniekolonnen nebeneinander). Sollte auch während der Vorrückung Feuer abgegeben werden, wurde von der Kompagnie zum Schießen ein Zug in die Plänkelfette nach vorn aufgelöst, der dann beim Sturm von den nachrückenden, geschlossenen Abteilungen aufgenommen wurde. Mit Hurrufen und Blasen des Sturmmarches stürzte man sich auf den Feind. Wurde das Feuer aus der geschlossenen Kompagnie abgegeben, geschah dies auf Kommando des Komp.-Kommandanten, gliederweise, und zwar schoß zuerst das zweite Glied, so oft, als aus den rückwärts stehenden Gliedern geladene Gewehre gereicht wurden, dann erst das erste Glied.

Ein Detail, das Fabini 40 Jahre später, kurz vor seinem Ableben zwei befreundeten Generalen erzählte, mag als Beweis dienen, wie starr an der Ausführung einmal erteilter Befehle festgehalten wurde. Die Gefechtsaufklärung des Feldjägerbataillons hatte festgestellt, daß rechts von dem deckungslosen Angriffsgelände eine mit Gestrüpp bewachsene Verschneidung auf die Höhe führe, in der man ungesehen vom Gegner die Höhe hätte ersteigen und die Flanke des Gegners gewinnen können. Dreimal ließ der Bataillonskommandant durch den Adjutanten beim Brigadier um die Verschiebung des Bataillons in diesen Raum bitten. Die letzte Antwort lautete: „Angriff wie befohlen durchführen“. Die dritte Division Fabini war zur Sicherung vorgeschoben und eröffnete von der Gifere eines kleinen Wäldchens ein lebhaftes und wirksames Feuer auf den etwa 250 Schritte entfernten Gegner (Füsilierbataillon des preußischen Infanterie-Regimentes Nr. 43). Etwa 1500 Schritte rechts vom Bataillon griff die Brigade Grivicic zum zweiten Male die Preußen auf dem Rakauer Berge an. Diesmal erfolgreich. Um 6 Uhr schritt dann auch das Jägerbataillon zum Sturm und warf die Preußen über die Höhe. Den

Angriff der Brigade Knebel hat ein Maler in einem großen Oelgemälde verewigt, das der Kaiser angekauft und der Wiener Neustädter Militärakademie zum Geschenk gemacht hat.

Am 29. Juni, im Gefechte von Königinhof, war das Bataillon Geschützbedeckung für die Korpsgeschützreserve, nächtigte bei Dubenec, am nächsten Tage bei Stern und marschierte in der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli nach Sadova-Lipa zur Schlacht von Königgrätz.

In der Nacht vom 2. zum 3. Juli lagerte das X. Armeekorps im Raume südlich der Orte Lipa und Chlum, das 28. Feldjägerbataillon nächst Rozberic. Zur Abwehrschlacht von Königgrätz hatte das Korps zwischen jenem der Sachsen (Popovic-Tresovic) und dem III. Korps (Lipa-Chlum) Aufstellung zu nehmen, die Brigade Knebel bei Dohalic, wo sie um 7 Uhr früh eintraf. Von hier wurde das 28. Feldjägerbataillon zur Besetzung und Verteidigung der dem Orte Unt. Dohalic vorgelagerten Zuckersfabrik beordert. Es besetzten: die 3. Division Hauptmann Fabini ein einstöckiges Haus an der Südseite, die 2. Division Hauptmann Melas ein Objekt an der Nordwestseite, die 1. Division, Hauptmann Matthiae, das Hauptfabriksgebäude. Die in der Fabrik vorgesundenen preußischen Patrouillen wurden vertrieben, die Fabrik selbst eifrigst in Verteidigungszustand versetzt. In dieser Lage, das Vorgehen der Preußen erfolgreichst hemmend, verblieb das Bataillon über zwei Stunden, bis es nach Zurückgehen der Nachbargruppen, der Brigade Wimpffen aus Mokrovous und der Brigade Prochazka aus Sadova, vom Brigadier den Befehl erhielt, in die Hauptstellung bei Langenhof zurückzugehen. Die Divisionen Fabini und Melas hatten diesen Rückzug zu decken. Er geschah unter verheerendstem feindlichem Feuer und brachte große Verluste. In der Hauptstellung blieb die

Brigade bis 3 Uhr nachmittag. Hinter ihr, auf dem das ganze Vorterrain vorzüglich beherrschenden Höhenrücken von Chlum—Langenhof—Problus, stand die Masse der österreichischen Artillerie, die in diesem Raume alle Angriffsversuche der Preußen durch ihr wirksamstes Feuer zusammenbrechen ließ. Das Unheil brachte erst die Besetzung des Ortes Chlum, — in der Mitte der Schlachtfrent, — durch die Preußen, das diese nur schwach besetzt fanden, weil das zu seiner Verteidigung befohlene III. Armeekorps sich in die schweren Kämpfe um den vorgelagerten Swiebwald hatte verleiten lassen und die durch das hohe Getreide vorschleichenden Preußen (1 Gardedivision) nicht wahrgenommen wurden. Nachdem alle Versuche, den Ort Chlum wieder zu erobern, scheiterten, war die Schlacht verloren. Den nun folgenden Rückzug der ganzen Armee über die Elbe deckte die österreichische Artillerie durch ihr ruhmvollstes aufopferungsvollstes Mutharren. Das X. Armeekorps ging im Großen auf der Chaussee durch Königgrätz, wobei die Brigade Knebel noch eine Attaque preußischer Kavallerie abzuwehren hatte. Am 4. Juli sammelte sich das Korps bei Hohenmauth.

Die Verluste des Bataillons betragen an diesem Tage: Tot: 2 Offiziere, 20 Mann. Verwundet: 1 Offizier, 26 Mann. Verwundet und gefangen 3 Offiziere, 34 Mann. Gefangen: 1 Offizier, 45 Mann. Vermißt: 24 Mann. Zusammen: 7 Offiziere, 149 Mann und mit jenen in den Kämpfen vom 27. und 28. Juni insgesamt 12 Offiziere und 390 Mann, d. i. vom Gesamtstande des Bataillons 31 Offiziere, 1033 Mann, etwa ein Drittel.

Der weitere Rückzug des X. Armeekorps ging im Verhältnisse der Nachhut bis Leitomischl, dann über Lotischuan-Brüßau bis Lettowitz in Mähren, von da an mit Eisenbahn in den Brückenkopf von Floridsdorf zwecks dessen Besetzung. Die Truppen traten nicht mehr in den Kampf, da

Preussen am 2/7. abds. u.

~~3.D.~~

am 3/7 vorm.

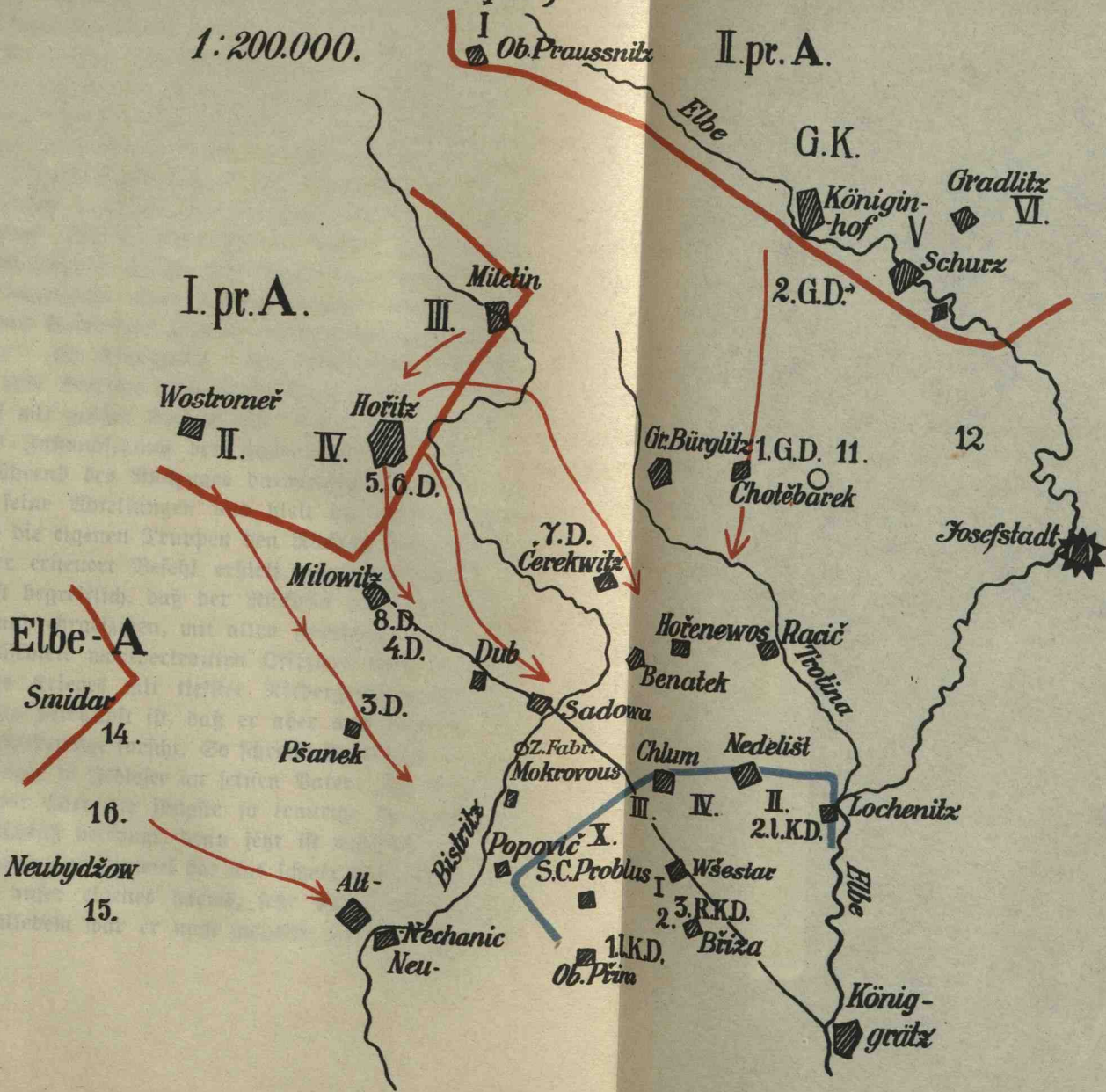
Österr. laut Armee-Dispos.

zur Schlacht bei Königgrätz

1:200.000.

I Ob.Praussnitz

II. pr. A.



am 26. Juli der Waffenstillstand von Nikolsburg und am 23. August der Friede zu Wien abgeschlossen wurde.

An Auszeichnungen wurden verliehen: An den Brigadier G. M. Knebel von Treuenshwert das Mitterkreuz des M. Maria Theresien-Ordens, dem Int. Bat.-Kommandant Hauptmann Theodorowicz für Trautenau der Eisernen Kronen-Orden 3. Klasse, für Neu-Kognitz das Militär-Verdienstkreuz, Hauptmann Fabini für Trautenau der Eisernen Kronen-Orden 3. Klasse, für Königgrätz die *Mh. belobende Anerkennung*. Die Relation für die beiden letzteren Auszeichnungen Fabinis lauten: Für Trautenau: „hat mit seiner Division ungeachtet einer leichten Blessur am Fuße die Angriffe des Bataillons geschickt eingeleitet und entschlossen ausgeführt“. Für Königgrätz: „Als Kommandant der Vorhut, auf dem Marsche nach Unter-Dohalic war er rastlos tätig, traf mit großer Umsicht alle Anordnungen zur Verteidigungs-Instandsetzung der Zuckersfabrik bei Unter-Dohalic. Während des Rückzuges durchwatete er die Bistritz, sammelte seine Abteilungen und hielt die Höhe so lange besetzt, bis die eigenen Truppen den Rückzug bewirkt hatten und bis er erneuert Befehl erhielt, zurückzugehen.“

Es ist begreiflich, daß der Rückblick eines begeisterten Soldaten und ehrgeizigen, mit allen Fortschritten auf militärischem Gebiete wohlvertrauten Offiziers über den Ausgang dieses Krieges mit tiefster Niedergeschlagenheit und Verbitterung verknüpft ist, daß er aber auch nach den Ursachen der Niederlage forscht. So schreibt Fabini am 22. Juli aus dem Lager in Jedlese an seinen Vater: „Ich weiß, daß Ihr von mir über die jüngste so traurige Vergangenheit keinen Aufschluß verlangt, denn jetzt ist wahrlich nicht der Moment dazu. Der Himmel hat uns schwer heimgesucht, doch nicht ohne unser eigenes hartes, sehr hartes Verschulden. Und trotz alledem war er nach meinem geringen Ermessen

noch überaus gnädig, denn wir haben viel ärgere Strafe verdient.“ Und in einem Briefe vom 11. August, im Zusammenhang mit einer Klage über das mangelhafte Funktionieren von Post und Telegraph nach der Schlacht bei Königgrätz: „Es ist in jeder Richtung ein namenloser Graus, einer geschlagenen Armee anzugehören. Die Lektion war stark, aber notwendig, denn Oesterreich mußte aus Deutschland heraus, damit dieses Eins werden könne. Und auf den Trümmern der bis dahin gefürchteten österreichischen Armee begann bei Königgrätz sich der Grundgedanke des Arndtschen Liedes zu verkörpern. — Kein Zufall herrscht auf der Sonne und es ist nicht zu verkennen, daß in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts das physikalische Gesetz der Cohäsion auch in dem politischen Leben der europäischen Nationen in ganz gewaltiger Weise nach Geltung und Anerkennung ringt. Und dagegen nützt nun einmal alles einseitige Ankämpfen nichts.“

1866—1878 Truppendienst, Kriegsschule, Generalstab

Nach mehrwöchiger Garnisonierung in Schönbrunn und Laxenburg gelangte das 28. Jägerbataillon zu Schiff auf der Donau nach Semlin, damals ein armseliges Städtchen. Die einzige Ressource bot das am jenseitigen Saveufer gelegene Belgrad, wo — ungeachtet der 1834 ausgesprochenen Unabhängigkeitserklärung Serbiens — noch ein türkischer Pascha mit seiner Militärbesatzung residierte, die erst im Mai 1867 diese alte Festung endgültig räumte. Der Verkehr über die Save vollzog sich ungehindert. Die höheren Offiziere der Garnison Semlin waren beim Pascha öfter zu Gäste und einmal sogar das ganze Offizierskorps von Semlin zur Hochzeit seiner Tochter geladen, die mit einem glänzenden Souper, bei dem der Champagner in Strömen floß, ihren Abschluß fand. Nach dem Abzuge der Türken

wurde es in Semlin gesellschaftlich um so öder, als im Jahre 1868 die Musikern bei der Kavallerie und den Jägerbataillonen abgeschafft wurden. Da brachte aber im Sommer die Verlegung des Jägerbataillons in seine Heimat, nach Hermannstadt, die ersehnte Erlösung. Verzögert wurde sie indessen durch die blutigen Vorfälle in Belgrad, wo der Oesterreich-Ungarn freundlich gesinnte, doch Rußland abgeneigte Fürst Michael Obrenovic III. am 10. Juni 1868 während eines Spazierganges im Parke von Topfider von den Brüdern Radovanovic ermordet wurde. Erst als die Wahl seines Nachfolgers auf den noch unmündigen Milan Obrenovic fiel und damit die guten Beziehungen zur Monarchie keine Unterbrechung erfuhren, wurde der Garnisonswechsel vollzogen.

In die ersten Jahre nach dem Kriege fiel auch die neue Organisation des Generalstabes und seiner Pflanzstätte, der Kriegsschule. In dieser sollten neben jungen, durchaus qualifizierten Offizieren auch aus der Reihe der rangshöchsten Hauptleute und Rittmeister der Truppe eine beschränkte Anzahl hervorragender Offiziere als außerordentliche Hörer Aufnahme finden. Damit im Zusammenhange fand auch das außertourliche Avancement eine neue und strenge Regelung. Wiewohl Fabini seinem Range nach für letzteres eigentlich noch nicht in Betracht kam, wurde er im Sommer 1867 vom damaligen Divisionär FMLt. Baron Scudier überraschend einer praktischen und später auch einer theoretischen Prüfung unterzogen, die er glänzend bestand und die dann auch die Beschreibung zur außertourlichen Beförderung auslöste. Jetzt erst fand sich Fabini veranlaßt, sich um die Aufnahme in die Kriegsschule zu bewerben. Der Bewerbungstermin war für dieses Jahr jedoch schon abgelaufen und Fabini vom Reichskriegsministerium angewiesen worden, im Juni nächsten Jahres seine Bitte zu wiederholen. Dies ge-

schah, und im Oktober 1868 kam, wieder ganz überraschend, die Einberufung zur Prüfung nach Wien, die Fabini mit der Qualifikation vollkommen reif auch ablegte.

In der Kriegsschule zu Wien verlebte Fabini in den Jahren 1868—1870 eine Periode angestrengtester geistiger Arbeit. Die vielen häuslichen Arbeiten, damals noch zumeist bei Kerzenlicht, strengten seine Augen, von denen eines kurzsichtig ist, außerordentlich an. Dem Lehrvorgang macht er den Vorwurf einer oft langweiligen, höchst anstrengenden und abspannenden Detailwirtschaft. Die psychologische Behandlung der Kriegswissenschaften vermißt er gänzlich. Auch noch manches andere wäre auszusagen, doch schweigt er sich darüber aus, wie er denn überhaupt in seinem Urtheile viel zurückhaltender wird — eine Erscheinung, wie sie auch noch später in der Armee zu finden war: bei der Truppe sehr scharfe und zumeist abfällige Kritik, in dem Generalstabe wie in seiner Pflanzstätte vornehme Zurückhaltung und maßvolles Urtheil.

Der Unterricht dauerte täglich ununterbrochen von 7.30 bis 2 Uhr nachmittag. Im Sommer vor dem Unterricht, in den anderen Jahreszeiten nachher: Reiten. Im ersten Jahrgange von Anfang Juni bis Ende Juli Uebungsmappierung, dann während anderthalb Monaten Truppendienst bei einer anderen Waffengattung (Artillerie). Im zweiten Jahrgange war der Unterricht vielseitiger, interessanter aber auch anstrengender; den Abschluß des KurSES bildete eine 7wöchige taktische Uebungsreise verbunden mit Landesbeschreibung. Sie führte damals von Böcklabruck längs der Seen des Salzkammergutes durch Obersteiermark, Kärnten, Untersteier bis an die ungarische Grenze.

In die Zeit der letzten Reise fiel der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges, über den Fabini sich in einem Briefe vom 4. August gegenüber seinem Vater wie folgt äußert:

Wien, den 4. August 1870.

„..... Während wir nun in den stillen Tälern uns friedlich herumgeschlagen haben, hat sich mit überraschender Eile ein Krieg zurechtgemacht, dessen Dimensionen und Ausgang wohl niemand noch voraussagen kann. Mit meiner Ansicht, daß Deutschland schließlich als Sieger hervorgehen wird, stehe ich, zum mindesten unter meinen Standesgenossen, sehr vereinsamt. Ich schnaube nicht Rache und lasse mir durch unchevaleresken Haß das objektive Urtheil nicht trüben. Wie die Verhältnisse aber liegen, muß Preußen siegen. Nicht weil es vielleicht den raffinierteren Diplomaten oder den genialeren Feldherrn hat, sondern einfach, weil bei völkerebewegenden Fragen eine höhere Macht die Hand in das blutige Spiel hineinlegt. Und mir will es scheinen, daß das konsequent und bewußt aufstrebende Preußen, schon wegen seiner bewundernswerten Tatkraft, vom Schicksal auch diesmal nicht verlassen sein, sondern anschwellen, und so Gott will, auch plazen werde, um in einem einheitlichen Deutschland dem lang ersehnten deutschen Traume zur Wirklichkeit zu verhelfen.

Was dann freilich mit uns und aus uns geschehen wird? Gutes ist nichts zu erwarten und um so weniger, je unentschlossener man gerade jetzt sich Oben zeigt, je weniger klar und bestimmt man sich über die Ziele ist, die Oesterreich in so hochwichtigen Momenten naturgemäß verfolgen müßte. Neutralität ist für dasselbe gleichbedeutend mit Tod. Hierbei wirft sich mir aber die andere Frage auf: hat dieses schwerranke Oesterreich noch innere Lebenskraft, die erwarten ließe, daß es überhaupt gesunden könne? Ich bin schon auf dem Punkte angekommen, sie zu verneinen. Denn ein Staat, der eine so armselige Entwicklung aufweist, der hat keine Zukunft mehr. Und damit bin ich auch mit meiner Politik zu Ende. Sie stammt leider nicht

von heute, und wohin ich auch schauen mag ich finde sie trotz meiner Kurzsichtigkeit und trotz dem gegnerischen Aufschrei der Entrüstung, zu meinem tiefsten Schmerze bestätigt. — Es fehlt nur noch der letzte Nagel zum Sarge. Dazu kommt noch dieses schamlose Geschmeiß der Wiener Blätter, die ohne den leisesten Patriotismus, wie die gemeinsten Kreaturen, mit hohen Summen bestochen sind und doch sich als Organe der öffentlichen Meinung aufblähen. Die einen wirken in preußischem, die anderen im französischen, — der Hans Jörgel vielleicht ganz allein im österreichischen Interesse. Es ist das eine Korruption, wie sie Oesterreich vielleicht noch nie an der Stirne getragen hat.“

*

Ende August war es entschieden, daß Oesterreich-Ungarn neutral blieb. Die Kriegsdrohung Rußlands gegenüber Oesterreich-Ungarn hält Fabini für einen Schachzug preußischer Politik, um Oesterreich von einem Eingreifen in den Krieg an der Seite Frankreichs abzuhalten.

*

Nach Absolvierung der Kriegsschule mit vorzüglichem Erfolge hat Fabini wegen seines geschwächten Augenlichtes von einer Verwendung im Generalstabe vorläufig abzusehen und begab sich zu längerem Urlaube in sein Elternhaus. Doch nachher kaum bei seinem Bataillon in Hermannstadt eingetroffen, berief ihn schon das dortige Militärkommando zur Dienstleistung in die Präsidialabteilung, wohin dann der Chef des Generalstabes seine Einteilung definitiv verfügte. Der Militärkommandant war damals FMt. Baron Ringelsheim, der Generalstabschef Oberstleutnant Gild vom Generalstabe.

Während dieser Dienstleistung in Hermannstadt wird Fabini mit den führenden Persönlichkeiten unseres Volkes

bekannt. Seinem einstigen Lehrer vom Schäßburger Gymnasium, Bischof G. D. Deutsch bekundet er verehrungsvollste Anhänglichkeit und bleibt mit ihm bis zu dessen Lebensende in brieflichem Verkehre, worüber später einiges Erwähnung finden wird. Im Winter hält er dem Offizierskorps der Garnison über die militärgeographischen und strategischen Verhältnisse Siebenbürgens und Böhmens einen Vortrag, der erhalten ist, und im Herbst 1871 vollführt er im Auftrage des Chefs des Generalstabes eine militärische Reconnoissance im Südosten Siebenbürgens zwecks Ergänzung der siebenbürgischen Landesbeschreibung. Diese Reise benützt er dann auch zu einem Ausfluge in die Donaufürstentümer und nach Konstantinopel, von wo er erst Ende Oktober zurückkehrt, wie man aus dem noch vorhandenen Reisepasse entnehmen kann. Ueber die damaligen politischen Verhältnisse äußert er sich im Juli 1871 in einem Briefe seinem Vater gegenüber: „In Politicis ist nicht viel zu reden, es dreht sich alles wie im Kreisel herum. Kein Wunder, daß man darüber taumlich und dumm wird. Indessen wird auch viel Ungereimtes und Unnatürliches gefordert, wenn man in einem altersschwachen Staate lebenskräftige Schöpfungen erwartet. Geist war nie viel in ihm und jetzt wird auch noch sein Knochengeriüst — wenn nicht vollends sezirt, so doch zum Auseinanderfallen gründlich organisiert.“

Im Jänner des Jahres 1872 wird Fabini — zweifellos auch auf Grund seiner vorzüglichen Bewährung — zum provisorischen, und bald darauf zum definitiven Generalstabschef des in Klausenburg neu aufgestellten 35. Truppen-Divisionskommandos bestimmt, wo ihn wichtige und dringende Arbeiten voll in Anspruch nehmen. U. a. war die Evidenznahme und Verwertung der militärischen Unterkünfte, die Uebereinkommen mit den bezüglichen Kommunalbehörden neu zu ordnen. Dies führte zu Verhandlungen

in den Städten Dees, Szamosujvar, S.-Regen, Marosvásárhely, Torda und Mühlbach. Um sich ein Bild über die Art der Ausbildung der Reservisten bei den zu der Zeit noch neuen Waffenübungen zu machen, läßt er sich für einige Tage in die Ergänzungs- und Ausbildungsstation Bistritz schicken. Die Vorbereitung und Durchführung der Manöver innerhalb der Division — gewiß auf ganz modernen Grundsätzen, entsprungen einer reichen, langjährigen Erfahrung im Truppendienste, — scheint ihm ganz besonders gelungen zu sein, denn sie bringen ihm ein ganz besonderes Lob seines damaligen Divisionärs, FMt. Dregler, ein.

Im Sommer des Jahres 1874 wird er vom Reichskriegsministerium gemeinsam mit dem königl. Rat Albert Bielz aus Hermannstadt und einem Mappeur zu Vorstudien für eine genaue Festlegung der Ostgrenze von Siebenbürgen, als Vorbereitung für die internationale Grenzregulierung, entsandt. Im nächsten Jahre findet diese Rekognoszierung eine Fortsetzung an der Südgrenze Siebenbürgens und an der Grenze des Banates bis nach Orsova. Eine nähere Schilderung dieser sehr heißen und ein ungewöhnliches Maß von Wissen und Klugheit erfordernden Arbeiten, die durch schmeichelhafteste Belobung des k. k. Ministeriums gewürdigt werden, siehe Anhang S. 272 ff.

Zur Beurteilung der generalstabstechnischen sowie taktisch-operativen Befähigung und Gewandtheit hatte Fabini nach dem damaligen Brauche in einer selbstzuvählenden Operation die Tätigkeit einer Infanterietruppendivision in Marsch, Gefecht und Ruhe zu behandeln, welche Arbeit ihm die besondere Anerkennung des damaligen Chef des Generalstabes FMt. Gallina brachte.

Da Fabini seit Absolvierung der Kriegsschule in seiner alljährlichen Qualifikationsbeschreibung die Eignung zur außertourlichen Beförderung aufzuweisen vermochte, für

diese selbst aber sein Rangverhältnis immer maßgebend blieb, so bedurfte es infolge des überaus späten Besuches der Kriegsschule doch eines auffallend langen Zeitraumes, bis er endlich im Herbst des Jahres 1875 — nach 14jähriger Dienstzeit in der HauptmannschARGE und vorzüglichster Bewährung im Kriege — die MajorschARGE erreichte. Seine Vorgesetzten haben den Mann gründlichst angesehen und geprüft!

Beim Generalkommando in Prag nahm Fabini, bei gleichzeitiger Uebersetzung in das Generalstabskorps, die Stelle des zweiten Stabsoffiziers und Vertreters des Generalstabchefs (damals Oberst R. v. Zach) ein. Er trat diesen Dienst mit den besten Empfehlungen seiner früheren Kommandanten und Vorgesetzten an. Der Divisionär FMSt. Drexler, der Militärkommando-Generalstabchef Oberst Demel und der Militärkommandant FMSt. Baron Ringelsheim überboten sich in ihren Abschiedsbefehlen in Ausdrücken wärmster Anerkennung, letzterer anerkannte besonders die über ein Jahr gedauerte Dienstleistung beim Militärkommando, die Bearbeitung wichtiger militärischer Angelegenheiten, so seine Refognoszierungs- und Grenzbegehungs-Elaborate sowie die Vorbereitung und Durchführung größerer Manöver. In einem Privatbriefe vom Jahre 1876 schreibt FMSt. Ringelsheim an Fabini, wie sehr er dessen Abgang aus seinem Bereiche noch immer bedauere und beim Chef des Generalstabes FM. John die Aufhebung der Befetzung sicher durchgesetzt hätte, wenn er rechtzeitig davon erfahren haben würde. Für den Kriegsfall blieb Fabini beim Militärkommando eingeteilt.

Beim Generalkommando in Prag hatte Fabini als Stellvertreter des Generalstabchefs die Vorparaphie aller Dienststücke der Militärabteilung, hauptsächlich aber die Leitung und Ueberwachung aller Mobilisierungs-Vorarbeiten. Die Bearbeitung eines neuen Mobilisierungsplanes

brachte ihm im Frühjahr 1877 eine Belobung des Generalkommandos.

Im Jahre vorher fand unter Leitung des Erzherzog Albrecht, des Generalinspektors des Heeres, in Böhmen an der Iser eine Generalreise statt, in deren Rahmen FML. Philippovic ein Armeekorps führte, wobei ihm Fabini als Korpsgeneralstabschef zugewiesen war. Hierbei mag der FML. auf Fabini aufmerksam geworden sein, denn es ist nach den vorgelegenen Akten nicht zu verkennen, daß von diesem Zeitpunkte an Fabini öfter Arbeiten überwiesen werden, die sonst der Korpsgeneralstabschef zu bearbeiten pflegt. Vom Sommer 1877 an, in dem Philippovic mit der seinerzeitigen Führung des Okkupationskorps nach Bosnien und der Herzegowina beauftragt war, ist Fabini bei allen einschlägigen sekretären Vorarbeiten der Gehilfe des FML. und dankt dieser Vertrauensstellung, wie später ausführlicher dargelegt werden soll, die Teilnahme an diesem Feldzuge an der Seite seines hohen Gönners.

Im Februar 1877 starb im Alter von 83 Jahren Fabinis Vater als emeritierter Stadtpfarrer in Mediasch, nachdem er erst als Achtzigjähriger sich, schon recht gebrechlich, in den Ruhestand zurückgezogen hatte. Besonders dringliche Berufsgeschäfte verhinderten leider Fabinis Teilnahme an dem Begräbnisse, dem Bischof D. G. Teutsch, ein warmer Verehrer des Dahingegangenen, durch seine Anwesenheit und einen bedeutungsvollen Nachruf am offenen Grabe ein ergreifendes Gepräge verlieh. Ich kann es mir nicht versagen, hier der überaus gemüthstiefen Beziehungen des Sohnes zum alternden Vater Erwähnung zu thun, in welcher zarter und eindrucksvoller Art er ihm den Rücktritt an's Herz legt, indem er ihm schreibt:

„Es bedarf gewiß eines schweren Entschlusses, eine ragende Stellung im ehreuvollsten Amte freiwillig aufzugeben und sich zur Ruhe zu setzen.“ Und, wie seltsam! dem Sohne ist es ähnlich ergangen, obwohl er hierüber in den besten Mannesjahren anders gedacht hatte. Allerdings hatte er früher, bei Erreichen einer gewissen Chargen- und Altersgrenze, um seine Pensionierung angesucht, die aber abgelehnt wurde. Darüber später.

Der russisch-türkische Krieg war in vollem Gange, niemand wußte seine Auswirkungen auf die österr.-ung. Monarchie und die südöstlichen Nachbarländer, wo in grausamstem Ringen um die Befreiung vom Türkenjoch schon seit Monaten Blut floß. Als die russischen Heereszäulen Ende Juni die Donau bei Braila überschritten, glaubte man in Wien dem bereits vertrauten Gedanken näher treten zu sollen, in Bosnien und der Herzegowina endlich Ordnung zu machen.

Die Okkupation von Bosnien und der Herzegowina, 1878

Die Operationen dieses Feldzuges, die auf Fabinis Aufstieg entscheidenden Einfluß nehmen sollten, werden Seite 285 ff. ausführlich besprochen. Hier sei nur Fabinis Sonderstellung im Hauptquartier des Okkupationskorps gedacht.

Zum Generalstabschef dieses Korps war der damalige Oberst und Generalstabschef des Agramer Militärkommandos Leonidas Popp, seiner Abstammung nach ein Siebenbürger Rumäne, in Aussicht genommen. Er muß einer der hervorragendsten Offiziere des Generalstabes gewesen sein, weil er im Jahre 1882 der Nachfolger des FZM. Freiherrn von Beck auf dem Posten des Vorstandes der kaiserlichen Militärkanzlei wurde. Oberst Popp hatte in seiner damaligen Stellung schon seit dem Jahre 1876, als sein Kommandant FZM. Freiherr von Mollinath mit verschiedenen

Vorstudien und Vorarbeiten für einen etwa notwendigen Einmarsch in Bosnien oder Serbien sich zu beschäftigen hatte, hiebei mitgearbeitet. Der amtliche Verkehr zwischen Philippovic in Prag und Popp in Agram war naturgemäß etwas umständlich und es wohl selbstverständlich, daß Fabini als naher Gehilfe des FZM. manche Arbeiten selbst auszuführen hatte, die sonst zweifellos Popp zugefallen wären. Aber abgesehen hievon, der häufige direkte Verkehr schuf ein Vertrauensverhältnis, ein Sichverstehen zwischen den FZM. und Fabini, das schon wegen der gleichgearteten, impulsiven und nicht leidenschaftslosen Charaktere des FZM. und Popp's zwischen diesen beiden niemals in dem Maße zustande kam.

Als Anfang Juli 1878 die Mobilisierung des Okkupationskorps angeordnet wurde, erfolgte überraschenderweise die Versetzung Fabinis zum Militärkommando in Hermannstadt, wo er, wie bereits erwähnt, für den Kriegsfall eingeteilt war. Es bedurfte wohl nur eines Telegrammes an die Militärkanzlei des Kaisers, um diese Verfügung rückgängig zu machen und Fabini an der Seite des FZM. zu belassen, mit dem er dann in den Krieg zog. Ressortmäßig fiel Fabini im Hauptquartier hauptsächlich der Nachschub und die Verpflegung zu. Aber in den vorgelegenen Akten finden sich auch viele vertrauliche Berichte und Briefe an die höchsten Funktionäre, deren Konzepte — nach den Weisungen des FZM. — Fabini zum Verfasser haben. Sehr ausführliche, scheinbar von einem Diktat herrührenden Bleistiftnotizen erweisen, daß der FZM. seine Gedanken sehr eingehend sachlich und logisch geordnet zur Geltung zu bringen verstand.

Am 19. August, nach der Einnahme von Sarajevo, erkrankte Oberst Popp, der nach den Befehlen für die Aufstellung der zweiten Armee die wichtige Stellung des Chefs der Operationsabteilung einzunehmen hatte, während zum

Generalstabschef der Armee Generalmajor Cornaro bestimmt wurde. Popp hat diese Stelle nicht anzutreten vermocht. Als es dann infolge der Verhältnisse zur Teilung des Armeekommandos kam, wonach der große Apparat des Armeekommandos mit dem Stellvertreter des Armeekommandanten, FMLt. Freiherr von Ramberg und dem Generalstabschef Generalmajor Cornaro in Brod a. d. S. Aufenthalt nahmen, während der FML. Philippovic in Sarajevo zu verbleiben sich genötigt sah, erlangte Fabinis Stellung als nächster Gehilfe des FML. eine besondere Bedeutung. Denn alle allgemeinen Weisungen an den Armeestab in Brod gingen durch seine Hand.

Wie hoch der FML. Fabinis Dienst schätzte, geht nicht allein aus den ihm verliehenen Dekorationen,¹ sondern auch aus dem besonders warm gehaltenen Antrag zur außertourlichen Beförderung Fabinis zum Obersten hervor, trotzdem Fabini erst ein Jahr in der Oberstleutnantscharge stand. Diese Zuneigung hatte aber nicht allein die berufliche Tüchtigkeit Fabinis zur Ursache, sondern auch seine Einflußnahme auf die Milderung mancher Härten des sehr temperamentvollen höchsten Führers. Ein täglicher, erst kürzlich heimgegangener Zeuge der Vorgänge und Ereignisse im Hauptquartier — ein damals junger Generalstabsoffizier und späterer hoher General — schrieb mir über die Beziehungen zwischen dem Feldzeugmeister und Oberst Popp angesichts ihres beiderseitigen temperamentvollen und energischen Wesens: „daß Meinungsverschiedenheiten wohl niemals öffentlich ausgetragen wurden, sich vielmehr nur durch die Erregung verrieten, in der Popp manchmal nach einem Vortrage beim

¹ Bei der öffentlichen Bekanntgabe der vom Kaiser verliehenen Ordensdekorationen heftete der FML. seinem Gehilfen sein eigenes Leopoldsordenkreuz an die Brust, das er durch 30 Jahre getragen hatte.

FZM. in den Kreis seiner Offiziere trat. Einfluß auf die Dispositionen operativer Natur haben die Berater nur selten genommen, sie entsprachen alle den Befehlen des FZM. Oberstleutnant Fabini war noch von Prag her Vertrauensmann Philippovic's, ein ruhiger wohlwollender Mann, allgemein beliebt und geachtet, in diesem größtmöglichen Hauptquartiere eine ausgleichende, begütigende Persönlichkeit. — Ich glaube nicht, daß Untergebene so häufig begrobt worden sind wie manchmal Mitglieder des Hauptquartiers von diesen beiden hohen Herrn. Da war dann Fabini, ich möchte sagen, der heilende Arzt.“

Gegenseitige zeitweise Unstimmigkeiten änderten nichts daran, daß der FZM. zu seinem Stabschef Popp unbedingtes und vollstes Vertrauen behielt, ein Vertrauen, daß ihm auch alle maßgebenden hohen Funktionäre bewahrten, andernfalls wäre er kaum einige Jahre später in die hohe und verantwortungsvolle Stelle in der nächsten Umgebung des Monarchen gelangt — ungeachtet dessen, daß er von Geburt aus Siebenbürger Rumäne und gr.-orthodoxen Glaubens war. Ein sprechender Beweis aber auch dafür, daß der Kaiser in seiner streng sachlichen Auffassung aller Dinge an letzterem keinen Anstoß nahm, wie dies manchmal behauptet wird.

Nach der Einnahme von Sarajevo am 19. August wurde durch die Rückschläge bei Doboj, Banjaluka und Bihac die Aufstellung der II. Armee befohlen, mehrere Infanterie-Truppendivisionen wurden mobilisiert und drei weitere Korpskommanden aufgestellt. Die Insurrektion wurde nun rasch niedergeschlagen und zum Namenstag des Kaisers, am 4. Oktober, konnte der Armeekommandant melden, daß mit der Besetzung von Visegrad und Gorazda das ganze Land in den Händen seiner Truppen sei. Am 19. Oktober kündigte ein Armeebefehl des Kaisers die teilweise Demobili-

fierung der II. Armee an. Die Korpskommanden 3, 4, 5, und 13 wurden aufgelöst und 4 einhalb Infanteriedivisionen wieder in die Monarchie verlegt.

Nun wurde die Frage der Verwaltung der beiden eroberten Provinzen aktuell. Philippovic war der Träger der kroatisch-nationalen Idee. Ihm erschien es selbstverständlich, daß die gesamte Verwaltung darnach eingerichtet werde. Die höchsten Regierungsstellen in Wien und Budapest waren indessen anderer Ansicht und der Monarch mußte selbst eingreifen. Ende Oktober erschien der Vorstand der kaiserlichen Militärkanzlei, FMLt. Freiherr von Beck, mit strikten Vorschlägen im Armeehauptquartier zu Sarajevo, um vorerst Philippovic im Allerhöchsten Auftrage zu fragen, ob er auch für die weitere Periode in Sarajevo zu verbleiben, oder auf seinen früheren ihm vorbehaltenen Posten nach Prag zurückzukehren wünsche. Der Kaiser ließ ihn wissen, daß er mit seiner militärischen Führung außerordentlich zufrieden gewesen und in ihm sich einen tüchtigen Armeekommandanten auch für spätere Zeiten sichern wolle. Philippovic verstand und entschloß sich für die Rückkehr nach Prag. Ueber ihn sagt der Bericht Beck's an den Kaiser: „Sein eiserner unbeugsamer Charakter, seine Rücksichtslosigkeit bei Verfolgung eines angestrebten Zieles, sein Mißtrauen und seine Abneigung gegen das mohammedanische Element, hält die Bevölkerung überhaupt von ihm ferne und wenn auch das slawisch-christliche Element mit großer Bewunderung zu ihm aufblickt, in ihm den Erlöser von langer Sklaverei erblickt, so ist dieses doch mehr ein Gefühl der Furcht als des Vertrauens, beim mohammedanischen jenes des Mißtrauens und der Ueberzeugung, daß er ihm übel gesinnt ist.“

Die weiteren Vorschläge Beck's deckten sich fast vollständig mit den in Wien vorher gefaßten Plänen und

Entschlüssen: K. M. Herzog von Württemberg wird Landes-
 chef für beide Provinzen, K. M. Baron Jovanovic, der
 Bezwingen der Herzegowina, sein Stellvertreter, K. M. Erz-
 herzog Johann kommt als Divisionär nach Mostar. Die
 Funktion des Herzogs war nur für den Uebergang gedacht.
 Er sollte etwa nach einem Jahre durch Jovanovic ersetzt
 werden, „da dieser eine der wenig vorhandenen Persönlich-
 keiten ist, welcher seine Aufgabe vollständig erfasst und die
 Bevölkerung mit großer Klugheit zu behandeln weiß. Mit
 dem richtigen Maß an Strenge ist er leutselig gegen jede
 etwas angesehenere Persönlichkeit und die Bevölkerung
 kommt ihm mit Vertrauen entgegen.“

Die Vorschläge Beck's wurden vom Kaiser genehmigt
 und ausgeführt.

Die personellen Verfügungen hatten jedoch keinen lan-
 gen Bestand. Nach einem halben Jahre schon schieden
 Jovanovic und Erzherzog Johann von ihren Posten, im
 Jahre 1881 auch der Herzog und es trat General der
 Kavallerie Baron Appel, mit Kallay als Zivil-Adlatus,
 für eine lange Reihe von Jahren an die Spitze der Landes-
 verwaltung.

Im Dezember verließ Philippovic Sarajevo und begab
 sich auf seinen früheren Posten nach Prag, nachdem er sich
 vorher beim Generalstabe die Mitnahme des Oberstleutnant
 Fabini, von dem er sich nicht mehr zu trennen entschlossen
 war, erwirkt hatte.

Die Rückreise ging von Sarajevo über Mostar, dann
 per mare über Triest. Ueberall wurden dem scheidenden
 Armeekommandanten von den Okkupationstruppen begeisterte
 Ovationen dargebracht. In Prag wurde der K. M. von der
 Bevölkerung mit Jubel empfangen. Fabini nahm dort
 seinen früheren Posten als zweiter Stabsoffizier ein und
 wurde im Herbst 1879, über besonderen Wunsch des Feld-

zeugmeisters, nachdem ein abermaliger Schritt für die außertourliche Ernennung zum Obersten ergebnislos blieb, zum Generalstabschef des Generalkommandos ernannt, auf welchem Posten er 7 einhalb Jahre verblieb. Es war diese Ernennung eine besondere Bevorzugung gegenüber seinen Rangsgenossen im Generalstabe.

Korps-Generalstabschef, Brigadier, Divisionär, 1877—1894

Schon im Jänner 1879 fanden in Wien unter Vorsitz des Generalinspektors des Heeres, Feldmarschall Erzherzog Albrecht, über die Verwertung der während der abgelaufenen Kampagne gemachten Erfahrungen Konferenzen statt, denen die Generalinspektoren, der Kriegsminister, Chef des Generalstabes, FZM. Philippovic, einige Generale des Okkupationsheeres und fallweise einzelne Fachreferenzen zugezogen waren. Fabini nahm an diesen Beratungen an der Seite des FZM. gleichfalls teil. Sie dauerten mehrere Wochen und ihr Ergebnis fand Verwertung in den verschiedenen Reglements und Vorschriften.

Für den Kriegsfall war FZM. Philippovic als Kommandant einer Armee ausersehen. Als Gehilfen sicherte er sich Fabini in der Zeit von 1880—1886 für den Posten des Chefs der Operationsabteilung, von da an schon als Armee-Generalstabschef.

Im Jahre 1881 kam der Posten des Wiener Generalkommandos durch den Tod des FZM. Marovicic zur Besetzung. Der Kaiser wünschte Philippovic dahin, der denn auch diese Stelle einnahm, doch nur auf ein Jahr. Der Tod von Philippovic's Nachfolger in Prag, FMt. Freiherr von Vitzelhofen, bot den Anlaß, daß der FZM. auf diesen ihm liebgewordenen Posten über eigenes Ansuchen

rückversetzt wurde. Fabini blieb bei diesem Dienstwechsel als Generalstabschef an der Seite seines hohen Vönners.¹

Als Fabini im Jahre 1887 zum Brigadier und in die Generalmajorscharge vorrückte, und der FZM. sich von seinem Freunde nicht trennen wollte, den übrigens auch die Kriegsdienstbestimmung als Armeegeneralstabschef an seine Seite wies, wurde für Fabini in Prag durch Abtransferrierung eines Generalen Platz geschaffen. Der zwischen Philippovic und den maßgebenden Stellen hierüber stattgefundene Briefwechsel zeigt, daß dieser Lösung nicht geringe Hemmnisse entgegenstanden.

Ungeachtet der eigenartigen Persönlichkeit des FZM. wurden diese unlösblichen Beziehungen und Gunstbezeugungen am dankbarsten von den untergebenen Personen, Kommanden und Behörden empfunden und geschätzt, weil allgemein bekannt war, daß Fabini es verstand, manche stürmische Woge zu glätten oder in ihren Auswirkungen zu mildern, wenn nicht unschädlich zu machen. Es war nur natürlich, daß es auch zwischen Philippovic und Fabini in ihrem täglichen Verkehr an Differenzen nicht mangelte. Die Art und Weise aber, wie sie behandelt und meistens befriedigend ausgetragen wurden, soll an anderer Stelle ausführlicher dargelegt werden. Etieß dies auf grundsätzliche Schwierig-

¹ In die Zeit dieses Wiener Aufenthaltes fiel die Austragung einer Ehrenangelegenheit zwischen dem FZM. und einem überreizten ehemaligen Ordonnanzoffizier des VII. Inf. Tr.-Divisionskommandos, namens Stavenov Jassie, den der erstere im Offkurationsfeldzuge in seinem Hauptquartier wegen seines Verhaltens scharf zurechtgewiesen hatte. Oberst Fabini und Generalstabsmajor Millinkovic waren die Vertreter des zur Genugtuung herausgeforderten und in der Presse öffentlich beschimpften FZM. Da eine Austragung mit Waffen nicht in Frage kommen durfte, hatte der Ehrenrat sich mit der Angelegenheit zu befassen, der das Verhalten des FZM. billigte.

seiten, war Fabini Mann genug, um für sich daraus die äußersten Konsequenzen abzuleiten. So im Jahre 1883, als der FZM. gelegentlich eines Kriegsspieles der Generalstabsoffiziere des Prager Korps einzelne schriftliche Arbeiten ungewöhnlich scharf kritisierte und in seinem Anmute auch einige ausfällige Bemerkungen über den Generalstab im allgemeinen fallen ließ. Am nächsten Tage überreichte Fabini beim Rapport dem FZM. das an den Chef des Generalstabes gerichtete schriftliche Gesuch, in dem er wegen seiner geschwächten Augen um Enthebung von seiner weiteren Verwendung im Generalstabe und um definitive Einteilung zur Truppe bat. Der FZM. gab ihm das Gesuch zurück. Den hierauf vorgebrachten Aufklärungen und Vorstellungen Fabinis mag es zu danken sein, daß Philippovic seinen Generalstabschef beauftragte, die Generalstabsoffiziere zu versammeln und ihnen zu sagen: daß der FZM. nur seiner Betrübnis über einige schriftliche Dispositionen Ausdruck geben wollte, es ihm aber ferne gelegen sei, den Generalstab selbst zu kränken oder zu verletzen, daß jede gegenteilige Auslegung ausgeschlossen sei und daß der FZM. bei der nächsten Kriegsspielübung aus eigener Initiative darauf zurückkommen werde. Ich habe diesen Vorfall angeführt, weil der ganze Akt darüber vorliegt und als Schulbeispiel dienen kann, auf welcher vornehme und mannhafte Art solche Differenzen ausgetragen werden können und wie man der Empfindlichkeit seiner Untergebenen und Standesgenossen Genugthuung und Sühne zu verschaffen verpflichtet ist.

Den unterstellten Generalstabsoffizieren des Generalkommandobereiches war Fabini durch sein persönliches Verhalten in allen Belangen ein nachahmenswertes Vorbild durch die überlegene Beherrschung jeder Situation; die auf Verantwortungs- und Arbeitsfreudigkeit hinzielende Beeinflussung seiner Mitarbeiter in wohlwollendster kamerad-

schastlicher Form; die warme Fürsorge für das Wohl jedes Einzelnen und die Gewohnheit eines herzlichen liebenswürdigen Verkehrstones. All das förderte die Zuneigung und das Vertrauen der militärischen und zivilen Kreise zu ihm in hohem Maße. Als Junggeselle verbrachte er die Abendstunden öfter in einem vornehmen Restaurant, wo den Kern der Gesellschaft meist die Generalstabsoffiziere bildeten, welchem Kreise sich aber auch andere Standesgenossen aller Kategorien und Chargengrade öfter zugesellten. Es erwuchsen daraus wertvollste Beziehungen, die auf das Berufsleben den vorteilhaftesten Einfluß nahmen. Zeitweise gesellige Zusammenkünfte der Generalstabsoffiziere führten dann auch jene der auswärtigen Stationen nach Prag, bei denen der Humor voll in seine Rechte trat und der jungen Generation Gelegenheit gab, sich auszuleben.

Die nicht selten zur Härte neigende Persönlichkeit des Höchstkommmandierenden brachte es mit sich, daß sich des öfteren Generale, Truppenkommandanten, militärische Amtsvorstände, aber auch Offiziere und Militärbeamte aller Grade in persönlichen und amtlichen Dingen um vermittelnde Fürsprache an Fabini wandten, weil im Bereiche des Generalates allgemein bekannt war, welcher hohen Wert der Kommmandierende dem Urteile seines Stabschefs zumah und wie er ihn bei manchen Anlässen seinen Untergebenen als ein Muster hinstellte. Man war dessen gewiß, in ihm einen berechneten Fürsprecher und Förderer berechtigter Interessen und Wünsche zu besitzen.

Der FZM. forderte als kriegserfahrener Soldat strammste militärische Zucht und Ordnung, höchsten Exerzierdrill und besondere Schießfertigkeit. Gelegentlich der auswärtigen Truppenbesichtigungen gehörte die Prüfung der Schießausbildung auf den Elementarschießplätzen zum regelmäßigen Programm. Um dem etwa unrichtigen Aufzeigen

der Treffer zu begegnen, mußte der Stabschef durch ständige Anwesenheit im Zielergraben dies kontrollieren. Fabini war aber auch selber ein ausgezeichnete Scheibenschütze und beteiligte sich auch stets mit hervorragendem Erfolge an dem Preisschießen der Offiziere.

In dem vielseitigen Verkehre mit der Truppe, deren Wesen und Pulsschlag er wie wenige kannte, zeigte Fabini nichts überhebendes, kränkendes oder verletzendes, immer verständnisvolle, wohlwollende und sachliche Beurteilung.

In den Jahren von 1879 bis 1882 war weiland Kronprinz Erzherzog Rudolf zur Dienstleistung im Infanterieregimente Freiherr von Ziemiecki Nr. 36 als Bataillons- und Regimentskommandant, später als Kommandant der 18. Infanteriebrigade und der 9. Infanterie-
Truppendivision in Prag eingeteilt. Der Verfasser hat in dieser Zeit im genannten Regimente seine ersten Jahre im Truppendienste verlebt. Der Kaiser setzte seinen Thronerben absichtlich und bewußt unter scharfe dienstfordernde Aufsicht, in die der Kronprinz dank seiner hervorragenden Begabung und streng soldatischen, wenn auch harten Jugenderziehung durch den Grafen Latour, sich verständnisvoll einfügte und den Feldzeugmeister vollauf zu befriedigen wußte. Dessen uneingeschränktes Lob enthaltende Relationen an den Kaiser, dann ein Privatbrief des Kronprinzen an Oberst Fabini, betreffend die Vorladung zur Entgegennahme eines sekreten Auftrages, liegen vor und sind ein interessanter Beleg für die damaligen Verhältnisse. Auch Feldmarschall Erzherzog Friedrich, der Oberkommandant der österr.-ung. Heere im Weltkriege, hat als Oberst und Regimentskommandant des Infanterieregiments Nr. 18 in Königgrätz in Philippovic's Generalat gedient. In den späteren Jahren, unter Philippovic's Nachfolgern dienten im Bereiche des Prager Korps auch der spätere Thronfolger Erzherzog Ferdinand als

Brigadier in Budweis, noch später, schon zu Zeiten Fabinis, des letzteren Bruder Generalmajor Erzherzog Ferdinand Karl als Brigadier in Prag, und wieder einige Jahre später der nachmalige Kaiser Karl als Schwadronskommandant beim 8. Dragonerregimente. Für alle diese Einteilungen, gerade in Böhmen, waren gewiß auch politische Erwägungen maßgebend, aber auch die noch lange nach Philippovic's Abgang nur wenig abgeschwächte hochstehende militärische Ausbildung der böhmischen Truppen.

Fabini's Verkehr in Zivilkreisen war gering und beschränkte sich auf wenige Familien. Mit dem Hochadel trat er gelegentlich offizieller Veranstaltungen in Begleitung des Kommandierenden in Berührung. Mit den staatlichen und kommunalen Behörden stand er dank seines konzilianten und offenen Wesens auf bestem Fuße. Und als er dann 10 Jahre später, in politisch schwüler Zeit, selbst als Korpskommandant in Prag einzog, wurde er als ein hoher Funktionär, mit dem sich gut reden und leben ließ, vertrauensvoll und herzlich willkommen geheißten.

Als passionierter, guter und schneidiger Reiter war Fabini allseits bekannt. Er war — wie man zu sagen pflegte — jederzeit sehr gut beritten, hielt mehr Pferde als üblich und ritt bis in sein hohes Alter fast täglich ins Freie. Dadurch erhielt er seinen Körper elastisch und leistungsfähig, ebensowenig empfindlich gegen Witterungseinflüsse. Nicht selten sah man ihn als Korpskommandant auf den Reitwegen des Prager Baumgartens (ein Vorort) bei seinem Morgenritte in scharfem Trabe ohne Bügel sein Pensum absolvieren. Er war aber auch bis in die allerletzten Lebensjahre ein eifriger Schlittschuhläufer. All diesem unausgesetzten körperlichen Training verdankte er eine beispiellose Rüstigkeit und Widerstandsfähigkeit bis in sein hohes Greisenalter. Er gehörte zweifellos zu den beweglichsten

und physisch leistungsfähigsten höchsten Generalen der alten Armee.

Im Jahre 1882 brachte die Heeresreform die Auflösung der Generalkommanden und Militärkommanden und an deren Stelle die Errichtung von 14 Korpskommanden, denen sich dann später noch zwei in den annektierten Ländern Bosnien und Herzegowina mit der Angliederung von Dalmatien zugesellten. Der Bereich des böhmischen Generalates wurde dadurch geteilt, das VIII. Korps in Prag umfaßte die südwestliche Hälfte von Böhmen. Der fortschreitende Ausbau des Heeres brachte einige Jahre später die Schaffung von Stellvertretern bei jenen Korpskommandanten, die im Kriegsfall zur Führung von Armeen berufen waren. Diese Schöpfung war ein Nothelf, vielleicht erzwungen durch budgetäre Rücksichten. Das davon ebenfalls betroffene III. Korpskommando in Graz, das damals FZM. Freiherr von Kuhn führte, erhob in einem vorliegenden interessanten Memoire gegen die Zweckmäßigkeit dieser Maßnahme ernste Bedenken und es forderte FZM. Kuhn auch die anderen davon berührten Korpskommandanten so auch FZM. Philippovic zur Stellungnahme auf. Diese Maßnahme wurde denn auch in den neunziger Jahren durch die Ernennung von Generaltruppen- (Armee-) Inspektoren ersetzt.

Bei dem im Jahre 1886 stattgefundenen Rücktritt des FMt. Leonidas Freiherrn von Popp vom Posten des Vorstandes der Militärkanzlei des Kaisers kam, wie aus einem Briefe des FZM. Philippovic hervorgeht, Fabini als Nachfolger ganz ernstlich in Betracht. Muß die dann stattgefundenene Wahl des FMt. von Hofras auch als sehr glücklich bezeichnet werden, so bleibt die Frage doch offen, ob die Persönlichkeit Fabini's an Allerhöchster Stelle in gewissen Belangen sich nicht wirksamer durchgesetzt hätte.

In dem Jahre 1885 fungierte Fabini als Leiter einer sogenannten Kleinen Generalstabsreise, und kurze Zeit darauf, in demselben Jahre, nahm er an der Großen Generalstabsreise unter Leitung des Chefs des Generalstabes teil, wo er ein Korps zu führen hatte.

Zur Truppendienstleistung in der Stabsoffizierschance kam Fabini wohl infolge des vorausgegangenen fast 20 jährigen Dienstes in der Truppe nicht mehr.

Es wurde bereits früher erwähnt, daß durch den Ausbruch des russisch-türkischen Krieges und durch die vorausgegangenen Balkanwirren die österr.-ungarisch-romänische Grenzregulierung, für die in den Jahren 1874 und 1875 Fabini wertvolle Vorarbeiten geleistet hatte, aufgeschoben werden mußte. In dem Sommer der Jahre 1883 und 1884 wurde diese Arbeit von der internationalen Grenzregulierungskommission, der auch Fabini angehörte, endlich ausgeführt und im Jahre 1887 zum Abschlusse gebracht. Die abschließenden Verhandlungen und Verträge zwischen den beteiligten auswärtigen Vertretungen endigten aber erst 1888. Aus dem im Anhang S. 272 ff. ausführlich geschilderten Verlaufe dieser Arbeiten geht hervor, welches großes Verdienst der grundlegenden Mitarbeit Fabinis an dem schweren Werke und seiner Vollendung zufällt. Es kann als sicher gelten, daß diese verdienstvolle Tätigkeit die durch die Verleihung des Kleinkreuzes des Stefansordens und des Großkreuzes des Sternes von Rumänien belohnt wurde, zum späteren Aufstiege Fabinis wesentlich beigetragen hat.

Als im Jahre 1889 FZM. Freiherr von Philippovic an dessen Seite Fabini, nun auch als Generalmajor und Infanteriebrigadier seit 1887 sich eifrig betätigte, an einem Schlagflusse plötzlich starb, wurde Fabini als bewährter Freund des Heimgegangenen von seiner Witwe mit der

Ordnung des schriftlichen Nachlasses betraut. Männliche Nachkommen hatte der FZM. keine. Von den zwei Töchtern hatte der Tod die eine noch zu seinen Lebzeiten im blühenden Alter dahingerafft. Der hinterbliebenen Witwe und der erst in späteren Jahren verheirateten Tochter noch manchen Freundschaftsdienst zu leisten, blieb Fabini eine angenehme Pflicht. Als Erinnerung an seinen langjährigen und fürsorglichen Gönner verehrte ihm die verwitwete Baronin einen Säbel mit der Inschrift in türkischer Sprache:

„Verfertigt von Hussein aus Saraj, Bosnien, 1295. —
 Kosna 4. Maglaj 5. Zepce 7. Belalovac 16. Saraj
 19. August 1878.“

Die Herkunft wie sonstige Zusammenhänge mit diesem Säbel konnten leider nicht festgestellt werden.

Nach dem Tode des FZM. überging die von ihm bis dahin bekleidete Kriegsdienstbestimmung eines Armeekommandanten an den General der Kavallerie Ludwig Prinz zu Windisch-Grätz, damals Kommandant des XI. Korps und Kommandierender General in Lemberg. Die Kriegsdienstbestimmung Fabini's als Armeegeneralstabschef brachte es mit sich, daß er nun zum Kommandanten der 21. Infanteriebrigade nach Lemberg an des Fürsten Seite versetzt wurde, und zu Beginn der Jahres 1890, nun 60 Jahre alt, Prag verließ, wo er mit kurzen Unterbrechungen seit dem Jahre 1875 gewirkt hatte. Er kam damit wieder an jene Stätte, wo er seine Offizierslaufbahn vor 40 Jahren begonnen hatte.

Die besonderen Qualitäten Fabini's machten ihn nach kurzer Zeit auch zum Vertrauten Windisch-Grätz's und zum warmen Freund und gerne gesehenen Gaste des vornehmst geführten fürstlichen Hauses. Eingehendste und gründlichste Studien über die Aufgaben und die Führung der Armee

im Kriegsfalle mit Rußland, die Vorbereitungen der Grenzsicherung und des Aufmarsches boten reichlich geistige Arbeit. Ich stand damals als junger Generalstabsoffizier in Lemberg in Garnison und war Zeuge der fruchtbaren Tätigkeit des Onkels, nicht nur bei Kriegsspielen, Übungsritten und Manövern, sondern auch auf dem Gebiete der Ausbildung der Truppen seiner Brigade.

Das Jahr 1891 brachte die Ernennung zum Feldmarschalleutnant und zum Kommandanten der 11. Truppendivision in Lemberg. Lebte er damals auch in einer fast unverminderten geistigen Frische und physischen Leistungsfähigkeit, so befand er sich dennoch in einem Alter, wo andere Sterbliche an ihren Rücktritt denken oder daran gemahnt zu werden pflegen. Dem letzteren immerhin peinlichen Brauche wollte er sich nicht ausgesetzt sehen und bat nach Ableistung des sogenannten Ehrenjahres in der Feldmarschalleutnantcharge um seine Versetzung in den Ruhestand. Das Gesuch wurde nicht weitergeleitet und ihm vom Fürsten zurückgegeben. An der Zentralstelle in Wien überwachte man aber das Alter der Generale nach weniger individuellen Richtlinien. Der Generalinspektor des Heeres Feldmarschall Erzherzog Albrecht begutachtete den sogenannten alljährlichen Hauptbericht im Jahre 1891: „Zum Generalstabschef einer Armee trotz seines hohen Alters geeignet.“ 1893: „Zum Korpskommandanten kommt er nicht mehr in Betracht, weil zu alt bei seinem jungen Range. In seiner neuen Stellung wird er hoffentlich noch sehr gute Dienste leisten.“ Der Korpskommandant Fürst Windisch-Grätz schrieb aber in diesem Jahre: „Ein tüchtiger Mann, sehr erfahrener Soldat und ganz hervorragender General. Ich halte FMlt. Fabini ebenso zum Korpskommandanten wie gegenwärtig zum Generalstabschef einer Armee für sehr geeignet. Genießt in letzterer Richtung mein vollstes Vertrauen.“

Im Jahre 1893 starb der Kriegsminister K. M. Freiherr von Bauer. Sein Nachfolger wurde General der Kavallerie Freiherr von Krieghammer. Ein vorliegender Brief des damaligen Stellvertreters des Fürsten Windisch-Grätz, des K. M. Carl Fischer, enthält unter anderem den Passus: „Marta¹ war eben bei mir. An der Spitze der Ministerkandidaten marschierst Du usw.“. Und als 8 Jahre später Krieghammer von seinem Posten scheiden sollte, hätte es nur Fabinis Zustimmung zur Berufung bedurft, um diese Stelle einzunehmen. Hierüber später.

Das Jahr 1894 brachte in Fabinis Wirkungskreis eine radikale Aenderung und lieferte wieder einen sprechenden Beweis für die Vielseitigkeit seiner Begabung und Verwendung. Er wurde

Präsident der Kommission zur Beurteilung der Stabsoffiziers-Aspiranten, Inspektor der Korps-Offizierschulen und der Armeeschießschule 1894—1897

Der bis zum Jahre 1894 bestandene Stabsoffizierskurs war eine Schule von mehrmonatiger Dauer, in der die Hauptleute (Rittmeister) der Fußtruppen, Artillerie und Kavallerie zunächst für den Wirkungskreis des Bataillons- (Divisions-) Kommandanten und zum Truppenführer vorgebildet werden sollten. Diese Institution wurde von den maßgebenden Militärs nicht mehr für zeitgemäß erachtet. Die Qualität des Offizierskorps nach Wissen und Können hatte sich im Laufe der Jahre gebessert, der doch mehr weniger schulmäßige Unterrichtsvorgang dieses Kurses wurde von gereiften Männern drückend empfunden; auch wollte man dem für die berufliche Fortbildung des Einzelnen so fruchtbare Selbststudium, das durch den Kurs verkümmert blieb,

¹ K. M. — damals Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.

neue Impulse geben. Es sollte dies künftighin auf zweierlei Art geschehen: durch die Korpsoffiziersschulen eines jeden Korpsbereiches, in denen die rangsälteren Oberleutnante der Truppen vor ihrer Betrauung mit einem Kompagnie- (Batterie- Schwadrons-) Kommando ihr in den Militärbildungsanstalten seinerzeit erworbenes militärisches Wissen ergänzen, in der Anwendung der taktischen Reglements und Vorschriften systematisch geschult und für die Führung des Unterabteilungskommandos überhaupt vorbereitet werden sollten. Endlich durch die einheitliche kommissionelle Beurteilung der Stabsoffiziersaspiranten hinsichtlich ihrer allgemeinen und besonderen Eignung zum Stabsoffizier der Truppe. Dieser „Nachweis der theoretischen Kenntnisse zum Stabsoffizier“ wie er offiziell benamset war, sollte durch Selbststudium erbracht werden, zu dem man in der Korpsoffiziersschule die nötige Anleitung erhalten hatte. Absolventen der Kriegsschule und des höheren Artillerie- oder Geniekurses waren davon befreit.

Es fand diese einschneidende Neuerung in der Armee nicht widerspruchslose Aufnahme, hauptsächlich deshalb, weil durch Auflösung des Stabsoffizierskurses ein Vakuum entstand, in welchem den nun zum „Nachweise“ erscheinenden Hauptleuten (Rittmeistern) die den Korpsoffiziersschulen vorbehaltene Vorbereitung und Anleitung zum Selbststudium für die Uebergangszeit von etwa 10 Jahren fehlte. Um so bedeutungsvoller war für die Uebergangszeit der nächsten Jahre die Leitung und Zusammensetzung der Kommission für die Beurteilung der Stabsoffiziersaspiranten, deren Präses man logischerweise auch das Inspektorat über die Korpsoffiziersschulen und über die Armeeschießschule zuwies, um den gebotenen Zusammenhang zwischen Korpsoffiziersschule, Nachweis, und dem wichtigen Ausbildungszweige — dem Schießwesen — zu wahren.

Gelegentlich der Manöver bei Landskron in Böhmen, anfangs September 1894, fand unter dem Voritze des Kaisers der Abschluß der kommissionellen Beratung über diese einschneidenden organisatorischen Neuerungen statt und es wurde vom Kriegsminister Baron Krieghammer FMSt. Fabini als Leiter dieser neuen Schöpfungen vorgeschlagen und akzeptiert. Der Minister teilt diese Berufung Fabini in einem Privatbriefe mit: „um diese Institution so in's Leben zu rufen, wie ich sie mir denke und wie sie das Vertrauen der Armee gewinnen kann, weiß ich dermalen keinen Anderen, der mir hiefür alle Eigenschaften zu haben scheint“ . . . Das Antwortschreiben charakterisiert Fabinis Selbstlosigkeit und Sachlichkeit in ihrer vollen Größe, verdient daher eine wortgetreue Wiedergabe:

Berehrter Freund!

Durch das vertrauliche Schreiben vom 2., welches ich heute bei der Rückkehr nach Lemberg vorfand, fühle ich mich in hohem Maße ausgezeichnet und zum ehrerbietigsten Dank verbunden, für das besondere Vertrauen, das Du mir auszusprechen die große Güte hattest. Glückliche wäre ich, sollte es mir vergönnt sein, dasselbe jemals rechtfertigen zu können! Bei der Wichtigkeit der Sache, um die es sich handelt, drängt sich nach kurzer Selbstprüfung unwillkürlich die Frage auf: ob ich dem mir zugedachten Posten auch voll gewachsen bin? Die Antwort fällt leider nicht zu meinen Gunsten aus. Denn, abgesehen von vielem Sonstigen, fehlt mir jene Schärfe des Geistes, welche sozusagen mit einem Blick den Wert oder Unwert im Menschen herausfindet. Und gerade diese Gabe tariere ich als eine *conditio sine qua non* für den Präses der Kommission, die berufen ist, der Armee tüchtige Stabsoffiziersaspiranten zuzuführen. Für die Abschätzung positiver theoretischer Kenntnisse ist der Maßstab unschwer

gefunden. Doch mehr als das „Kennen“ das ja immer nur Stückwerk bleibt, wiegt beim Soldaten das „Können“ — und das beruht vorwiegend auf dem Charakter, dessen zutreffende Beurteilung bei verhältnismäßig sehr geringer Zeit bloß demjenigen zukommt, der ausgeprägte Menschenkenntnis besitzt.

Ich bitte mir nicht ungnädig zu sein, wenn ich mich in solch freimütiger Weise ergehe. Aber bei aller Hingebung und dem aufrichtigsten, ernstesten Willen, mich zu jeder deiner Verfügungen bereitfinden zu lassen, halte ich es doch für ein Gebot der Pflicht, meine Mangelhaftigkeit nicht zu verschweigen und Deiner Erwägung anheimzugeben: ob dieselbe nicht ein so belangreiches Motiv enthalte, um mich aus der beabsichtigten Kombination zu eliminieren.

Mit dem Ausdrucke tiefster Verehrung und der Versicherung unbedingter Anhänglichkeit, zeichne ich als Dein ganz gehorsamster

Fabini.

Lemberg, am 6. September 1894.

Das Inspektorat der Korpsoffiziersschulen erforderte die Besichtigung jeder einzelnen der 15 Schulen. Sie unterstanden direkte den zuständigen Korpskommandanten. Ueber den Unterrichtsvorgang und den Unterrichtsstoff, wie über die Wahl der richtigen Lehrkräfte mußten erst Erfahrungen gesammelt, die Erfahrungen verarbeitet werden. Gab der vom damaligen Stellvertreter des Chefs des Generalstabes, FMt. Heinrich Ritter von Pitreich, verfaßte „Lehrbehelf“ wohl die Richtlinien über den Umfang des Lehrstoffes und die Lehrmethode in ganz trefflicher Weise an, es gab doch noch manches zu klären und zu grelle Unterschiede vor allem auch jeden überflüssigen Zwang und eine zu schulmäßige Behandlung der Hörer zu beseitigen. Es wurden daher zum schnelleren gegenseitigen

Verständnisse vor Beginn der sechsmonatigen Kurse in den folgenden Jahren alle Kommandanten und Lehrer der Korps-offiziersschulen in Wien zu gründlicher Information versammelt; auch verfügt, daß der Kurs mit einer etwa zweiwöchentlichen Reise durch weniger bekannte Kronländer der Monarchie abgeschlossen werde. Es bildete sich bald der zweckmäßigste und nützlichste Vorgang heraus und bei Kriegsbeginn waren im Heere wohl alle Unterabteilungs-Kommandanten des Aktivstandes durch diese Schule gegangen und die Ueberzeugung allgemein, daß sie ihrem hohen Ziele durchaus gerecht geworden sei.

Die alljährliche Bereisung der 15 Korpsoffiziersschulen, über die mancherlei interessante Notizen vorhanden sind, machten Fabini zu einer armeebekannten und beliebten Persönlichkeit unter der militärischen Jugend. Eine zwanzigjährige Erfahrung im Truppendienste ließ ihn im Verkehre mit ihr allemal die richtigen Worte und Wege finden, alles im gegenseitigen Ein- und Wohlklänge erhalten und seinem Nachfolger im Amte eine in sich gefestigte und bewährte Institution hinterlassen, an der es kaum mehr etwas zu ändern gab.

Der Nachweis der theoretischen Kenntnisse zum Stabsoffizier hatte über die von manchem gefürchtete sogenannte Majorsecke zu führen. Bei den Absolventen der Korpsoffiziersschulen gab es nur selten Bersager. Der scharfe und sehr verantwortliche Truppendienst wußte unfähige Elemente rasch zu entdecken und zu beseitigen. Bei den Stabsoffiziersaspiranten war schon ein anderer, strengerer Maßstab geboten, dabei aber auch die Verantwortung nicht gering, bei der für die Beurteilung doch nur kurzen Zeit Fehlgriffe zu vermeiden. Der letzte Krieg hat es doch vielfältigst gezeigt, daß Offiziere, für die man im Frieden nicht viel übrig hatte, durch Nervenruhe und

ein durch die Todesgefahr unbeeinflusstes Denken die im großen Verbande verhältnismäßig einfachen Aufgaben zutreffend lösten und schwere Gefechtskrisen, denen viele erlagen, glänzend meisterten.

Fabini kannte den Krieg, er wußte, daß für die Bewährung in ihm Charakter und Nerven entscheidend sind. Und er wußte die Kommission, die aus einigen Generalen und hohen Stabsoffizieren bestand, in diesem Sinne zu beeinflussen, so daß eigentlich nicht viele Opfer zu verzeichnen waren. Eine wichtige Funktion übte der der Kommission zugewiesene Oberst des Generalstabes aus, der alle Aufgaben zu stellen und die applikatorischen Besprechungen und Kriegsspiele zu leiten und die Anleitung für die theoretisch-taktische Ausbildung der Offiziere bei der Truppe zu geben hatte. Zu Fabinis Zeiten nahmen diese Stelle zwei hervorragende Generalstäbler ein: im ersten Jahre der damalige Oberst Franz Conrad von Hötzendorf, der berühmte Heerführer im Weltkrieg, nach ihm Oberst Friedrich Georgi, der spätere hochverdiente österreichische Minister für Landesverteidigung. Letzterer gab mir über Fabinis Einstellung bei den Beurteilungen folgende Schilderung: „Ausgesprochenes Wohlwollen für die militärische Jugend. Bei der Prüfung des Einzelnen freundlich und aufmunternd, im Schlufurteile dagegen strenge — aber gerecht. Zukünftige Truppenführer muß man ernstlich sieben, nicht nur geistig, sondern auch körperlich, war sein Grundsatz und so war er auch selbst persönlich unermüdet.“

Die Beurteilungszeit dauerte etwa drei Wochen. Sie umfaßte bei jedem die taktische Ausbildung, die Entschlußfähigkeit bei Lösung von Kriegsspielaufgaben oder applikatorischen Besprechungen, Fähigkeit der Aufgabenstellung und der Leitung eines Kriegsspieles. Hierbei mußte der Aspirant auch nachweisen, ob er logisch denkt und ob er mündlich

und schriftlich sich klar und bestimmt auszudrücken vermag, ferner die Kampfweise und Wirkung der drei Waffen beherrschen.

Am Schlusse des Kurses fand eine kurze Information an der Armeeschießschule zu Bruck an der Leitha statt, wo die Anleitung zur Stellung von gefechtsmäßigen Schießaufgaben bei der Truppe gezeigt, endlich die Einflußnahme des Bataillonsführers auf die Schießausbildung gelehrt wurde.

Die Beurteilung der Kommission beschränkte sich bei den Aspiranten auf die Worte „entsprechend“ oder „nicht entsprechend“. Die Klassifikation „entsprechend“ war Voraussetzung für die Beförderung in die Majorscharge, die Beförderung selbst aber blieb von der praktischen Erprobung bei der Truppe und der Beurteilung der dortigen Vorgesetzten abhängig.

Das Inspektorat der Armeeschießschule gab Fabini Gelegenheit zur Einflußnahme auf das so wichtige Schießwesen, mit dem er sich Zeit seines Lebens viel beschäftigt hatte. Die Aufgabe der Armeeschießschule war, vornehmlich eine Zahl von Offizieren und Unteroffizieren zu Instruktoren im Schieß- und Waffenwesen bei der Truppe praktisch heranzubilden. Hierzu waren eine gewisse Anzahl von Oberleutnanten und Hauptleuten, dann als gute Schützen bekannte Unteroffiziere aus der ganzen Armee einberufen, aus denen eine Instruktionkompagnie, später auch eine Infanterie- und Kavallerie-Maschinengewehrabteilung gebildet wurde, mit denen die Auslegung und Anwendung der verschiedenen Schießvorschriften geübt und wo weiter die Schießfertigkeit jedes Einzelnen auf ein Höchstmaß gebracht werden sollte. Nebstbei wurden alle die Entwicklung des Schießwesens berührenden Fragen des In- und Auslandes praktisch erprobt und Vorschläge und Anregungen für die

Ergänzung oder Aenderung der Schießvorschriften ausgearbeitet. Von Fabini liegt ein Referat über die deutsche Schießvorschrift vom Jahre 1887 vor.

In die Armeeschießschule wurden auch alljährlich eine Anzahl von Truppenkommandanten zu einem einwöchigen Informationskurse einberufen, wo ihnen durch Vorträge und durch die Lösung einzelner Schießaufgaben durch die Instruktionsabteilungen die Anleitung gegeben wurde, wie sie in ihren Regimentern das Schießwesen zu beeinflussen hatten.

So sehen wir denn Fabini auf Gebieten in fruchtbarster, unermüdlicher Tätigkeit, die für die kriegsmäßige Ausbildung der Armee von ausschlaggebender Bedeutung waren. Er war die geeignete Persönlichkeit, um den neugeschaffenen Institutionen Ziel und Richtung zu geben, die bereits bestehenden mit ihnen in harmonischen Einklang zu bringen. Die Armee mußte ihm dafür Dank, daß ihm dies in durchaus trefflicher Weise gelungen war.

Korpskommandant in Kaschau und Prag 1897—1904

Im Februar 1894 starb der um Staat und Wehrmacht hochverdiente Generalinspektor des Heeres Feldmarschall Erzherzog Albrecht. Es ist aus einer früheren Ausführung bekannt, daß er die militärische Laufbahn Fabinis wegen dessen Alter für beendet hielt, sich eigentlich als einziger gegen dessen Ernennung zum Korpskommandanten ausgesprochen hatte. Nun dieser Einspruch entfallen war und Fabini in seiner Stellung mit den vielerlei anstrengenden Funktionen nicht nur seine enorme physische und geistige Leistungsfähigkeit glänzend erwiesen, sondern auch sonst seinen Platz auf das trefflichste ausgefüllt hatte, die zu seiner Beurteilung berufenen Stellen dies in dem jährlichen Hauptberichte freimütig und höchst anerkennend zum

Ausdrücke gebracht hatten, stand seiner Ernennung zum Korpskommandanten nichts mehr im Wege. So wurde denn Fabini im April 1897 als Nachfolger des FZM. Kovács von Mád zum Kommandanten des VI. Korps und kommandierenden General in Kaschau ernannt, nachdem er eine ihm zugedacht gewesene Berufung auf den Posten des Korpskommandanten und kommandierenden Generals in Hermannstadt aus persönlichen Gründen abgelehnt hatte. Wer den Wirkungskreis eines so hohen militärischen Funktionärs in seinen vielfachen Beziehungen zu staatlichen, kommunalen Behörden sowie zu Privatpersonen kennt, vermag auch zu ermessen, wie leicht die Amtsführung in der engeren Heimat trotz aller unparteiischen und gerechtesten Stellungnahme stets Zweifeln, manchmal auch Verdächtigungen unterliegt, denen man sich nicht aussetzen will.

Der neue Wirkungskreis war ihm bald heimisch, überall fand er unter seinen Generalen, Stabs- und Oberoffizieren eine Menge Bekannte, die ihm vom ersten Tage an größtes Vertrauen entgegenbrachten und das gegenseitige Verstehen erleichterten. Es mag eine Nachwirkung seiner vorausgegangenen Tätigkeit gewesen sein, daß er seine Besprechungen und Anleitungen mit bei der Truppe ungewohnter Gründlichkeit und Zeitdauer vornahm und ungewollt und unbewußt seine Zuhörer ermüdete. Wenn man das Detail auf allen in Frage kommenden Gebieten in dem ihm eigenen Maße beherrscht und bei anderen nicht lückenlos findet, wird ihm diese Eigenart wohl verziehen worden sein. Sein Generalstabschef war der Generalstabsoberst Alfred Ritter von Ziegler, ein seiner engeren Heimat Siebenbürgen allerdings durch die Verhältnisse entfremdeter Landsmann.

Die Ernennung zum Geheimen Rat und zum Inhaber des Infanterieregiments Nr. 102, Ergänzungsbezirk Beneschau in Böhmen, endlich jene zum Feldzeugmeister, waren die

einem so hohen militärischen Funktionär fast automatisch zufallenden Attribute seiner Stellung. Eine seltenere Feier war im Herbst dieses Jahres jene des 50 jährigen Dienstjubiläums, aus welchem Anlasse die Offiziere und Militärbeamten seines Korps ihm ein Offiziersdienstzeichen I. Klasse aus Gold verehrten, seine Vaterstadt Mediasch ihn aber zu ihrem Ehrenbürger ernannte.¹ Bemerkenswert erscheint auch das Schreiben des Armeeeinspektors General der Kavallerie Windisch-Graetz, seines früheren Korpskommandanten aus der Lemberger Zeit, das so eindrucksvoll die Wertschätzung gegenüber Fabini wiedergibt. (Siehe S. 240 ff.)

Der Bereich des VI. Korps war ein ruhiger; die Bevölkerung magharischer, slowakischer und ruthenischer Nationalität, war von einigen belanglosen Erscheinungen abgesehen, vom nationalen Chauvinismus unberührt. Die für den Herbst 1898 geplanten großen Kaisermanöver in der

¹ Sr. Exzellenz Herr Feldmarschalleutnant Ludwig Fabini, Kaschau. Die in außerordentlicher Sitzung versammelte Stadtvertretung der königl. Freistadt Mediasch hat soeben unter größter Begeisterung einhellig beschlossen, anlässlich des 50 jährigen Dienstjubiläums Eure Exzellenz zum Ehrenbürger der Stadt Mediasch zu erwählen. Wir behalten uns vor, das Ehrenbürgerdiplom Euer Exzellenz durch eine Deputation zu überreichen. Die Vertretung der königl. Freistadt Mediasch.

Hierauf die Drahtantwort:

Der Stadtvertretung Mediasch. Das teilnehmende Gedenken der trauten Heimat an meinen Eintritt in die Armee vor 50 Jahren hat mich tief bewegt, der weitere Beschluß der löblichen Stadtvertretung der königl. Freistadt Mediasch zeichnet mich ganz hervorragend aus und in der Freude darüber bitte ich für die mir zuerkannte besondere Ehrung meinen herzlichsten Dank anzunehmen. Fabini, Feldmarschalleutnant.

Als die Stadtvertretung von Mediasch dann einige Wochen später Fabini gelegentlich eines Aufenthaltes bei seinem Bruder

Zips waren wegen des tragischen Todes der Kaiserin Elisabeth abgesagt worden. Die militärischen Uebungen verliefen daher in dem normalen Umfange innerhalb des Korps, das Berufsleben in gewissenhafter, emsiger Arbeit.

Im April 1899 schied der Korpskommandant und kommandierende General in Prag, FZM. Graf Grünne, wegen Erkrankung von seinem Dienstposten. Die politischen Wogen gingen damals in Böhmen wieder einmal hoch und fanden in zeitweiligen Straßendemonstrationen und Ausschreitungen der Presse gegenüber der Regierung sinnfälligen Ausdruck. Bei dem intelligenten tschechischen Volke war es denn nicht zu verwundern, daß u. a. bei den alljährlichen Kontrollversammlungen der Mannschaften des Reservestandes von Heer, Landwehr und Kriegsmarine einzeln an sich unbedeutende, aber ihrem Wesen nach doch symptomatische Fälle von Unbotmäßigkeit sich ereigneten, indem beim Ausruf der Namen Leute mit dem tschechischen „*že*“ statt

Johann auf dem Pfarrhose zu Pretai das Ehrenbürgerdiplom mit einer Ansprache überreichte, sagte er seinen abermaligen Dank in folgende Worte: „Unter den Ehrungen, die mir diese Tage gebracht haben, stelle ich nicht in letzter Linie die Ehrung, die mir heute die Stadt Mediasch durch Verleihung des Ehrenbürgerrechtes zugedacht hat. Ich danke an diesem Tage vor allem Gott, der mich bisher in voller Gesundheit und Rüstigkeit geleitet hat. Ich danke Sr. Majestät, meinem allergnädigsten Herrn, dessen Gnade mich die höchste militärische Stufe hat ersteigen lassen. Ich danke meinem unbergeßlichen Elternhause, das in seiner schlichten Einfachheit mich gelehrt hat, das Gute zu wollen und das Schlechte zu meiden. Ich danke meinem Vater, der mich mit milder Strenge erzogen, ich danke meiner guten Mutter, die mich ermahnt hat: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Ich danke Ihnen meine Herren, daß Sie mich zu den Ihrigen zählen wollen. Ich danke es Ihnen umsomehr, als ich auch dort einmal von meinem Erdenwallen ausruhen will, wo meine gottseligen Eltern ruhen, an ihrer Seite.“

dem üblichen deutschen „hier“ ihre Anwesenheit zum Ausdruck brachten. Oder, daß die Zeitungen die Heeresverwaltung ob des Brauches, in den Offiziersmessen nur deutsch zu reden, in heftiger Weise angegriffen, u. a. m. Wiewohl die Heeresverwaltung alle Erscheinungen disziplinwidriger Art mit Strenge zu unterdrücken den Auftrag gegeben hatte, war bei den ausführenden Organen hiebei doch ein großes Maß von Takt, Vermeidung jeder unnützen Provokation und Rücksichtnahme auf bestehende Empfindlichkeiten, also genaue Kenntnis der Eigenart und Behandlungsweise der Bevölkerung erwünscht.

All diese Umstände, aber auch die Gepflogenheit, die Korpskommandanten wenn nur irgend möglich auf jene Stelle zu bringen, wo sie vorher schon als Korpsgeneralstabschef durch eine Reihe von Jahren tätig waren, mögen dazu geführt haben, daß Fabini auf den Posten des kommandierenden Generals nach Prag versetzt wurde. Er kannte die prominenten politischen Persönlichkeiten, wie die Spitzen der staatlichen und kommunalen Behörden größtenteils von früher; man kannte ihn, verstand sich leicht. Daß er seinerseits einer Berufung an eine Stätte, wo er kaum ein Jahrzehnt vorher durch fast 14 Jahre tätig war, nicht ungerne folgte, wird jedem verständlich sein.

So schied denn Fabini nach zweijähriger Berufstätigkeit aus dem Korpsbereiche Kaschau unter warmer Anerkennung der Leistung seiner untergebenen Kommanden, Truppen und Heeresanstalten unter Dank für das ersprießliche Zusammenwirken mit den Honvéds und unter Hervorheben der einträchtigen und vertrauensvollen Beziehungen zu den staatlichen und kommunalen Behörden wie der Zivilbevölkerung von Kaschau.

In Prag bezog Fabini die große dem jeweiligen kommandierenden General dienende Wohnung im Generalkom-

mandogebäude auf der Kleinseite zu fünfjährigem Aufenthalte. Als Junggeselle benützte er tatsächlich nur den kleinsten Teil der zahlreichen Appartements, einen anderen überließ er seinem Personaladjutanten Rittmeister Baron Wimmersperg vom 10. Husarenregimente, der in vorbildlicher Weise ihm durch die ganze Zeit der Führung des Korpskommandos zur Seite stand. Einfach und bedürfnislos, wie Fabini seit jeher war, setzte er diese dem Alter besonders zuträgliche Lebensweise fort, nahm in dem ihm so wohlvertrauten und lieb gewordenen „Baumgarten“ die täglichen Morgenritte wieder auf. Er war aber auch ein harter, wetterfester Soldat, dem persönliche Schonung im Dienste fremd war. Trat während einer Inspizierung im Gelände andauernder Regen ein, erlitt die Besichtigung dadurch keine Unterbrechung. Ebenso wenig wurden z. B. die üblichen Uebungsmärsche der Garnison Prag im Winter abgesagt, wenn unerwartet strenger Frost oder Schneefall über Nacht eingesetzt hatten. Bei diesen Marschübungen in der Dauer von 6—8 Stunden fehlte der Kommandierende nie, verließ mit der Truppe die Stadt, blieb mit keiner Unterbrechung im Sattel, kehrte nie vor den Truppen heim und unterwarf sich den Unbilden der Witterung bis zu seinem Rücktritt im Alter von 74 Jahren gleich dem untersten Soldaten in vorbildlicher Weise.

Der normale Dienst beim Korpskommando währte von 9 Uhr früh bis 1 Uhr nachmittag, zu Zeiten dringender Arbeiten natürlich auch darüber hinaus. Von den Generalstaabsoffizieren verlangte er fleißiges Reiten.

Die Beziehungen zu seinem Dienstbereich wie zur Statthalterei, den staatlichen und kommunalen Behörden waren sofort wieder hergestellt.

Fabini war der erste nicht geadelte Kommandierende General in Prag. Unter seinen Vorgängern findet man

Namen, die an die frühere Bedeutung des höchsten militärischen Kommandos in Böhmen hinweisen, so als ersten Wallenstein, den Herzog von Friedland, dann die Feldmarschälle Graf Daun, Fürst Lobkowitz, Reichsgraf Browne, Erzherzog Karl, Fürst Diechtenstein, Fürst Windisch-Gräz, Erzherzog Albrecht, aber auch von 1802—1804 unseren Landsmann General der Kavallerie Michael Freiherr von Me las. Bei der zu Fabinis Zeiten vorgenommenen Renovierung der Wohnung wurden im Brunksaale als Wand schmuck die Wappen sämtlicher Kommandierender Generale angebracht, das bei Fabini durch ein einfaches Monogramm ersetzt wurde.

Während Fabinis Anwesenheit diente dieser Saal nur für größere Empfänge, war auch nur auf das notdürftigste möbliert. Die repräsentativen Veranstaltungen des Kommandierenden wurden stets in einem der ersten Restaurants der Stadt abgehalten. Das tägliche Frühstück bereitete der Diener zu. Das Mittagessen wurde auf einer Tablette, aus einem nahen Restaurant, serviert, das Abendbrot aber zu meist im Hotel „Blauer Stern“ oder „Schwarzes Roß“ in der Ferdinandstraße eingenommen, wo sich stets ein Kreis von höheren Offizieren in zwangloser Weise zusammenfand.

Die bereits angedeutete politische Schwüle hatte tatsächlich einen Charakter angenommen, der ein Eingreifen der staatlichen Macht gebot. Das erstarkte tschechische Nationalbewußtsein nahm einen zunehmend chauvinistisch-provokatorischen Anstrich an. Der Straßenmob war meist das Exekutivorgan und tobte sich in oft blutigen Angriffen gegenüber den farbentragenden deutschen Studenten und in Bombardements auf die Fenster des deutschen Casinos aus, das vereinzelt auch in Einbrüche mit großen Sachschäden ausartete. Die Staatsgewalt scheint diesen Erscheinungen von Unbeginn nicht die nötige Beachtung geschenkt oder nicht

die nötige Energie zur Eindämmung aufgebracht zu haben. Ob das Verschulden mehr die Statthaltereie oder die Zentralstellen in Wien trifft, soll hier ununtersucht bleiben. Doch wird es niemanden wundernehmen, wenn solch' hochgehende politische Wogen auch bei dem territorial dislozierten Militär nicht spurlos vorbeiglichen und von Agitatoren weidlich ausgenützt wurden. Fast war es schon reichlich spät, als man sich in Wien zu energischem Handeln entschloß. Der Kommandierende General wurde zur Entgegennahme von Weisungen und Erstattung von Anträgen für das Zusammenwirken der Staats- und Militärgewalt nach Wien berufen und — wie aus einem Briefe des Kriegsministers hervorgeht —, es war zur einheitlichen Leitung geplant, nötigenfalls auch das ganze neunte Korps (Josefstadt) dem Kommandierenden in Prag zu unterstellen. Ernstes Wollen brachte auch hier gute Früchte. Dem zielbewußten, einheitlichen Zusammenwirken der staatlichen Organe gelang es bald, die Ausschreitungen auf die Landeshauptstadt einzuschränken, wo durch Proklamierung des Standrechtes die turbulenten Elemente rasch eingeschüchtert wurden und in einigen Wochen ohne Blutvergießen normale Verhältnisse geschaffen werden konnten. Territoriale Organisation und Dislokation der Truppen erweist sich zur Zeit solcher Erscheinungen wenig vorteilhaft, haben wir doch auch im letzten Kriege zumeist national und sprachlich gemischte Truppenkörper bilden müssen. Vielleicht ist es diesem Umstande, der innerhalb des Truppenkörpers die Ueberwachung und Kontrolle erleichterte, zuzuschreiben, daß die österr.-ung. Regimenter von den Umsturzererscheinungen des Weltkrieges viel später angegriffen wurden als ein Großteil des deutschen Heeres.

In das Jahr 1899 fällt die Einweihung des vom „Landeskomitee des Zentralvereines für die Erhaltung von Soldatengräbern und Kriegsdenkmälern in Böhmen“ errichte-

ten Schlachtendenkmal von Kolin (18. Juni 1757) statt. Der weithin sichtbare Obelisk steht auf der Höhe von Krechor, von der seinerzeit König Friedrich II. von Preußen die für sein Heer gegenüber jenem des österr. Feldmarschalls Grafen Daun unglücklich geendete Schlacht geleitet hatte.¹ Die feierliche Einweihung vollzog der Fürsterzbischof von Prag, Graf Schönborn, in Anwesenheit des General der Kavallerie Erzherzog Otto als Vertreter des Kaisers, des FZM. Baron Fejérváry als Kanzler des Militär-Maria-Theresien-Ordens und von Abordnungen jener Regimenter, die auf österreichischer Seite an der siegreichen Schlacht teilgenommen hatten; es waren dies die Infanterieregimenter Nr. 4, 12, 14, 21, 36, 42 und das Dragonerregiment Nr. 14. Nach der der Einweihung vorausgegangenen Ansprache des Präsidenten des Denkmalkomitees, FMt. Prinz Schaumburg-Lippe, hielt FZM. Fabini als Vertreter des Reichskriegsministers die Denkrede, in der er u. a. dem Denkmalkomitee den Dank der Heeresverwaltung aussprach und den an der Schlacht so ruhmvollen Anteil genommenen Regimentern der kaiserlichen Armee die Hochhaltung ihrer ehrenvollen Traditionen empfahl.

In Würdigung dieser schönen Rede, wurde Fabini vom Zentralverein zum Ehrenmitgliede ernannt.

In das Jahr 1900 fiel der 70. Geburtstag Fabinis, der sich damals gerade bei den Manövern der 19. Infanterie-

¹ Diese siegreiche Schlacht gab die Anregung zur Gründung des Militär-Maria-Theresien-Ordens. Das Dragonerregiment Nr. 14, erhielt für immerwährende Zeiten das Vorrecht, daß seine Angehörigen keine Schnurrbärte tragen, weil damals seine aus jungen bartlosen Soldaten bestehende Mannschaft eine entscheidende Attacke geritten hatten.

Unser später berühmt gewordene Landsmann, G. d. R. Baron Melas, empfing im Verbands des Inf.-Regts. Nr. 21 in dieser Schlacht die Feuertaufe.

Division in Pilsen aufhielt. Seit jeher allen seine Person betreffenden Veranstaltungen und Ehrungen abgeneigt, erhielt dieser Tag ungewollt durch die Anwesenheit des Generaltruppeninspektors General der Kavallerie Fürst Windisch-Grätz auf dem Manöverfelde ein besonderes Gepräge. Nach beendeter Besprechung des Übungsleiters pries dieser General in beredten Worten die großen Verdienste, die sich der alte treue Kamerad FZM. Fabini als bewährter, in hohen Ehren ergrauter Soldat erworben hat, der sich auch die Liebe und hohe Achtung der Offiziere und der Mannschaft des 8. Korps zu gewinnen vermochte. Möge, wenn des Allerhöchsten Kriegsherrn Ruf zu ernstern Taten erfolgen sollte, das Korps unter seiner Führung zum Siege schreiten. Gerührt dankte der Gefeierte, wonach FMSt. Hofmann von Donnersberg auf ihn ein dreifaches Hoch ausbrachte, in das alles begeistert einstimmte.

Außerdem hatte der Flügeladjutant des Kaisers, Major Pittlik, als kaiserliches Geschenk eine Photographie mit der Unterschrift des Monarchen in kostbarem Bronzerahmen mit einem die Allerhöchsten Glückwünsche enthaltenden Schreiben des Generaladjutanten General der Kavallerie Grafen Paar überbracht. Das Bild befindet sich derzeit im Besitze des Verfassers.

Im April dieses Jahres machte der deutsche Kronprinz den ersten offiziellen Besuch bei Kaiser Franz Josef, seinem Taufpaten. Der FZM. empfing als zugewiesener Ehrenkavalier den Kronprinzen mit dem gesamten, durch das Hofzeremoniell vorgesehenen Ehrendienst an der Reichsgrenze bei Tetschen, geleitete ihn nach Wien und blieb während des ganzen mehrtägigen Aufenthaltes an seiner Seite. Der Kronprinz hinterließ in Wien die besten Eindrücke. Manche mochten diesem Besuche, ganz unzutreffend, den Charakter einer Art Brautschau beilegen, die der Kaiserlichen Enkelin,

Erzherzogin Elisabeths, hätte gelten sollen.¹ — Fabini wurde bei der Ankunft in Wien, wo in der Hofburg Quartier genommen wurde, das Großkreuz des roten Adlerordens überreicht.

Ereignisvoll wurde dieses Jahr auch durch die Zusammenkunft des Kaisers Franz Josef mit Kaiser Nikolaus II. von Rußland im Juni zu Reichstadt in Böhmen. Rußland stand damals vor ersten Auseinandersetzungen mit Japan. Das Beisammensein der beiden Monarchen während weniger Stunden erreichte seinen Zweck, die wohlwollende Neutralität Oesterreich = Ungarns. Kaiser Franz Josef nahm nachher mehrtägigen Aufenthalt in Prag, besichtigte hiebei auch die Truppen der Garnison, deren vorzügliche Haltung in einem schmeichelhaften Handschreiben an den Reichskriegsminister die Allerhöchste Anerkennung fand.

Die höchste Ehrung und die auffälligste Bedeutung von des FZM. Persönlichkeit brachte indessen im Hochsommer 1901 seine Berufung auf den Posten des Reichskriegsministers, die der Oeffentlichkeit unbekannt geblieben ist und von der nur ganz wenige Personen überhaupt Kenntnis hatten.

FZM. Fabinis Berufung auf den Posten des Reichs-Kriegs-Ministers

Ende Juni 1901 inspizierte der Kaiser die Truppen im Bruder Lager. Die politischen Vorgänge in Ungarn mögen dort, ähnlich wie zwei Jahre später ebendort bei der

¹ Erzherzogin Elisabeth vermählte sich bald hiernach mit dem Fürsten Otto Windisch-Grätz aus der steiermärkischen Linie, nahm Aufenthalt in Prag, wo der Fürst bei einem Dragoner-Regimente als Rittmeister im Heeresdienste stand. Fabini hatte infolgedessen des öfteren Gelegenheit zum Verkehr im fürstlichen Hause.

Zurückziehung der Wehrvorlage, zu tiefgehenden Erörterungen geführt haben, die den Kriegsminister Freiherrn von Krieghammer zur Demission veranlaßten. Ich stand damals in Dienstleistung in der Militärkanzlei Sr. Majestät des Kaisers, wurde am folgenden Tage durch meinen Chef über diese Tatsache vertraulich informiert und mir folgender Allerhöchster Auftrag erteilt: „Se. Majestät wünschen, daß Ihr Herr Onkel der Nachfolger Krieghammers werde, weil man von seinen besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten eine leichtere Ueberwindung der bestehenden politischen Schwierigkeiten erwarten kann. Reisen Sie je eher zu Ihrem Herrn Onkel, tragen Sie ihm den Wunsch Sr. Majestät vor und fragen Sie ihn, ob er geneigt wäre, dieses Amt anzunehmen? Sollte er auf sein hohes Alter hinweisen, so sagen Sie ihm, daß es sich Sr. Majestät vornehmlich um die Herstellung eines Ueberganges handle und wenn ihm das Amt zu schwer würde, würden Se. Majestät nach anderthalb bis zwei Jahren einem Wunsche um Enthebung gewiß Rechnung tragen.“

Ich wußte den Onkel zu der Zeit auf einer Inspizierungsreise bei den Truppen seines Korps. Nach Brief- und Telegrammwechsel gelang es mir, für den 5. Juli in Budweis eine Zusammenkunft zu vereinbaren. Bei meinem Eintreffen wurde ich von ihm auf dem Bahnhofe erwartet, wir fuhren in sein Absteigequartier, allwo ich mich meines Auftrages entledigte und ihm einen Brief meines Chefs einhändigte. Er nahm die Botschaft mit mehr Befriedigung als Freude entgegen, bemerkte aber gleich, daß er angesichts seines Alters dieser Aufgabe sich nicht gewachsen fühle. „Ja, wenn sie mich vor einigen Jahren gefragt hätten, dann hätte ich gewiß nicht nein gesagt“. Ich kann nicht behaupten, daß meine nun pflichtgemäß einsetzenden Ueberredungskünste irgendwie gewirkt hätten. Die schwierige Lage

der Kriegsverwaltung war mir zu gut bekannt und ich durfte auch darüber keinen Zweifel aufkommen lassen, daß an ihn große Anforderungen herantreten würden. Ich ließ ihn nun allein, ging auf den Platz vor dem Hotel, wo, herangelockt durch die Militärplazmusik, ein großer Corso sich entwickelt hatte und allwo ich eine Menge Kameraden traf. Nach 8 Uhr holte ich den Onkel zum Souper im Hotelrestaurant ab. In dem Dämmerlichte des Zimmers saß er in einem Fauteuil, kam mir mit tränenerfüllten Augen entgegen, drückte mir die Hand wortlos und wir gingen in den Speisesaal, wo eine Menge von Generalen, Stabs- und Oberoffizieren ihn erwarteten. Ich saß ihm gegenüber und staunte über die Fassung und Selbstbeherrschung nach dem vorausgegangenen, gewiß außergewöhnlich heftigen Seelenkampf, von dem niemand seiner Umgebung etwas ahnte aber auch nicht ahnen durfte. Gegen 11 Uhr verließen wir die Offiziere, gingen auf sein Zimmer, wo er mir nun erklärte, daß sein Entschluß abzulehnen unabänderlich sei und daß er dies brieflich meinem Chef auch mitteilen werde. Zu dem um Mitternacht nach Wien abgehenden Zuge gab er mir noch das Geleite und ich schied von ihm geradezu überwältigt von der Größe seines Gewissens und seiner Seele. Ich mußte ihm im Innersten beipflichten, weil mir an seiner Person nicht weniger lag als an der Sache, die er nach seiner Art zu meistern kaum imstande gewesen wäre. Doch der an FZM. Wolfras gerichtete Brief offenbart sein Wesen ungleich mehr als alle Worte:

Hochverehrter Freund!

Die mir vorgelegte Frage habe ich reichlichst erwogen und je mehr ich darüber nachgedacht, umsomehr bin ich in der anfänglichen Meinung bis zur vollsten Ueberzeugung bestärkt worden, daß ich für den Ministerposten nicht taug-

Schon zu weit vorgerückt im Alter, als daß ich mir die Elastizität überhaupt zumuten könnte, auf einem solch bedeutungsvollen, ausgebreiteten Arbeitsfeld Ersprießliches zu leisten, fehlt mir zum Ueberfluß auch der Glaube an die Wunderkraft des Sages: Mit dem Amt kommt der Verstand. Ich fühle, und diese Empfindung bleibt mir maßgebend, daß meine Kräfte unzulänglich sind, daß ich mich daher schwer vergehen würde, wollte ich ein Wagnis antreten, das mir absolut hoffnungslos erscheint. Ich beschränke mich auf die Anführung dieses einen Motivs, und darf wohl die Versicherung beifügen, daß ich mich überglücklich geschätzt hätte, vom Allerhöchsten Vertrauen mich in eine Stellung emporgehoben zu sehen, die zu erstreben nur den auserlesensten beschieden ist.

Nun ich aber wegen fehlender Qualifikation auf diese Auszeichnung zu meinem größten Bedauern Verzicht leisten muß, erlaube ich mir, Dich, hochverehrter Freund, höflichst zu ersuchen, bei Sr. Majestät meine alleruntertänigste Entschuldigung übernehmen und die Erhaltung allerhöchst Ihrer Huld und Gnade fürbitten zu wollen.

Genehmige den Ausdruck aufrichtiger Verehrung
Deines alten Freundes
Fabini, FZM.

Prag, am 7. Juli 1901.

Auf diesen Brief lief aus der Militärkanzlei des Kaisers nachstehende Antwort ein:

Ischl, am 12. Juli 1901.

Hochverehrter Freund!

Mit allerverbindlichstem Danke bestätige ich den Empfang Deines geehrten Schreibens vom 7. d. M., dessen Inhalt ich eben erst hier zur Allerhöchsten Kenntnis bringen konnte.

Ich kann Dir die bündigste Versicherung geben, daß Deine Ausführungen die vollste Allerhöchste Würdigung fanden und daß Du Dich jener umfassenden Allerhöchsten Huld erfreuest, an welcher Du wohl selbst, im Bewußtsein Deiner allseits so sehr hochgeschätzten Person, niemals zweifeln durftest.

(Folgt eine kurze anderweitige Mitteilung.)

Empfange die Versicherung meiner freundschaftlichen wahren Verehrung, in welcher ich, Dich herzlichst grüßend, stets bin Dein getreuer

Bolfras, F. M.

General der Kavallerie von Krieghammer blieb noch anderthalb Jahre Kriegsminister. Sein Nachfolger wurde F. M. Freiherr von Pitreich, für den Fabini auch als Platzhalter dienen sollte.

Persönliche Beziehungen

Das Bild des Feldzeugmeisters würde unvollständig bleiben, wenn es nicht auch einen Ueberblick gewinnen ließe über die persönlichen Beziehungen zu seinen hohen Gönnern und Freunden. Es liegen mehrere Briefe vor, von denen die markantesten vorgeführt zu werden verdienen.

Und in diesem Zusammenhange mag es zur richtigen Beurteilung auch nicht überflüssig sein, ein Bild des F. M. Freiherrn von Philippovic vorzuführen, an dessen Seite Fabini durch 14 Jahre auf das ersprießlichste gewirkt und dadurch seinen hohen Aufstieg angebahnt hat — ein Bild, das ein feiner, mit — n — gezeichneter, Kenner seiner Persönlichkeit nach Philippovic's Tode im Pester Lloyd gezeichnet hat:

Josef Freiherr v. Philippovic

Unsere Armee wird immer ärmer an Charakterköpfen, an jenen markigen, schneidigen Gestalten, die im Habsburgischen Kaiserheere ehemals traditionell waren. Der knochige Senfmann hat furchtbar aufgeräumt unter den hervorragenden Trägern der kriegerischen Erinnerungen unseres Heeres. Von der „alten italienischen Armee“, von den Rittern der Adexh'schen Tafelrunde und der Hauptquartiere in Verona, Mailand und Novara ist neben dem Feldmarschall Erzherzog Albrecht nur noch Feldzeugmeister Freiherr von Kuhn übrig, der als lebendiger Vertreter einer sturmdurchbrausten Vergangenheit in die Gegenwart hineinragt, noch immer aktiv, aber ohne Kommando, wie es in der Dienstsprache heißt „in Disponibilität“. Freiherr von John, der wortkarge aber entschlußfeste Denker, der würdige, ebenbürtige Nachfolger des Freiherrn von Heß, ist längst aus dem Leben geschieden. Freiherr von Gablenz, der brillante Reitergeneral, den die Begeisterung der Truppen und der Jubel des Volkes einst auf den Schild gehoben, ist von einem tragischen Schicksal ereilt worden. Der hochsinnige und feingebildete Graf Folliot de Crenneville, in dessen Wesen sich altösterreichischer Adelsstolz und der weitere Blick des modernen Weltmannes glücklich vereinigten, sowie Feldzeugmeister Josef Freiherr von Marovics, dessen Zunge beinahe so scharf war wie die Klinge seines Säbels, der Typus eines von der Bevölkerung geliebten, vom unbedingten Vertrauen seiner Truppen umgebenen, vom Feinde gefürchteten Generals, — beide sind nicht mehr und sie sind ohne Nachfolger geblieben. Zwei Andere, die mit flammender Klinge ihre Namen weithin leuchtend in die Blätter der Kriegsgeschichte geschrieben, Freiherr von Edelsheim-Gulah, der hervorragendste Reitergeneral seiner Zeit und Schöpfer der modernen Kavallerie, sowie Freiherr von

Mollinari, einst der jugendlichste General der „italienischen“ Armee, eine Gestalt voll bestechendem Zauber, sie sind durch den Egoismus der nachrückenden, zur Macht gelangten Generation aus der Aktivität gedrängt worden.

Nun hat auch Josef Freiherr von Philippovic den Platz geräumt, auf den schon dieser oder jener seit einiger Zeit seine verlangenden Blicke geworfen. Aber erst die Uebergewalt des Todes vermochte ihm den Kommandostab aus der kräftigen Faust zu winden.

Philippovic, der aus einfachen, bescheidenen Verhältnissen es zur Baronie, zu den höchsten militärischen Stellungen und den seltensten Auszeichnungen gebracht hat, genoß in vollen Zügen auch jene Freuden des Lebens, welche eine gewinnende Erscheinung und reiche äußere Vorzüge zur Vorbedingung haben. Philippovic war bis in sein Alter ein auffallend schöner Mann: hoch und schlank der Wuchs, die Formen nie zur Ueberfülle neigend, die Muskeln hart und biegsam wie Stahl, das aufrecht getragene, von dunklem dichten Haar umgebene Haupt auf festem Nacken gewurzelt, offen die Stirne, schwarz die durchdringenden leuchtenden Augen, athletisch des Leibes Kraft, kurz und befehlend das Wort, imponierend in der Ruhe, furchtbar im Zorne — so erschien Philippovic in frühen Jahren als ein ideal schöner Offizier, und später als der hochgebietende Feldherr mit machtvollem Eindruck. Philippovic war eine impulsive Natur. Anstrengung und Gefahren galten ihm als Kurzweil. Von früher Jugend auf durch Erfolge befeuert, hatte sein Wollen sich bald zur Unbeugsamkeit gehärtet und ihn zu einer scharf ausgeprägten Gestalt in der Generalität gemacht. Seine überstrenge und feine nie durch irgend einen erwärmenden Zug des Gemütes gemilderte Härte und Rücksichtslosigkeit waren kaum geeignet, ihn populär zu machen. Er war mehr gefürchtet als geliebt.

Aber alle, hoch und nieder, Truppe und General, Freunde und Gegner beugten sich stumm und anerkennend vor den durchdachten, sachlich stets zutreffenden, von einem überlegenen Geiste beherrschten, allemal dem Endzwecke entsprechenden Anordnungen dieses eisernen und glücklichen Mannes.

Wenn Glück zu besitzen die größte Tugend eines Feldherrn ist, so hat Philippovic diese bis an sein Lebensende geübt. Er hatte Glück in seiner Karriere; Glück in der Wahl, welche sein einstiger Chef, Banus Jelacics, traf; Glück in der Wahl, die er jederzeit in der Zusammensetzung seines Generalstabes, seiner Mitarbeiter, traf; Glück in den äußeren Umständen, welche ihn im Kriege und Frieden begünstigten; Glück in seiner sonnenhellen Häuslichkeit an der Seite einer ausgezeichneten, vermögenden Frau, wo er nur einmal des Lebens herbe Prüfung erfuhr, als er voriges Jahr eine reizvolle, mit vielen Vorzügen des Geistes und Herzens ausgestattete Tochter verlor. Er hatte endlich Glück in der Stunde seines Sterbens. Die bittere Empfindung, die den Kommandierenden befällt, wenn er den Kommandostab aus der Hand legen und von seiner hohen Stellung herabsteigen muß, ist ihm ebenso erspart geblieben, wie die körperlichen Heimsuchungen des Alters. Nur flüchtig mahnten ihn die Schwächen des letzteren und im zweiundsiebzigsten Lebensjahre ohne Krankheit, ohne Leiden, inmitten der süßen Gewohnheit des Waltens und Schaltens, des Befehlens und Herrschens plötzlich und rasch aus dem Leben zu scheiden, ist das, nach jenem auf dem Schlachtfelde, nicht der schönste Tod?

Aber indem wir von dem „Glücke“ des Freiherrn von Philippovic sprechen — und auch Solon gestattet es, nach dem Tode eines Mannes von dessen „Glücke“ zu reden — müssen wir auch feststellen, daß wir unter militärischem Glücke keineswegs das blinde, zufällige Einschlagen

menschlicher Hoffnungen und Wünsche begreifen. Bigot de Saint-Quentin, der Freund und Waffengenosse des dahingegangenen Feldzeugmeisters, führt in seinem Buche „Von einem deutschen Soldaten“ gar trefflich aus, wie Napoleon Bonaparte unter Glück „die Gerechtigkeit des Schicksals für jede geistige Kraft verstand, jene höhere Waffenfeigung zum kühnen Wagnis, jenes räthelhafte Talent, sich den Zufall zinsbar und dienstbar zu machen, jene nie ermüdende Energie, Herr der drückendsten Verhältnisse zu werden, jene plötzliche Begeisterung und Sehergabe, jenes Uebergewicht des Genius, das durch eine Ahnung, ja Zuversicht des Erfolges im voraus schon den Vorteil an seiner Seite hält und durch Mut, Festigkeit und Vorsicht den Triumph zu finden und zu binden weiß.“ Nach Saint-Quentin läßt das militärische Glück den großen Feldherrn wirklich als ein von höheren Gewalten beschütztes Wesen erscheinen. Sulla, Marius, Julius Cäsar, Bem, Skobeless galten bei ihren Soldaten dafür. Militärisches Glück ist die Geistesmacht, welche die Geister beherrscht. Es ist das Ergebnis des kühnsten Kriegerstrebens, der Talisman gegen die Schläge des Schicksals, die Gewähr für Rettung aus den Drangsalen, und für Glück noch im Unglück. Der Mittelmäßigkeit ist das militärische Glück niemals dauernd verliehen, eine ausgezeichnete Persönlichkeit hingegen fesselt es so lange, als sie Energie und Charakter zu betätigen vermag. Und in diesem Sinne ist militärisches Glück zweifelsohne auch eine Art Verdienst. Zum glücklichen Feldherrn aber ist vor allem nötig, daß dieser eine starke und freie Seele habe, weil er die ruhige Ueberlegung nicht verlieren darf, weil er mitten im leidenschaftlichsten Durcheinanderrennen der Schlacht den Ariadnesfaden der Besonnenheit festhalten soll, weil er unternehmen und irreführen, Fehler benützen und verbergen, für alles Augen und Gedanken haben muß und weil er endlich

— über jede Gemütsbewegung des Verlustes und Erfolges erhaben — niemals zaudern kann, aber immer zu handeln gezwungen ist. Die starke Seele des Soldaten heißt Geistesgegenwart, die freie — militärischer Ueberblick.

Wenn ein Feldherr von der Vergangenheit des dahingeschiedenen Feldzeugmeisters länger denn ein halbes Jahrhundert ununterbrochen im Waffendienste steht und an geschichtlichen Ereignissen hervorragenden Anteil nimmt, so ist auch sein Name mit letzteren eng verknüpft. Dies gilt im vorliegenden Falle ganz besonders von der Besetzung Bosniens und der Herzegowina... Am Abend des 22. Juni 1877 traf in der Wiener Kaiserburg die Drahtmeldung ein, die russischen Heersäulen hätten den Uebergang über die Donau begonnen. In der That waren an diesem Tage die Brigaden des 14. russischen Armeekorps unter Generalleutnant Zimmermann bei Galatz und Braila über den Strom gegangen und in die Dobrudscha eingerückt. Tags darauf wurde FZM. Baron Philippovic, Kommandierender in Prag, telegraphisch nach Wien berufen. Hier wurde ihm mitgeteilt, die Einrückung nach Bosnien und in die Herzegowina sei beschlossene Sache, und er zum Befehlshaber des einrückenden Korps, sowie zum Gouverneur der beiden Provinzen ausersehen, er möge sich daher den zur Lösung seiner Aufgaben nötigen Studien widmen; das erforderliche Material werde ihm von den Zentralstellen zur Verfügung gestellt werden. Nach mehrtägigem Aufenthalte in Wien kehrte Baron Philippovic nach Prag zurück und — die Ereignisse auf dem bulgarischen Kriegsschauplatz nahmen ihren Fortgang.... Am 2. September 1877 wurde das Dekret ausgefertigt, in welchem Kaiser und König Franz Josef I. den Feldzeugmeister zum Kommandanten des zu bildenden 13. Armeekorps ernannte. Gleichzeitig wurde letzterer beauftragt, mit dem Generalkommando in

Ugram sich in Verbindung zu setzen behufs Vorbereitung und Sicherstellung aller Erfordernisse zur Verpflegung und Unterkunft der in dem Aufmarschraume an der Save zu konzentrierenden Truppen. Hierbei hatte ihn der Generalstabschef des Ugramer Generalkommandos, Oberst Leonidas Popp, als präsumtiver Generalstabschef des 13. Korps zu unterstützen. Am 10. Februar 1878 ging von Prag eine große Denkschrift des Feldzeugmeisters an das gemeinsame Kriegsministerium ab, in welcher die Ergebnisse seiner Studien niedergelegt waren und eine Reihe von Anträgen gestellt wurde. Philippovic äußerte schon hier Bedenken gegen die geringe Zahl von Streitkräften, mit welchen er die ihm zuge dachte Aufgabe lösen sollte. Der Präliminarvertrag von San Stefano veranlaßte den Feldzeugmeister am 25. März 1878 zu einem zweiten Memoire, in welchem er geradezu in dringender Weise bat, man möge ihm wenigstens sieben Divisionen zur Verfügung stellen. Der Gedankengang dieses Memoires war folgender: Der Vertrag von San Stefano hat den Aspirationen Serbiens und Montenegros ein weites Gebiet eröffnet und es wahrscheinlich gemacht, daß diese kleinen Staaten, wenn auch nicht offen, so doch durch Konnivenz gegenüber den auf ihrem Boden sich bildenden Freischaren an dem Widerstande gegen die Festsetzung Oesterreich-Ungarns in den beiden türkischen Provinzen sich beteiligen werden. Es liegt im Interesse der erwähnten Fürstentümer, die schwache osmanische Herrschaft vorläufig erhalten zu sehen. Sobald aber eine europäische Großmacht von dem Range Oesterreich-Ungarns daselbst festen Boden gefaßt, sind alle Hoffnungen Serbiens auf Bosnien und Montenegros auf die Herzegowina für immer zunichte. „Gar manches Tausend von Marsala“ werde daher unter den Bosniaken und Herzegowzen zu finden sein, welche die Okkupation des Landes durch unsere Truppen vorausicht-

lich zu hindern suchen dürften. Die Monarchie hat dort neben der politischen noch eine andere, nicht minder wichtige Aufgabe zu lösen: „die Desinfizierung des sozialen Pestherdes“, welcher daselbst durch die verlotterte türkische Beamtenwirtschaft und durch die Knechtung der Ameten entstanden. Wer in dieses Wespenneft sticht, bringt zahlreiche unzufriedene Elemente gegen sich auf, welche Bundesgenossen nehmen, wo sie solche finden. Wir werden also nicht nur Mohammedaner, sondern auch Christen gegen uns haben. Ferner werden auch die aus Alt-Serbien und Bulgarien abziehenden ottomanischen Truppen sich nach Bosnien wenden und gegen uns kämpfen. Aus allen diesen Gründen erachtete der Feldzeugmeister vier Divisionen zur Besetzung eines Gebietes, das von gewaltigen Gebirgen durchschnitten und über 1000 Quadratmeilen groß ist, als unzureichend. Auf diese in überzeugender Weise gehaltenen Darlegungen des Feldzeugmeisters erfolgte die Antwort des Kriegsministeriums erst am 18. Mai. — Es wird da einfach gesagt, vier Divisionen seien im Ministerrate zur Lösung der dem 13. Armeekorps gestellten Aufgaben ausreichend befunden worden. Und zwar sollen zur eigentlichen Durchführung der Okkupation sogar nur drei Divisionen verwendet werden; die 18. habe die Herzegowina, die 6. und 7. Bosnien zu besetzen; die 20. habe an der Drinamündung zur Beobachtung Serbiens zurückzubleiben, während die lediglich auf einen erhöhten Friedensstand zu setzende 36. Division in Slavonien eine Reserve für alle Fälle bilden werde. Mehr könne für die Durchführung der Okkupation nicht gewidmet werden, denn die politische Lage lasse es immerhin möglich erscheinen, daß der partiellen Mobilisierung die allgemeine der gesamten Wehrmacht folge. In solchem Falle sei Bosnien-Herzegowina ein Nebenkriegsschauplatz, auf welchem die Heeresleitung nicht zu viel Streitkräfte, die der Haupt-

armee abgehen würden, binden lassen dürfe. Daraufhin fuhr Baron Philippovic nach Wien, um an den leitenden Stellen persönlich seine Anschauungen mit Nachdruck zu vertreten. Er setzte da auseinander, die Besetzung der beiden Länder sei von allem Anfang an mit einem imposanten Aufgebote von Streitkräften durchzuführen, wenn sie in einem Zuge und rasch vollendet werden soll. Im Gegenfalle würden die zahlreichen mohammedanischen und griechisch-orthodoxen Agitatoren Zeit gewinnen zu schüren und das Volk aufzuheizen. Vor rasch vollzogenen Tatsachen würde sich im Lande alles beugen und dieselben würden auch das politische Ansehen der Monarchie und die Macht unserer Waffen in Europa beträchtlich heben. Philippovic sagt an einer Stelle wörtlich: „Ich weiß wohl, daß unsere Armee die Gebirgsausrüstung bloß für drei Divisionen besitzt, aber ich glaube, auch mit der normalen Felddausrüstung, den schweren Geschützen und dem fahrenden Parke mich behelfen zu können. Die Russen sind mitten im Winter, unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen, angesichts eines tapferen, erprobten Feindes über die tief verschneite Hauptkette des Balkans gekommen, und auch nur mit der normalen Felddausrüstung. Was aber den Russen dort gelungen, das werden die Oesterreicher hier, im Hochsommer, in der verhältnismäßig günstigsten Jahreszeit doch gewiß auch zuwege bringen.“ Das einzige Ergebnis dieser dringenden Vorstellungen, welchen auf dem Ballplaze, wie im Kontrollorgange der Hofburg sehr optimistische Situationsberichte aus Sarajewo, Mostar, Travnik und Livno usw. entgegengehalten wurden, bestand darin, daß die 20. Division (S z a p a r h), welche, wie oben angedeutet, ursprünglich an der Drinamündung zur Beobachtung Serbiens hätte zurückbleiben sollen, zur direkten Mitwirkung an den Operationen herangezogen wurde.

Aus diesen Thatfachen erhellt, daß man die nachträgliche Aufstellung der 2. Armee und damit eine stattliche Anzahl von Millionen erspart hätte, wenn man den Rat des Freiherrn von Philippovic befolgt und gleich im Anfange um drei Divisionen mehr mobilisiert haben würde. Ferner erfährt man daraus, daß im Frühjahr 1878, in der Zeit zwischen dem Präliminar-Frieden von San Stefano und dem Zusammentritt des Berliner Kongresses, in den Wiener Regierungskreisen die ernste Eventualität erwogen werden mußte, „daß der partiellen die allgemeine Mobilmachung folgen würde.“ Die Rücksichtnahme auf diese durch die damalige politische Situation nahegelegte Möglichkeit mag einigermaßen als Rechtfertigung gelten, daß die Vorstellungen des Freiherrn von Philippovic kein Gehör gefunden. Andererseits war nach Unterfertigung des Berliner Kongress-Instrumentes diese Eventualität unwahrscheinlicher geworden. Man durfte daher im August 1878 ohne Wagnis die 2. Armee mobilisieren und in das Okkupationsgebiet entsenden.

Die hier in Kürze skizzierten Denkschriften zeugen jedoch für die Borausicht, für das richtige Urteil des Feldherrn, aber auch für den dienstwilligen Gehorsam des Feldzeugmeisters Baron Philippovic, der sich unbedingt und ohne weiters den höheren Anordnungen unterwarf.

Es wurde schon früher erwähnt, wie sehr Fabini im Verkehre mit Philippovic dessen Eigenart Rechnung zu tragen wußte, um der Allgemeinheit sie tunlichst wenig fühlbar zu machen. Er widersprach nie, ließ alle Ausbrüche des Temperaments in Ruhe abflauen und machte erst dann voll männlicher Würde und Bestimmtheit seine Gegenstellungen. Auf diese Weise wußte er sich meistens durchzusetzen; — Servilismus oder Opportunitätshascherei waren Fabini fremd. Seine Meinung sagte und vertrat er stets

frei und offen, selbst dann, wenn er wußte, daß sie nicht geteilt wurde. All dieses korrekte und charaktervolle Wesen machte Fabini nebst seiner mustergültigen Berufsarbeit für Philippovic zu einem geradezu unentbehrlichen Gehilfen und Berater und erst der Tod trennte ihn vom Freunde. Die hinterbliebene Witwe und Tochter fanden in Fabini eine hilfsbereite Stütze. Die erstere schrieb ihm kurz nach dem Tode ihres Gatten:

Prag, den 16. September 1889.

Geehrter lieber Freund!

Bei der jahrelangen aufrichtigen, durch nichts getrübbten Zuneigung meines verstorbenen Gatten für Sie, glaube ich in den bestimmten Intentionen desselben zu handeln, wenn ich Sie bitte, den bosnischen Säbel,¹ dessen Geschichte Sie, verehrter General, gewiß besser kennen als wir alle, — als ein Andenken an den Dahingegangenen anzunehmen. Der Säbel schmückte auch auf dem letzten Gange den Sarg. — Darum weiß ich keinen Würdigeren, dem ich diese Erinnerung lieber gönne!

In den schwersten und ereignisreichsten Tagen seines Lebens standen Sie meinem teureren unvergeßlichen Gatten so hingebend und treu zur Seite, und verhalfen ihm mit zu Glanz und Ruhm! Er war Ihnen dafür wie keinem anderen Menschen gut und dankbar.

Niemand stand ihm höher als sein treuer bewährter Freund Fabini! — Hiefür heute noch meinen wärmsten Dank und die Wiederholung der Bitte, den Säbel freundlichst anzunehmen.

Mit herzlichem Gruß, geehrter Freund, Ihre aufrichtig ergebene
Leontine Philippovic.

¹ Betreffs des Säbels siehe S. 205.

General der Kavallerie Ludwig Prinz zu Windisch-Graetz

Die Beziehungen Fabinis zu diesem Philippovic folgenden hohen Vorgesetzten haben wir bereits früher skizziert. Der Prinz war ein Grandseigneur in der schönsten Bedeutung des Wortes, mit dem Fabini bisher wenig in Berührung getreten war; mehr mit seinem Neffen, dem Majoratsherrn Fürsten Alfred Windisch-Graetz, den Besitzer ausgedehnter Güter in Böhmen, der im Winter alljährlich einige Wochen in Prag weilte. Zu derselben Zeit stand an Windisch-Graetz's Seite, als sein Stellvertreter, der General der Kavallerie Anton Freiherr von Bechtoldsheim, der sich in der Schlacht von Custoza als Rittermeister von Trani-Ulanen durch eine schneidige Attacke den Militär-Maria-Theresien-Orden erworben hatte. Ein tapferer Mann von wenig auffälligen militärischen Qualitäten aber um so mehr hervortretenden untadeligem soldatischen Charakter und von vornehmster, ritterlicher Gesinnung. Er war unverheiratet, während Windisch-Graetz an der Seite seiner Gattin, einer geborenen Gräfin Desseloffy und drei Kindern, ein glückliches, vorbildliches Familienleben führte.

Windisch-Graetz war, wie sein Stellvertreter, der Typ des altösterreichischen hohen militärischen Funktionärs, der auch die Pflichten der Repräsentation auf das Würdigste zu erfüllen verstand; für das Wohl seiner Untergebenen fürsorglichst bedacht; strenge Berufsarbeit fordernd, die militärische Ausbildung von Offizier und Mann nach durchaus modernen Gesichtspunkten wohlthätig beeinflussend; ein warmer Vertreter und Förderer militärischer Interessen bei den militärischen Zentralstellen und bei den staatlichen Behörden und Aemtern. Die gesellschaftliche Stellung des Offiziers in den polnischen Kreisen war etwas heikel. Diese letzteren waren nicht sehr armeefreundlich. Die Aspirationen des Polen-tums, namentlich aber seines Adels nach der einstigen staat-

lichen Selbständigkeit, farbten noch immer nach, lösten auf der Seite des Offizierskorps eine gewisse Zurückhaltung und Frostigkeit aus, was für ein einträchtliches staatliches Zusammenwirken nicht eben vorteilhaft war. Zur Verbesserung dieser Beziehungen war der Fürst durch seine hohe soziale Stellung der richtige Mann, der, gleich den meisten seiner Vorgänger, aus der Schichte der Hocharistokraten des Reiches (Graf Reipberg, Herzog von Württemberg usw.), durch freundschaftliche Beziehungen zu dem damaligen Statthalter Grafen Badeni, dem späteren österreichischen Ministerpräsidenten, in wechselseitigen glänzenden gesellschaftlichen Veranstaltungen (Bälle, Soireen) eine erträgliche Atmosphäre erhielt. Außerdem fanden aber im gastlichen Hause des Fürsten öfter in der Woche Whist-Partien statt, die Generale und höhere Offiziere abwechselnd zusammenführte. Da war nun Fabini ein gern gesehener, häufiger Gast und eine Auslese von Briefen wird am deutlichsten darlegen, wie sehr Fabini nun auch diesem Vorgesetzten beruflich und menschlich nahegerückt war, auch später, als der Fürst Armeeeinspektor war.

Sárospatak, den 26. November 1898.

Mein sehr geehrter Freund!

Wir sind während einer sehr langen Reihe von Jahren für dieselbe Sache in dem gleichen Berufe in Tätigkeit gewesen, ohne einander zu begegnen.

Erst später sind wir uns nähergekommen und brauche ich Dir nicht zu wiederholen, welch großen Wert ich ebenso wohl in militärisch-soldatischer, wie persönlicher Beziehung auf diesen Verkehr lege.

Ich hatte die Absicht zu Deinem Ehrentage nach Kaschau zu kommen, wäre sehr gerne in der Mitte Deiner Generale und Offiziere gewesen, um mich ihren Glückwünschen anzu-

schließen. Da ich aber in diesen Tagen nach Wien verreisen muß, so bitte ich Dich den Herrn zu sagen, daß es mir wirklich ein Opfer ist, mir diese Freude zu versagen.

Ich weiß, daß alle Deine Untergebenen Dich hoch verehren und ist es mir ein neuer Beweis für die tüchtige Grundlage an wahrhaft soldatischem Geiste, der noch in unserem Heere zu finden ist, daß Dein Wirken und Dein persönliches Wesen in kürzester Zeit so gesunde Früchte getragen hat.

Unserer beiden langes Soldatenleben hat uns durch manche wechselvollen Erfahrungen geführt. Danken wir es dem alten österreichischen Geiste, daß das Wahre noch immer wahr, das Gute und Rechte sich noch immer gleich geblieben.

Zu Weihnachten erwarten wir jedenfalls FZM. Fischer¹ und hoffentlich auch Fischer-Colbrie,² gleich nachher Uexküll und Böhneisen,³ wir bitten Dich sehr für den 24. zu kommen.

Meine Frau, von der Du weißt, daß sie den größten Anteil an allem Dich betreffenden nimmt, trägt mir ihre besten Grüße auf und ich erlaube mir darauf zu rechnen, daß wir das Stück Weg, welches zu gehen uns noch bestimmt sein mag, in gleichen Gesinnungen zueinander hinterlegen werden, wie das letzte Jahrzehnt.

In aufrichtiger und treuen Ergebenheit

Ludwig Windisch-Graetz, G. d. K.

Und später:

„... der eigentliche Zweck dieses Schreibens ist indessen die sehr ernste Bitte, Deinen Katarrh zu schonen und bei diesen fortgesetzten Rekruteninspektionen nicht eine ernste

¹ Der Nachfolger des G. d. K. Freiherr von Bechtoldsheim auf dem Posten des „Stellvertreters“ des Korpskommandanten.

² Der Korps-Generalstabschef des Fürsten.

³ Hochgestellte Generale.

Entzündungskrankheit oder einen langwierigen Husten zu aquirieren, mit dem in unserem Alter nicht zu spaßen ist.

Glaube mir, Du erweist dem Dienste einen größeren Gefallen, wenn Du Dich für die Sommerarbeit frisch erhältst, als wenn Du Deinem Körper jetzt Anforderungen stellst, dem wir, wenn wir im Alter unwohl sind, nicht mehr gewachsen sind.“

Endlich bei der Ankündigung einer Inspizierung der Truppen des Prager Korps:

„... um vor allem auch den Prager Kommandierenden ernstlich anzuhalten, daß er sich nicht überanstrengen, sich schonen und erhalten soll.“

Einen interessanten Rückblick auf das Jahr 1866 gewährt der Briefwechsel mit einem einstigen Bataillonskameraden, Wilhelm von Röder, der als Badenser nach diesem Kriege aus dem österreichischen in den deutschen Heeresdienst übertrat. Im ersteren stand er bis 1854 beim 5. Feldjägerbataillon, wurde dann Brigadeadjutant bei Generalmajor Herdy, machte die Feldzüge 1859 und 1866 als Generalstabshauptmann, den deutsch-französischen Krieg aber bereits auf deutscher Seite als Kompagnie- und Bat.-Kommandeur mit, war später Chef des Generalstabes eines Armeekorps, Brigadier in Karlsruhe, Divisionär in Stettin, trat 1901 als General der Infanterie in den Ruhestand, den er auf seiner Besitzung zu Freiburg im Breisgau verlebte. Der im Zusammenhange mit dem Besuche des deutschen Kronprinzen in Wien in den Tageblättern genannte Name des FZM. Fabini als Ehrenkavalier gab Röder die Veranlassung, nach fast 40 jähriger Trennung die Beziehungen wieder aufzunehmen. Ueber die Ursache des seinerzeitigen Uebertrittes in das deutsche Heer schreibt Röder:

...„daß meine Erfahrungen 1866 in Böhmen so bitter waren, ich sozusagen Ehre und Reputation riskieren mußte, um der Sache zu dienen und davon wenig Dank erntete, so daß ich in's Innerste erschüttert, mit gebleichten Haaren aus dem Feldzuge kam. Als nun die deutsche Presse in Oesterreich uns Reichsdeutsche noch beschimpfte als Drohnen, die den Oesterreichern die Butter vom Brote nehmen, — da war das Maß voll! Ich nahm den Abschied und fand in Baden eben den Umschwung in Kraft getreten und eine gute Aufnahme.“¹

Fabinis Beziehungen zur Heimat

Gelegentlich der Hervorhebung der Feier des 50 jährigen Dienstjubiläums im Jahre 1898 wurde bereits der Aufmerksamkeit und Ehrung gedacht, die Mediasch als Vaterstadt Fabini erwiesen. Die Beziehungen fanden ihre Fortsetzung, wenn es sich um wichtige städtische Fragen handelte, die eine Fürsprache bei den Zentralstellen erwünscht machte; so bei der Wahl des Ortes für die Errichtung einer Militär-Unterrealschule, des Baues einer Eisenbahn von Mediasch nach Marosvásárhely usw. Die vorliegenden Briefe des Reichskriegsministers wie des Kommandierenden Generals in Hermannstadt geben Anhaltspunkte, welche Schwierigkeiten der Erfüllung dieser Wünsche entgegenstanden.

¹ Einen ähnlichen Weg sind damals viele Offiziere reichsdeutscher Herkunft aus ähnlichen Motiven gegangen. Sie gehörten zu den Besten des alten Heeres, wie jene, die ihm erhalten blieben. Die Armee zählte unter letzteren manche hervorragende, tüchtige Männer, die es zu den höchsten Stellen gebracht haben. Es seien nur die Namen General der Kavallerie Graf Edelsheim-Gyulay, Graf Friedrich Beck, Freiherr von König, Bechtoldsheim, Fischer, Uerküll, Bothmer, Wersebe usw., usw. genannt.

Nicht weniger nahe stand Fabini auch die Stadt Schäßburg, der er bei Eröffnung des Internates, des sogenannten Albertshauses, endlich zur Errichtung eines Denksteines an den Absolventen des Gymnasiums, den berühmten Heerführer aus den Napoleonischen Kriegen, General der Kavallerie Michael Freiherr von Melas, namhafte Geldspenden widmete.

Mit Bischof D. Dr. Georg Daniel Deutsch, der während der Gymnasialstudien in Schäßburg in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Fabinis Lehrer, und im Sturmjahre 1848 in der Bürgerwehr sein erster Hauptmann war, bestand — wie schon früher erwähnt — ein inniger Kontakt, dessen Wesen, Art, Verehrung und Anhänglichkeit einige getauschte Briefe besser als alle Worte darlegen werden. Als Deutsch im Jahre 1867 zum Bischof der evang. Landeskirche gewählt wurde, schrieb Fabini seinem Vater, wie sehr er sich über diese Wahl freue, daß Deutsch aber seiner Meinung nach doch den Beruf verfehlt habe, denn er wäre auch ein ebensoguter Feldmarschalleutnant geworden. Damit sollte natürlich ausgedrückt sein, wie hoch er die geistige Kapazität, aber auch die militärische Veranlagung dieses streitbaren Kirchenfürsten einschätzte, der in sein allumfassendes Wissen, — nicht etwa vielleicht deshalb, weil er zwei seiner Söhne dem Offiziersberufe zugeführt hatte, — auch eine genaue Kenntniss militärischer Fragen eingeschlossen hatte. Er war ein eifriger Leser der bekannten Böbell'schen militärischen Jahresberichte, hatte auch nach eigenem Geständnis schon von Jugend an eine große Vorliebe für den Soldatenberuf und von sich selbst einmal gesagt: „ich hätte einen guten General abgegeben.“

Von Bischof D. Deutsch anlässlich der Beförderung Fabinis zum Major im Generalstabe:

Hic dies vere mihi festus
 Virtus repulsae nescia sordidae
 Intaminatis fulget honoribus,
 Nec ponit aut sumit secures
 Arbitrio popularis aurae.

Virtus recludens immeritis mori
 caelum negata tentat iter via,
 Coetusque volgares & udam
 Spernit humum fugiente penna.

Horaz.

Hisce

Ludovico Fabini

viro

doctissimo fortissimo
 omnibus bonis aestumatissimo
 inclyti exercitus caesareo regii
 summo excubiarum praefecto
 fausta quoque precatur.

Dabam Cibinii XXX. Oct.

MDCCCLXXV.

Dr. G. D. Teutsch

Episcopus ecl. per Trans.
 evang. A. C. a.

Geehrtester Freund!

Eben lese ich in der Zeitung Ihre Beförderung zum
 Oberstleutnant und rufe, freudig überrascht, mit dem alten
 römischen Sänger auctius atque

Di melius fecere, bene est!

Wie würde sich der treffliche Vater gefreut haben, hätte
 er den Tag gesehen!

Mir aber gestatten Sie den Ausdruck herzlichster Teilnahme und ein frohes vive valeque!

In freundschaftlicher Hochachtung Ihr ergebener

Dr. G. D. Teutsch.

Hermannstadt, 29. April 1877.

Offenbar verhindert durch die Vorarbeiten und die Durchführung der Okkupation von Bosnien und der Herzegowina schreibt Fabini an Bischof D. Teutsch:

„Euer Hochwürden! Es bleibt immer etwas Mißliches, auf begangene Unterlassungen zurückzugreifen, aber geradezu mutlos ist es, den Versuch — sie wettzumachen — einfach nicht zu wagen.

In diesem eigentümlichen Verhältnisse befinde ich mich merkwürdigerweise Euer Hochwürden gegenüber.

Sie waren so außerordentlich gütig, mir zum Oberstleutnants-Advancement Grüße und Wünsche und später die Denkrede auf meinen unvergeßlichen Vater zu senden; in jenen erkannte ich das alte aufmunternde Wohlwollen meines hochverehrten Gönners, — in dieser rührende Teilnahme an dem Verluste meines Teuersten auf Erden. Für Beide blieb ich aber, ohne zu wissen, — wieso es kommen konnte, meinen tiefstempfundenen Dank schuldig. Drum lege ich ihn nachträglich in unverändert innigster Wärme hier nieder mit der ergebensten Bitte, denselben in einsichtsvoller Beurteilung meines Fehlers nicht zurückweisen zu wollen.

Aus der bosnischen Kampagne habe ich mir erlaubt, vom Hinterladsystem „Winchester“, dessen Wirksamkeit die Mohammedaner uns wiederholt empfinden ließen, ein Repeatingewehr an Euer Hochwürden, meinen gewesenen ersten Hauptmann, heute der Post zu übergeben — und bitte hiemit, es als ein winziges Zeichen meiner treuesten Ergeben-

heit und aufrichtigen Anhänglichkeit anzusehen und freundlichst anzunehmen.

Mit der Versicherung unbegrenzter Verehrung zeichne ich usw. Fabini, Oberstleutnant.

Prag, am 6. Jänner 1879.

Viro fortissimo, comilitoni,
amico salutem plurimam!

„Pfingsten, das liebevolle Fest“ steht vor der Türe, es bringt mir den freundlichen Gruß in Erinnerung, mit dem Sie mich zu Anfang des Jahres gar sehr erfreuten. Empfangen Sie dafür und für die demselben angefügte Kriegsgabe meinen lebhaften Dank. Sie hat allerlei Gedanken in meiner Seele wachgerufen, darunter nicht in letzter Reihe den, daß der kaiserliche Doppeladler, den jetzt in unseren Bergen so viele finster und grollend ansehen, wie wohl er uns einst die Befreiung vom türkischen Joch gebracht — so wie jetzt dem Gelände an der Bosna — doch in seinem Flug zu den Höhen des Rechtes und der Kultur von keiner Selbstsucht und Verblendung auf die Dauer wird gehindert werden können.

Gott erhalte auch Sie in der erfolgreichen berufsfreudigen edlen Arbeit dafür!

Gefegnete Feiertage!

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr ergebenster

Dr. G. D. Deutsch.

Hermannstadt, 31. Mai 1879.

Zur Feier des 70. Geburtstages des Bischof Deutsch schreibt Fabini:

Hochwürdigster Herr!

Leider erfahre ich erst heute durch meinen Bruder von dem erhebenden Fest, in welchem das sächsische Volk seinen unvergleichlichen Bischof und in ihm sich selbst zu ehren verstanden hat. Ich kann mir lebhaft vergegenwärtigen, wie Sinn und Herz dieses wackeren Völkchens gewetteifert haben werden, um sich mindestens eines Theiles der niemals ganz abtragbaren Dankes- und Liebesschuld an den zielbewußten Führer zu entledigen, der wie keiner vor ihm einschneidende herrliche Schaffenskraft in unermüdlicher Ausdauer betätigte.

Seit mehr als vierzig Jahren blicke ich zu Ihnen, hochwürdigster Herr, in Bewunderung und Verehrung auf, und erscheine ich trotzdem diesmal später als alle anderen vor Ihnen, so kann ich doch niemand den Vorrang in tieferer Empfindung der aufrichtigsten Glückwünsche zu Ihrem vollendeten siebenzigsten Lebensjahr einräumen. Mit aller Herzenswärme bitte ich Sie, dieselben auch von mir entgegenzunehmen und auch den weiteren Wunsch gütigst zu gestatten, daß Ihr Lebensabend noch weit hinausgerückt bleiben und Ihre segensreiche Wirksamkeit noch lange vollwalten möge zur Wohlfahrt, zum Ruhme unseres Volkes, dem Sie Ihr bisheriges Leben geweiht.

In innigster Hochachtung und Anhänglichkeit Ihr dankbar ergebener
Fabini Sm.

Prag, am 21. Dezember 1887.

Auch mit Franz Obert, zuletzt Stadtpfarrer in Kronstadt, stand Fabini zeitweise im Briefwechsel, der die besondere Verehrung widerspiegelt, die Obert für Fabini empfand und der er bei gewissen Anlässen in schwungvoller Weise Ausdruck verlieh.

Endlich sei der Brief eines seiner besten Kameraden und Freunde der Vergessenheit entzogen, des durch seine geradezu klassische Knappheit und Treffsicherheit in Wort und Schrift armeebekannten, hochverdienten Generals und späteren Armeeinspektors, des FZM. Anton Galgózy, eines Szeklers von Abstammung, den dieser als Kommandant des X. Korps in Przemysl vor seiner Vermählung an Fabini richtete.

Lieber Landsmann!

Ich nehme eine Frau. Die Trauung ist gegen Ende Jänner in Wien. Dich und Merta möchte ich zu Zeugen nehmen. Hast Du Zeit und Willen dazu?

Geschenke werden dankbarst abgelehnt.

Bermeidung überflüssigen Geredes ist erwünscht.

Nach eingelangter Antwort erfolgt weitere Mitteilung.

Umärmelung und Gruß von Deinem alten Freund

Galgózy.

Przemysl, am 9. Jänner 1895.

Fabini blieb unverehelicht. Seine einfache und bescheidene Lebensweise erlaubte es ihm, vom Zeitpunkte seiner Ernennung zum Generalstabsoffizier ohne Beihilfe aus dem elterlichen Haus zu leben, aber auch frühzeitig einige Ersparnisse zu machen. Schon als Oberst war er in der Lage, seine Hilfsbereitschaft und seinen Edelmut zu betätigen und die bedrückte Lage armer Verwandten zu mildern. Zeitweise Urlaube im Elternhause, und nach dem Tode des Vaters bei seiner im Hause ihres ältesten Sohnes Johann Pfarrer in Bogeschdorf und später in Pretai, lebenden Mutter, an der er mit großer Zärtlichkeit hing, erhielten die Beziehungen zu der großen Familie aufrecht. Manchem seiner Verwandten, ja, auch über diesen Kreis hinaus, hat

er den Besuch einer ausländischen Hochschule ermöglicht, und wo Not herrschte, unverdrossen und reichlich geholfen, ohne je auf Ersatz Wert zu legen.

Dem seinen Namen führenden Infanterie-Regimente Nr. 102 widmete er eine Stiftung zur Unterstützung hilfsbedürftiger Offiziere.

Nach dem Tode der Mutter übernahm er das elterliche einstöckige Wohnhaus auf dem Mediascher Marktplatz, das die Eltern erbauen ließen. Die letztwillige Verfügung des Vaters enthielt u. a. auch die Bestimmung, daß dieses Objekt in das Eigentum seiner beiden jüngsten Söhne Gustav und Heinrich übergehen solle, jedoch mit dem ausdrücklichen Wunsche, für alle Zeiten im Eigentume der Familie Fabini zu verbleiben.

Da die Erben diesem Wunsche nicht nachzukommen vermochten, übernahm der FZM. — damals Oberst — das Haus. Er schuf testamentarisch eine Art Familien-Fideikommiss. Das Haus hatte nach seinem Tode in den Besitz seines damals ältesten Bruders Johann, Pfarrer in Pretai, überzugehen und für alle Zeiten dem jeweiligen Nachkommen des ältesten Sohnes in diesem Familienzweige zuzufallen. Stirbt dieser Zweig in der männlichen Nachfolge aus oder hält er diese Verfügung des Testamentes nicht ein, hat das Erbe auf den Zweig des nächstältesten Sohnes Johann überzugehen usw. Und wenn diese Testamentsbestimmungen nicht mehr eingehalten werden können, hat das Haus der evang. Kirchengemeinde in Mediasch zuzufallen.

Die von Fabini gemachten Geschenke zeugten von großer Freigebigkeit und feinstem seelischen Empfinden. In seiner Stellung als Korpskommandant übte er die Pflicht der Repräsentation in vollendetem Maße aus. Auf die Erhaltung und Kräftigung seiner Gesundheit war er allemal sorgfältig bedacht und scheute keine finanziellen Opfer.

Klimatische- und Badekuren, aber auch Vergnügungsreisen waren nach der Manöverperiode alljährliche Erscheinungen. Ueber minderjährige Waisen von guten Freunden und Kameraden übernahm er stets bereitwilligst die Vormundschaft, so über die Söhne seines ersten Generalstabschefs in Prag, des späteren F.Mt. Ritter von Zsch und seines Bataillonskameraden und Mitkämpfers Oberstleutnant August Matthiae. Gar manchen alten Invaliden hat er von drückender Not befreit, für manche Persönlichkeit in wichtigen Lebensfragen seine einflussreiche Stellung als Fürsprecher walten lassen und derart die ihm von seiner seelensguten Mutter beispielgebend eingeimpfte Lehre: sei edel, hilfreich und gut! mit seinem warmen, voll wahrer Humanität erfüllten Herzen in schönster Weise in die Tat umgesetzt.

Und trotz alledem hinterließ er bei seinem Tode ein nicht geringes Barvermögen seinen Geschwistern oder deren Nachkommen ohne irgendwelche beschränkende oder bevorzugenden letztwilligen Anordnungen.

So sehr der F.M. die durch die Berufspflichten gebotene rücksichtslose physische Inanspruchnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte mit zeitweisen Erholungskuren und Pausen zu kompensieren suchte, das zunehmende Alter trat doch einmal in seine Rechte. Aus einem hartnäckigen chronischen Bronchialkatarrh entwickelte sich im Laufe der letzten Jahre ein asthmatisches Leiden. Er war nun vor die Frage gestellt, die er 30 Jahre früher an seinen Vater aus ähnlichen Erwägungen heraus gerichtet hatte. Der Vater stand, damals schon 76 Jahre alt, im Stadtpfarramte zu Mediasch; aber in unverminderter Pflichttreue übte er seine pfarrämtlichen Funktionen, die üblichen Sonntagspredigten in der im Winter eiskalten Kirche aus, wobei er sich fast regelmäßig eine Erkältung zuzog. Der Sohn legt ihm dringendst die Zurücklegung des Pfarramtes nahe: „auch

wir brauchen Deiner noch lange, damit wir an Dir, dem lebendigen Vorbilde, immer mehr und mehr die wahren Tugenden absehen und in uns zu befestigen lernen, in der Ehrenhaftigkeit, in der Gesinnung und in der Berufstreue.“ — Und in demselben Jahre schreibt er in dem Weihnachtsbriefe den Eltern: „Denn an meinem Weihnachtsbaume seid Ihr die glänzenden Flammen, die mein Leben erleuchten, erwärmen und mit einem wundervollen Zauber umgeben, der mich in der Rolle des Kindes forterhält, mich kindlich fühlen, mich kindlich danken läßt. So bitte ich Euch denn auch heute: nehmt diesen Dank in derselben liebevollen Weise meinen Lippen ab, wie damals, als Ihr sie das Danken zum ersten Male lehrtet.“ — Der Vater schied aber erst vier Jahre später, nach Vollendung des 80. Lebensjahres, reichlich spät für die Familienangehörigen, aber auch für den schon längst ungeduldig gewordenen Anhang seines Nachfolgers, um dann zwei Jahre später der ewigen Ruhe theilhaftig zu werden.

Ist es nicht eigenartig symptomatisch für das Alter, daß auch der Sohn, dessen Anschauungen über einen nicht zu spät hinausgeschobenen endgültigen Rücktritt vom Arbeitsfelde wir eben in überzeugendster Weise erfahren haben, sich auch so schwer zur Ruhe entschließen konnte. Und auch ihn erlöste der Tod kaum zweieinhalb Jahre später von den Beschwerden des Alters.

Es war etwa um die Jahrhundertwende, als ich, damals in Dienstleistung in der Militärkanzlei des Kaisers stehend, gelegentlich eines Aufenthaltes des Onkels in Wien bei der Klage über die Hartnäckigkeit seines Bronchialleidens und in Kenntnis der Tatsache, daß er kurz vorher bei einem Übungsmarsche der Truppen der Garnison Prag bei scheußlichem Wetter stundenlang im Sattel gesessen, ihm größere Schonung und den Gedanken an seinen Rücktritt nahelegte. „Ich habe

daran schon früher gedacht, aber man hat mich nicht gehen lassen. Jetzt darf ich daran nicht denken, denn ein Korpskommandant braucht annähernd 5 Jahre, bis er sein Korps so herrichten kann, wie er es haben möchte." Im Anfange des Jahres 1903 war ich im Allerhöchsten Gefolge des Kaisers bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Budapest. Beim üblichen Cercle nach einem Hofdiner stellte der Kaiser an mich die Frage: „Wie geht es ihrem Herrn Onkel, der ist ja schon sehr alt?“ „Jawohl, Eure Majestät, ich habe ihm das auch gesagt, aber die — vorhin erwähnte — Antwort darauf erhalten.“ Der Kaiser nickte daraufhin wiederholt in der ihm eigenen unsagbaren Güte und ging weiter. Ich war mir dessen bewußt, daß ich den Onkel schwer belasten würde, wenn ich ihm über die kaiserliche Frage auch nur eine Andeutung machen würde. So, wie er erfüllt war von idealer Lebensauffassung und von den Pflichten des Berufes, wollte ich ihn mir bis zum selbstgewählten Rücktritte zufrieden erhalten wissen und als getreuesten dankbaren Diener seines kaiserlichen Herrn in dessen ungetrübter reichlicher Gnade sein tatenreiches Leben einst beschließen sehen. Dies ist mir auch gelungen. Niemals ist — wie man es bei Pensionierten nicht selten findet — ein Wort der Zurücksetzung, Kränkung oder Klage über seine Lippen gekommen.

Ruhestand und Tod 1904—1906

Es wurde schon erwähnt, daß Fabini in vorgerückten Lebensjahren sich alljährlich, aber nur zur Zeit der Waffenruhe, eine Atempause zur Ruhe und Erholung gönnte. Wiederholt besuchte er Gastein, einmal auch Wörishofen und Norderney. Als sein Bronchialleiden chronischen Charakter angenommen hatte, Reichenhall, Meran, Lussinpicolo, Abazzia, Niva. Alle diese Kuren brachten aber nur vorübergehende Besserung. Und als der Zeitpunkt gekommen war,

bat er Anfang 1904, 73 einhalb Jahre alt, um seine Ver-
setzung in den Ruhestand. Ich wurde brieflich ersucht, ihm
zum persönlichen Vortrag seiner Bitte eine Audienz beim
Kaiser zu erwirken. Der Kaiser weilte damals in Jschl und
nahm seinen Entschluß, gütig wie er zu Fabini immer war,
mit Bedauern zur Kenntnis. Dem damaligen Kriegsminister
Pitreich kam dieser Entschluß erst nachher zur Kenntnis
und insoweit verfrüht, als der für Fabini in Aussicht ge-
nommene Nachfolger, FMt. von Czibulka, (er war vor
17 Jahren auch der Nachfolger Fabinis auf dem Posten des
Korps Generalstabschef in Prag) erst einige Wochen später
verfügbar wurde. So erlitt denn die Vorlage des Rücktritt-
gesuches eine Verspätung bis 12. März, worauf mit Aller-
höchstem Handschreiben vom 23. März unter Verleihung des
Großkreuzes des Leopold-Ordens und unter Anerkennung
der in fünf Feldzügen und in mehr als fünfzigjähriger höchst
ehrentoller hervorragender Dienstleistung die Uebernahme
in den wohlverdienten Ruhestand erfolgte. (Domizil Wien).

Mir wurde der hohe Auftrag zuteil, dem Onkel das
Allerhöchste Handschreiben und die Ordensinsignien per-
sönlich zu überreichen. In Prag fand ich alles in Abschieds-
stimmung. Am vorhergegangenen Abend hatte im Hotel
zum Blauen Stern ein Abschiedsbankett stattgefunden, zu
dem alle auswärtigen Generale und Truppenkommandanten
sich eingefunden hatten. Die hierbei, wie bei der offiziellen
Abschiedsaufwartung des Offizierskorps des 8. Korps und
der 21. Landwehrdivision gehaltenen Reden, sowie der
Abschiedsbefehl offenbarten die große Gefühlswelt und die
Schwere der Trennung beim Scheidenden. Bei der Abreise
von Prag stand auf dem Bahnhofe die Ehrenkompagnie
und das Offizierskorps zum Abschiede versammelt und dieser
Vorgang wiederholte sich in allen Garnisonen des Korps-
bereiches, die der Eisenbahnzug auf der Fahrt nach Wien

passierte. Ueberall die gleiche Liebe und vertrauensvolle Anhänglichkeit und Verehrung zum scheidenden Korpsführer, — ein Abschiednehmen, wie es ergreifender und herzlicher nur wenigen Großen beschieden gewesen sein mag.

Abschiedsrede gelegentlich der Abschiedsaufwartung der Vertreter
des 8. Korps

„Ich danke herzlichst dem Herrn FMt. ... dessen warmes Freundesgefühl in seinen Worten wohl sehr über meine Verdienstlichkeit hinausging. Herzlichen Dank allen Herren, die erschienen sind, damit ich ihnen a Dieu sagen kann. Seine Excellenz war auch so freundlich, meiner Vergangenheit zu gedenken, und hieran will ich anknüpfen und kurz erwähnen: Ich habe den Daseinskampf immer unverdrossen, niemals mutlos geführt und bin von dem Endergebnis geradezu beglückt. An Gefahren in den verschiedensten Formen, an Hindernissen, Schwierigkeiten und Frictionen aller Art hat es nicht gefehlt. Ueber alles aber leitete mich ein dreifacher Schutz hilfreich hinweg: Ich preise den allmächtigen, ewigen Gott, der mir dauernde widerstandskräftige Gesundheit bis in die letzte Zeit schenkte; Unbegrenzten untertänigsten Dank schulde ich dem Allhöchsten Kriegsherrn, der meine bescheidenen Leistungen immer anzuerkennen und mich mit Gnaden auch diesmal in überreichem Maße zu bedenken geruhte; — Den dritten mächtigen Schutz zuerkenne ich dankerfüllt der Armee in ihrer beschirmenden Kameradschaft. Freundlich nahm sie mich in ihre Reihen auf, sie verfolgte meine Bestrebungen mit immer größerem Wohlwollen; neidlos sah sie mein allmähliches Emporklimmen bis zum Betreten der oberen Stufen in unserer Hierarchie.

Und jetzt, wo die Natur mir Einhalt und Ruhe gebietet, mich von dem gewohnten Vergnügen der Berufsarbeit auf

die Freude der Erinnerung beschränkt, jetzt ist es auch wieder das noble, unsere Armee besonders auszeichnende Kameradschaftsgefühl, das Sie, meine Herren, hier zusammengeführt, um mir Ihre Zuneigung und treuherzige Anteilnahme zu bezeugen.

Ich danke Ihnen aus ganzer Seele für diese Empfindungsäußerung; ich will sie mit mir nehmen als verheißendes Merkmal für die Erfüllung meines lebhaften Wunsches, daß mir im Korpsbereiche ein freundliches Andenken erhalten bleibe. — Schwer trenne ich mich, und der harte Abschied möge ihnen allen sagen, wie sehr ich den Wert und das Glück, an Ihre Spitze gestellt gewesen zu sein, seit Anbeginn gewürdigt und geschätzt habe.

Ich sage Ihnen Allen herzlichst a Dieu, entbiete den Abwesenden treuen Soldatengruß und richte an Alle die dringende Bitte, in gewohnter Weise, in bewährtem traditionellen Geiste fortzuarbeiten zur Ehre unseres Standes und als Vorbedingung künftiger kriegerischer Ruhmestaten.“

Abschiedsrede an die Vertreter der 21. Landwehrdivision

„Weit entfernt, meine Verdienstlichkeit, nach dem eben gehörten schmeichelhaften Grade zu bemessen und nur zu sehr meiner Mangelhaftigkeit bewußt, danke ich um so inniger für die mir ausgesprochene warme Teilnahme. Ich bin überhaupt heute der allein dankschuldende Teil. Ich danke den Herren Brigadieren und den Herren Truppenkommandanten für die jederzeit entgegenkommende Unterstützung und für die Tüchtigkeit ihrer Leistungen auf jedem Gebiete des weitverzweigten Dienstes. Ich danke den Herren Stabsoffizieren, Hauptleuten und Subalternoffizieren — jedem nach dem Grade seiner Stellung — für den hingebenden Eifer in treuer Pflichterfüllung. Allen Herren danke ich gleichmäßig

für die Beweise von Anhänglichkeit und freundschaftlicher Gesinnung.

Das Loslösen aus an's Herz gewachsenen Verhältnissen bleibt, das empfinde ich jetzt wieder, nicht ohne Bitterkeit, und der Versuch, sie zu verwinden, wird mir schwer genug.

Wie man aber bei uns nicht auseinander zu gehen pflegt, ohne sein Inneres auch über dasjenige zu erschließen, was die Wohlfahrt des ganzen Standes berührt, so drängt es mich kurz zu erinnern, daß wir das überkommene Erbe unserer Vorfahren, auf deren Schultern wir emporgewachsen sind, als ehrliche Soldaten zu verwalten und in seiner vollsten Reinheit zu erhalten haben, daß wir daher bemüht sein müssen, der mehr und mehr sich breitmachenden Neigung zum Realismus unzugänglich zu bleiben und immer höher in der idealen geistigen Auffassung unseres herrlichen Berufes vorzudringen. Denn kommt es zum blutigen Ringen, so sind es nicht Güter der Erde, — das Heiligste schützen wir mit unserem Schwerte —. Dazu bedarf es moralischer Spannkraft, bedarf es wahrer Ritterlichkeit im Denken, Fühlen und Tun, und dazu verhilft dem Offizier der Soldaten = Enthusiasmus.

Der sehnlichste Wunsch, daß dieses Gedankenbild Ihnen zeitweise vorschwebe und mitunter schwere Stunden mühseliger Dienstarbeit erleichtere, in Frohmut verwandeln möge, sei mein Abschiedsangebinde. — und damit empfehle ich mich Ihnen Allen und bitte um ein freundliches kameradschaftliches Gedenken."

Abschied im Korps- und Landwehrkommando-Befehl

„Am morgigen Tage trete ich vom Posten des Korpskommandanten und Kommandierenden Generals in Prag zurück, vollbefriedigt in der Erkenntnis, daß die mir unterstellten Truppen, Behörden und Anstalten des Heeres und

der Landwehr nach Geist, Disziplin, Haltung und Ausbildung in vortrefflicher Verfassung sind und uneingeschränktes Lob verdienen.

Durch 5 Jahre Zeuge Ihrer ernstestn Berufsarbeit, danke ich den Herren Generalen, Truppenkommandanten und Amtsvorständen für ihre entgegenkommende tatkräftige Unterstützung und für die gewissenhafte Objsorge um das moralische, geistige und materielle Wohl des Soldaten. Ich danke den Herren Stabs- und Oberoffizieren, gleichwie den Herren Militärbeamten für ihren erfolgreichen Eifer in treuer Pflichterfüllung und für den frischen Zug im Streben auf militärfortschrittlichem Gebiete, danke ich den Unteroffizieren und der gesamten Mannschaft für die rühmliche Ausdauer, Unverdroffenheit und Hingebung im Dienste.

Allen danke ich für die kameradschaftliche Gesinnung, für die Beweise von Vertrauen, Anhänglichkeit und Ergebenheit — und nicht zuletzt für die vielen Freuden, die mir die Leistungsfähigkeit des 8. Korps und der 21. Landwehrdivision bereitet hat. Ihnen gelten meine besten Wünsche für die Zukunft und ihrem Geschicke werde ich mit innigster Theilnahme bis an das Ende meiner Tage folgen.

Aus tiefergriffenem Herzen sage ich Ihnen Lebewohl und empfehle mich der freundlichen Erinnerung Aller."

Rede beim Abschiedsbankett der Prager Garnison

„Nach der überaus freundlichen Theilnahme, die mir in den jüngsten Tagen entgegengebracht wurde, nach den mich so sehr auszeichnenden, gewiß nur zu sehr und zu weit über die geringfügige Verdienstlichkeit meines bescheidenen Wirkens wie des sonstigen Wesens meiner schwachen Persönlichkeit hinausgehenden Worte, wo soll ich da hernehmen das Vermögen, das mir verhandle zu würdiger Sprache der Erkenntlichkeit, wie ich sie tief und wahr empfinde. Verbindlichst

danke ich Euer Excellenz für die Güte und Nachsicht, die Sie in so reichem Maße in die mir gezollte Anerkennung hineinlegten. Aus dem Grunde meines Herzens danke ich Ihnen allen, meine Herren, für den Sinn biederer Kameradschaft, deren Wert Sie hier mich doppelt schätzen gelehrt haben.

Fürwahr, nicht leicht wird mir der Abschied aus so lieb gewordenen Verhältnissen, kennzeichnet er doch zugleich den Schluß eines Abschnittes meines Lebens. Allein beruhigend wirkt auf mich anderseits der Gedanke, daß von einer wirklichen Trennung füglich nicht die Rede sein kann. Denn uns alle umschließt auch fürderhin ein festes Band, ein Band so zart und kostbar zugleich, das als das glänzendste Geschmeide aus dem Diadem unseres Kriegsherrn hervorblüht. Und dieses Band, meine Herren, es ist der militärische Geist. Zeit und Raum kennt er nicht, und Schäden sind ihm fremd. Ueberall, wohin wir uns auch wenden mögen, weht er uns kräftig und machtvoll entgegen, zu gemeinsamem Streben uns anspornend, treu bis zum Grabe uns einigend.

Ihm denn gilt mein Abschiedstrunk, unserem altbewährten Soldatengeist. Hoch!"

In Wien bezog Fabini eine freundliche Wohnung im Stadtbezirke Wieden, die er sich einfach aber behaglich eingerichtet hatte. Dort verbrachte er die Herbst- und Wintermonate, betreut von einem treuen Diener und in den wenigen Wochen unseres Beisammenseins auch von meiner Familie. Das Mittagessen nahm er in einem kleinen Freundeskreise im nahegelegenen Hotel Viktoria, die Abende verbrachte er meistens zu Hause. Den Besuch von Theater, Konzerten oder sonstigen größeren Menschenansammlungen verwehrte ihm sein asthmatisches Leiden, das er durch Spezialkuren vergeblich zu beseitigen sich bemühte. Die Zeit kürzten

häufige Besuche seiner zahlreichen Verehrer und Freunde oder leichte Lektüre. Für die ihm einst so vertraute geistige Beschäftigung schien aber die erforderliche geistige Spannkraft abhanden gekommen zu sein. Beim Einzuge milderer Witterung verließ er Wien und suchte in Kurorten Erholung und Erfrischung. Während seiner letzten zwei Lebensjahre stand ich in Truppendienstleistung beim oberösterreichischen Infanterieregimente Großherzog von Hessen Nr. 14 in Innsbruck, allwo der FZM. dann im Hochsommer und Herbst im nahegelegenen Luftkurorte Igls einige Monate verbrachte und mir Gelegenheit zu mancher vertraulichen Aussprache gab. Im Jahre 1905 besserte sich sein Befinden nach einer lakto-vegetabilischen Kur in der damals bestbekanntesten Anstalt des Dr. v. Hartungen in Niva während seines ersten Aufenthaltes in Igls in auffallender Weise. Der dauernde Aufenthalt in der herrlichen Gebirgsluft, die fast täglichen Schwimmbäder im nahen Lanzer See und sympathischer gesellschaftlicher Anschluß mögen all' dies gefördert haben. Wir hofften schon über dem Berge zu sein, als eine scheinbare Erkältung bei einem Freibade einen gefährlichen Rückschlag brachte, von dem er sich nie mehr erholen sollte. Schlechter denn je, verließ er Mitte September Igls und verbrachte in Wien einen qualvollen Winter. Die brieflichen Ordinationen von Dr. Hartungen mit homöopathischen Mitteln brachte keinerlei Vinderung mehr, ebensowenig eine im späteren Frühjahr unternommene Kur in Wiesbaden und Roncegno. Schon schwer leidend bezog er seinen Sommeraufenthalt in Igls, wo er, nun auch schon etwas hilflos geworden, die Pflege seines herangezogenen Dieners in Anspruch nehmen mußte. In den Augusttagen waren die Atem- und Herzbeklemmungen nur mehr durch scharfe Mittel vorübergehend zu mildern und am 9. September 1906 entschlief er sanft für immer in meinen Armen.

Seinem einst geäußerten Wunsche gemäß sollte der Leichnam in heimatlicher Erde neben seinen Eltern auf dem Mediascher evang. Friedhofe bestattet werden. Die Aufnahme der Leiche geschah in der Kapelle des Innsbrucker Garnisonsspitals, von wo dann die feierliche Ueberführung auf den Bahnhof mit dem üblichen militärischen Zeremoniell einige Tage später stattfand. Zum Leichenbegängnisse entsandte der Kaiser als Allerhöchst seinen Vertreter den Flügeladjutanten Major Driancourt; den vorgeschriebenen Leichenfondukt kommandierte der Innsbrucker Korps- und Landesverteidigungskommandant General der Kavallerie Erzherzog Eugen, den Toten hiedurch außergewöhnlich ehrend. An Beileidsdepeschen wurden an mich u. a. gerichtet: Vom Generaladjutanten des Kaisers, General der Kavallerie Graf Paar im Allerhöchsten Auftrage: „Mit innigstem Bedauern vernehmen Se. Majestät die Trauerkunde von dem Ableben Sr. Excellenz des Feldzeugmeisters Ludwig Fabini, Euer Hochwohlgeboren nun zu Gott heimgegangenen Onkels und geruhen Allerhöchstdieselben Herrn Obersten allerhöchsteren wärmstes Beileid an diesem Verluste auszudrücken. Seine Majestät gedenken hiebei in aufrichtigster Erkenntlichkeit der langjährigen, im Frieden wie im Kriege vielfach ausgezeichneten verdienstreichen Dienstätigkeit des Verbliebenen, dem Allerhöchstdieselben stets eine ehrende Erinnerung weihen werden.“

Vom Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand: „Schmerzlich berührt von der Trauerkunde des Hinscheidens Ihres nun in Gott ruhenden hochverdienten Oheims spreche ich Ihnen und den übrigen Hinterbliebenen mein tiefstes und wärmstes Beileid aus.“

Kranzspenden wurden auf dem Sarge niedergelegt von: Erzherzog Franz Ferdinand, Erzherzog Eugen, Statthalter von Böhmen Graf Coudenhove, FMLt. Conrad, von dem

durch eine Abordnung vertretenen Offizierskorps des k. u. k. Infanterieregiments Nr. 102 seinem Inhaber, das 8. Korps dem unvergeßlichen Korpskommandanten, die 8. Artilleriebrigade, die Offizierskorps der k. u. k. Infanterieregimenter Nr. 11, 14, 91, des 1. Regiments der Tiroler Kaiserjäger und 28. Jägerbataillons, endlich die Generalstabsoffiziere des 14. Korps und Landesverteidigungskommandos in Innsbruck, nebst jenen der Familienzugehörigen.

Die Einfegung des Leichnams und die Weiherede hielt der Pfarrer Wehrenpfennig der ev. Kirchengemeinde A. B. in Innsbruck. Als der Sarg den Bahnhof erreichte und zur Ueberführung in den bereitstehenden Waggon hinterlegt wurde, gaben das Kaiserjägerbataillon und die Batterie die vorgeschriebenen Dechargen ab. Hiernach rollten die sterblichen Ueberreste unter dem Geleite des Dieners in die ferne Heimat.

In Mediasch wurde der Leichnam im eigenen Hause des Verbliebenen vor der endgültigen Beisegung auf dem evangelischen Friedhofe aufgebahrt. Trotzdem die militärische Ehrung des Heimgegangenen in Innsbruck schon stattgefunden hatte, fand über besondere Verfügung des Korpskommandanten und Kommandierenden Generals in Hermannstadt, General der Kavallerie Baron Gaudernak, die Beisegung auch hier unter militärischem Gepränge statt.

Als militärische Deputation waren aus Hermannstadt erschienen: Der Korpskommandant und Kommandierende General, General der Kavallerie von Gaudernak, FMLt. Laube, die Generalmajore Baron Kirchbach und B. Tarbuck sowie der Korpsgeneralstabschef Oberst Sarkotic; außerdem von nahestehender und verwandtschaftlicher Seite FMLt. Mangestius und Ministerialrat Fabiny mit seinem Sohne aus Budapest.

Unter riesiger Teilnahme der Bevölkerung setzte sich der Trauerzug von dem Hause des Verstorbenen mit der Musikkapelle des Infanterieregiments Nr. 2 und zwei Eskadronen Husaren in der üblichen Gliederung in Bewegung. Voraus die Mediascher Vereine und Korporationen, der eiserne Ritter, der mit Kränzen schwer beladene Wagen, das Trauerpferd usw. Dem Sarge folgten die Familienangehörigen, die Generale und Offiziere des im Orte stationierten Kaiserhusaren-Regiments, schließlich in langem Zuge die Bürgerschaft der Stadt.

In der Kirche empfing den Trauerzug von der Orgel-empore ein ergreifender Gesang des Schülerkorps, dann bestieg Stadtpfarrer Lehrer die Kanzel und hielt im Anschlusse an den Bibeltext 2 Timot. 1.¹² die Trauerrede: Er sprach von der sinnenden, energiebollen, sittlich abgeklärten Gestalt des großen Toten, der zu Lebzeiten im Räte der Krone geseßen, pries begeistert dessen Tugenden und sprach von dem Rüstzeug, das der Edle trug: den Schirm des Wissens, den Helm des Glaubens und das Schwert des Geistes. Andächtig lauschte die Gemeinde den beredten Worten, die von der Kanzel kamen.

Wieder setzte sich der Zug in der erwähnten Reihenfolge zum evang. Friedhose in Bewegung, woselbst Bürgermeister Theil dem Ehrenbürger einen würdigen Nachruf hielt und der einzige noch lebende Bruder des Verstorbenen, Pfarrer Fabini aus Heßeldorf, für das ehrenvolle Geleite dankte.

Während der Sarg in das Grab gesenkt wurde, sang der Mediascher Musikverein das Lied: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh“ ergreifend schön.

Den vielen Kranzspenden wurden nebst jenen der Familie noch solche des 12. Korps: in treuem Gedenken, des Offizierskorps der Kaiserhusaren, der Stadtgemeinde Mediasch:

ihrem Ehrenbürger, vom Turnverein in Mediasch: dem Bruder Theodor Fabinis hinzugefügt.

Für die große Oeffentlichkeit brachte die Wiener „Neue Freie Presse“ in ihrer Nr. 15,112/1906 folgende Gedenk-
worte:

Appel und Fabini

(Ein Nachruf aus Armeekreisen)

„Den Männern geziemt das Gedenken“
Tacitus

Wer immer einst berufen sein wird, die Geschichte der langen Friedensepoche zu schreiben, welche unser Heer seit 1866 durchlebt, wird wegen Mangels an Material die allergrößten Schwierigkeiten haben, den Männern gerecht zu werden, welche in ihr hervorragende Posten eingenommen und daher auch auf das Leben und die Entwicklung des Heeres in gutem oder in schlechtem Sinne nachhaltigeren Einfluß geübt haben.

Die beiden hohen Militärs, welche jüngst aus dieser Zeitlichkeit geschieden sind, der General der Kavallerie Johann Freiherr von Appel und der Feldzeugmeister Ludwig Fabini, gehören zu diesen Männern, und zwar zu denjenigen, deren Gedächtnis in Ehren zu halten Heer und Reich alle Ursache haben. Der Schreiber dieser Zeilen hat das Glück gehabt, das Wirken beider Männer, und zwar oft aus nächster Nähe, verfolgen zu können; er erachtet es für seine Pflicht, zur Stunde, da sich das Grab über ihnen geschlossen hat, zu ihrer näheren Charakteristik sein Scherflein beizutragen.

Appel und Fabini waren — mannigfacher Verschiedenheiten ungeachtet — im Grunde doch kongeniale Naturen. Beide, im wahren Sinne des Wortes Selbmademen, haben vor dem Feinde den Grund zu ihrer nachmaligen Größe gelegt; der ältere insbesondere vor Solferino und dann in

der Schlacht selbst, der jüngere am Tage von Königgrätz. Was sie da und in späterer Folge geleistet haben, gehört der Kriegsgeschichte an, kann also hier füglich unerörtert bleiben.

Neben den geräuschvollen Verdiensten auf dem Felde der Ehre gibt es, zumal für Militärs in hohen Stellungen, noch andere sehr bedeutsame, welche in der Stille des Friedens erworben werden. Der Friede ist ja die Waffenschmiede des Krieges und ewig wahr der bekannte Ausspruch: „Armeen, welche auf dem Schlachtfelde besiegt wurden, trugen die Keime ihrer Niederlagen bereits in sich.“ Magenta und Solferino erklären sich aus der Friedensperiode von 1849 bis 1859, wie Wjssokow, Skalik, Soor, Gitschin und Königgrätz aus dieser und den weiteren sieben Friedensjahren. Die Tätigkeit in der Waffenschmiede ist aber eine zweifache; sie summiert sich aus Drill und Erziehung. Die richtige Wertung beider Faktoren aber macht erst den wahren „Bildner“. Daß Appell und Fabini auch in diesem Sinne ausgezeichnete Männer gewesen sind, daß sie im besten Sinne des Wortes „Heerbildner“ gewesen sind, macht darum nicht ihren geringsten Ruhmestitel aus. In ihrem langjährigen Wirken im Frieden haben sie eine reiche Saat ausgestreut, welche Kaiser und Reich einst am Tage der Entscheidung ernten werden.

Forscht man nach der Quelle ihrer Friedenswirksamkeit, so drängt sich unwillkürlich der Wahrspruch auf: „Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.“ Nirgendwo wirkt das persönliche Beispiel erziehlich mächtiger, als im Heere. Das „*Modelz = vous sur eug*“ wird da tagein, tagaus in der Tat praktisch geübt. So war's mit Appell und Fabini auch. Die antike Einfachheit, die rührende Schlichtheit, der Adel ihres Wesens wirkten unmittelbar auch auf den letzten ihrer Untergebenen. Ihre

unentwegte, immer bereite Hingebung an den Dienst und ihre seltene persönliche Anspruchslosigkeit vervollständigten den Zauber, den sie ausübten. Ungleich manchem ihrer Zeitgenossen, welche auf dem einmal erreichten Standpunkt verküchelten, hielten Appel und Fabini, dank einer ungewöhnlichen Elastizität des Geistes wie des Körpers, bis in ihre letzten Tage Schritt mit der rasch fortschreitenden Zeit. Durchdrungen von dem überragenden Wert der moralischen Potenzen im Heere, haben sie niemals das verlegt, was die Blume des militärischen Lebens ausmacht: die berechtigte Empfindlichkeit des feineren Ehrgefühls. Alles zu verzeihen, wäre gegen die Pflicht ihres Amtes gewesen, aber alles zu verstehen war ihr ehrliches Streben. Das *suaviter in modo*, *fortiter in re*, das sie immer befundeten, war ebenso sehr eine Folge ihrer seltenen Charakteranlage, als Frucht ihrer hohen Einsicht. Die Waffe, aus welcher sie hervorgegangen, in *praxi* zu bevorzugen, ist ihnen niemals beigefallen. Der Pflicht jedes Vorgesetzten, die Untergebenen wirklich kennen zu lernen, diese natürliche Voraussetzung für ihre zweckentsprechende Verwendung und richtige Wertung, waren sie sich stets bewußt. Nie haben sie gegen ihre Untergebenen die außerordentliche Machtfülle mißbraucht, welche das Vertrauen des obersten Kriegsherrn den Händen seiner kommandierenden Generale überantwortet hat. Immer haben sie Recht und Gerechtigkeit als die wichtigsten, niemals anzutastenden Grundlagen des Heeres angesehen.

Darin aber liegt ihre gar nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung für das Heer, dem sie mit allen Fasern des Herzens angehörten und das nun in aufrichtiger Trauer an ihren frischen Gräbern steht.

Die Ruhestätte des FZM. auf dem evang. Friedhofe, in der Nähe jener seiner Eltern und mehrerer Geschwister,

kennzeichnet ein Denkstein aus schwarzem schwedischem Granit mit der Inschrift:

Hier ruht

Sr. Majestät wirklicher geheimer Rat und Feldzeugmeister

Ludwig Fabini

Großkreuz des Leopoldordens (K. D.) 2c.

Inhaber des Infanterie-Regiments No. 102,

zuletzt Kommandant des 8. Korps und Kommandierender General in Prag

Ehrenbürger von Mediasch

geb. am 25. August 1830 zu Waldhütten, gest. am 9. September 1906 zu Igl

Seinem Kaiser diente er 56 Jahre, Feldzüge 1848/49, 1859, 1866, 1878

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut

Die Stadt Mediasch, damals mit der Errichtung eines Museums „Alt-Mediasch“ beschäftigt, erbat sich vom König zum bleibenden Andenken an ihren Ehrenbürger dessen Orden und Ehrenzeichen, die dann durch die Familie des Verewigten mit den meisten auf seine militärische Laufbahn Bezug habenden Originaldokumenten und durch seine Galauniform ergänzt wurden.

Im Sinne eines Beschlusses des Stadtrates vom Jahre 1906 wurden bis zum Jahre 1918 diese Gegenstände am Sterbetage in einem für diesen Zweck eigens angefertigten Glaschrank öffentlich ausgestellt. Jetzt liegen sie wohlverwahrt für spätere Zeiten, in denen eine derartige Schau-
stellung nicht mehr den Unwillen Anderer befürchten läßt.

Die Stadt Hermannstadt aber wußte das Andenken an die für Volk und Heimat so hochverdienten Mitglieder der Familie Fabini, den Vater Stadtpfarrer Joseph Fabini und dessen Söhne Theodor und Ludwig, durch die Benennung einer schönen Straße zu verewigen.

Anhang

1. Fabini

Nur ein Name, doch ein ganzer,
Schild und Schwert und blanker Panzer
Hieb- und stichfest, undurchdringlich
Selbst mit List nicht bezwinglich.

Nur ein Name, doch ein voller
Wird die Welt auch immer toller,
Bleibt in Ehren dieser Name
Wackeren Geschlechtes Same.

Wie des Patriarchen Stimme
Sprach der Altherz einst mit Grimme:
Soll um gutes Recht man betteln,
Will man nicht die Seel, verzetteln?

Aufrecht stand er vor dem Throne
Als gefährdet war die Krone.
Zwei der Söhne, wackre Knaben
Bot dem König er als Gaben.

Früh den Heldentod gestorben
Ist der eine, und erworben
Hat er in dem Schlachtenqualme
Seinem Volk die Siegespalme.

Seinen Namen zu erneuen
Steigt der andere in Treuen
Hoch hinauf in steter Wehre
Seines Kriegsherrn Stolz und Ehre.

Wie wir trauerten um den Degen,
Als dem Tod er jüngst erlegen
Reich an Ehren und an Jahren
Zum Apell er eingefahren.

Auf dem Heimatsfriedhof bergen
Sie mit Ehren zu den Särgen
Ihn der edlen Volksgestalten
Und des eisenfesten Alten.

Der im großen Hilfsvereine
Die Gemeinden groß und kleine
Und die schwachgewordenen Glieder
Sammelte zum Ganzen wieder.

*

Nur ein Name. Sein Gedächtnis
Doch ein kostbares Vermächtnis!
Heil und Segen diesem Namen
Heut und allezeit, drum Amen!

Bischof Müller

2. Armee-Befehl Nr. 18 reservat

Hauptquartier Verona, am 4. Juli 1865

Se. Majestät der Kaiser haben zu befehlen geruht, daß nunmehr auch die gesamte Infanterie, Artillerie usw. dieser Armee auf den vorgeschriebenen Friedensstand zu setzen ist, und es werden die bezüglichen Detailbestimmungen den Truppen demnächst zukommen.

Damit treten in allen dienstlichen Beziehungen die Friedensverhältnisse in volle Wirksamkeit, und ich will gerade diesen Moment nicht vorübergehen lassen, ohne auf die Pflichten besonders aufmerksam zu machen, die sich durch diese Verhältnisse für uns mit doppelter Schärfe ausprägen.

Der Friede ist für den Soldaten vor allem die Zeit der Vorbereitung für den Krieg.

Im Frieden bestimmen finanzielle und sonstige Rücksichten die Stärke der Truppen, die gewissermaßen den Rahmen bilden für die volle Stärke und die wirkliche Verwendung im Kriege, — und je schwächer dieser Rahmen in numerischer Beziehung, desto ausgebildeter und tüchtiger muß er sein in seinem inneren Gehalte, damit — wenn die übrigen mindergeübten Elemente der Armee in ihn eintreten, der Erfolg ein möglichst gesicherter sei.

Das also müßten wir uns vor allem gegenwärtig halten und darnach unsere Bemühungen einrichten; — die Zeit des Friedens darf uns nicht einschläfern, sondern muß uns zu verdoppelter Tätigkeit anspornen, — wir müßten lernen, selbst unter beengenden Verhältnissen das möglichst Vollkommene zu erreichen, — wir müßten streben, in jeder Beziehung zu Elite-Truppen zu werden, die schon im Frieden ihres höheren Wertes sich bewußt — die Gewißheit des Sieges in sich tragen.

Dazu gehört nun vor allem die Ausbildung des Geistes und des Charakters des Offizierskorps.

Das Dienstreglement und alle anderen bestimmten Vorschriften für das gewöhnliche Dienstesleben und die kurrente Dienstespraxis genau gekannt und nicht wieder vergessen, erleichtert die Geistesfreiheit für unerwartete und ausnahmeweise Fälle, — es sei ein jeder daher mit den Reglements und den Vorschriften bis in ihre Details vollkommen vertraut.

Lernen wir ferner unsere Gedanken sowohl mündlich, als schriftlich richtig aussprechen, kurz und deutlich melden, kurz und deutlich befehlen.

Lernen wir Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung — vermeiden wir jede Ueberstürzung im Reden und Schreiben sowohl als im Handeln.

Denken wir uns immer in die Lage des Untergebenen, damit wir ihn — selbst im heiligen Eifer — nicht unnötig fränken.

Lesen wir mit Auswahl und Verstand, studieren wir allmählich, was dem Offizier in bezug auf alle Waffengattungen zu wissen nötig, damit wir sie immer richtig anzuwenden imstande seien, — studieren wir Sprachen, und zwar außer der deutschen und der Regimentssprache auch die italienische, weil uns die Kenntniss dieser letzteren hier-

lands unter allen Umständen, namentlich aber im Kriege von sehr großem Nutzen ist.

Pflegen wir die edle Kameradschaft mit aller Sorgfalt und unter allen Regimentern und Korps, — betätigen wir sie auch darin, daß wir den Unerfahrenen oder Verirrten zur rechten Zeit warnen und vor Fehlritten abhalten.

Beachten wir genauestens die Vorschriften auch in bezug auf die eigene Adjustierung, — verwenden wir immer die größte Sorgfalt auf unsere äußere Erscheinung und unser Benehmen. Das letztere sei stets ein feines, dem gebildeten Mann in allen Lagen des Lebens geziemendes, ritterlich auch gegen alle Frauen, bescheiden, verschwiegen unter allen Umständen.

Das ist es, was ich von den Herren Offiziers, und zwar in erhöhtem Maße im Frieden fordere.

Möglichst gründliche Ausbildung der Mannschaft, zumal der Chargen=Cadres, in allen ihren Obliegenheiten, insbesondere auch in allen Theilen des Felddienstes, Ausbildung namentlich der Kadetten= und Offiziersaspiranten, die ich auch außerdienstlich in die Gesellschaft der Herren Offiziers gezogen wünsche, — strengste Aufrechterhaltung der Disziplin, Mannszucht und Ordnung überhaupt, wozu auch die Vermeidung jeder Erzeffe oder Ausschreitungen gegen das Zivil gehört, — und die Hebung des Geistes und des guten heiteren Soldatenmutes der Mannschaft durch eine humane, gerechte und wohlwollende Behandlung derselben vom ersten Momente ihres Eintrittes als Rekruten angefangen, — das hebe ich in betreff der Truppen selbst hervor.

In diesem Geiste werde der Friede benützt, in diesem Sinne werde von Seite der Herren Generale und Stabs=offiziere eingewirkt, und es wird der Zweck der Vorbereitung für den Krieg erreicht.

Unter allen Umständen, auch wenn der Kriegslärm am Po und Mincio längst verstummt, werden wir hier die Hüter des Reiches und seines Friedens bleiben, und werden die Blicke Sr. Majestät unseres Allergnädigsten Kaisers und Herrn auf uns ruhen; in kriegsmäßiger Gliederung werden wir auch ferner gleichsam den Kern der ganzen Armee bilden. — Seien wir dessen daher auch fortan eingedenk, benützen wir den Frieden, wie ich es als alter Soldat und pflichtgetreuer Armeekommandant hier angedeutet habe, und wann immer dann unser Herrgott uns den Krieg schicken sollte, wir werden ihm mit neuer Zuversicht und altösterreichischer Tapferkeit entgegensehen können.

Benedek m. p., FZM.

3. Brigadebefehl ad op. 268, gh. ad op. 264 gh.

Novigo, am 7. Juli 1865.

Indem ich den unterstehenden Truppen den Armeebefehl Nr. 18 Res. vom 4. Juli 1865 zukommen lasse, ordne ich an, daß jeder Herr Offizier von diesem herrlichen Dokumente persönlich Abschrift nehme, den Wortlaut dieses Brigadebefehles beifüge und sich den Sinn der darin enthaltenen wahrhaft erhabenen Worte tief und immer erneuert einpräge. — Ich bin fest überzeugt, daß jeder einzelne in meiner Brigade, sowie ich, von dem ernststen Willen beseelt ist, keine Mühe, keine Anstrengung zu scheuen, der uns gestellten großen Aufgabe in ihrem vollsten Umfange nachzukommen.

Weßbecker m. p., GM.

4. Die österreichisch-ungarisch-rumänische Grenzregulierung 1874—90

Dem Frieden von Sistowa zwischen dem Kaisertum Oesterreich und der Türkei 1791 folgte im nächsten Jahre die Festsetzung und Absteckung des neuen Grenzzuges für die Bukowina, Siebenbürgen, Ungarn (Banat) ußf. Die

Grenzbezeichnung geschah nach der damaligen Gepflogenheit durch sogenannte „Grenzadler Tafeln“ auf besonders markanten Punkten und wurde nebst dem durch ein von den vertragsschließenden Theilen unterfertigtes Protokoll mit der Grenzbeschreibung (das „Grenzinstrument“) ergänzt. Vielfache Grenzverletzungen seitens türkischer Einwohner und Machthaber¹ veranlaßten die Regierung der Kaiserin Maria Theresia schon im Jahre 1762 zur Aufstellung eigener Grenzregimenter (u. a. 1. und 2. Szekler- und 1. und 2. Walachen-Grenzinfanterieregiment). Aber trotz deren erfolgreicher Abwehr und der neuen Grenzbezeichnung von 1792 nahmen die Grenzstreitigkeiten kein Ende und führten in den Jahren 1804 und 1839 zu zwischenstaatlichen Versuchen einer genaueren Grenzbezeichnung, die indes ohne Ergebnis blieben. 1851 wurden die vorgenannten Grenzinfanterieregimenter aufgelöst in Linieninfanterieregimenter umgewandelt und der Schutz der Grenze Zoll- und Gendarmen-Organen übertragen. — Die bis dahin sorgfältig gehüteten „Grenzadler Tafeln“ verschwanden zum größten Theil, Besitzstörungen im Grenzgebiete waren an der Tagesordnung. Die entsandten zwischenstaatlichen Erhebungs- und Schlichtungskommissionen vermochten sich über den wahren Grenzzug in dem durchwegs rauhen und vielfach zerklüfteten Gebirgsgelände nur selten zu einigen. Die in den Jahren 1868 und 1869 zusammengetretene internationale Grenzregulierungskommission kam über Anfangsarbeiten nicht hinaus, und zeitigte im wesentlichen nur Erfahrungen über den bei der Grenzregulierung einzuhaltenden Arbeitsvorgang. Die hiefür von Seite Ungarns mit den Vorstudien

¹ Die seit 1859 unter einem gemeinsamen Herrscher vereinigten ehemaligen Donaufürstentümer Moldau und Walachei waren bis 1878 dem Sultan tributpflichtig und standen seit 1511 bzw. 1649 im Verhältnis der Suzeränität.

betraute Kommission unter dem Vorsitze des Oberkönigsrichters des Aranhofer Stuhles, Gregor Bély, erkannte als geeigneteste Grundlage für die Grenzbegehung die Grenze von 1792, die aber durch natürliche Punkte im Gelände viel eingehender als bisher festzulegen und nötigenfalls durch den Austausch von Gebieten geringeren Umfangs anzustreben wäre.

Der ungarische Ministerrat genehmigte 1870 die von Herrn Bély in verschiedenen Protokollen niedergelegten generellen Vorschläge. Bei den sich fortspinnenden zwischenstaatlichen Verhandlungen stieß bei der rumänischen Regierung die grundsätzliche Anerkennung des Grenzzuges von 1792 anfänglich auf Schwierigkeiten. Man wollte auch ältere Grenzinstrumente, so die Grenzvereinbarungen nach dem Belgrader Frieden von 1739 und jener vom Jahre 1741, eventuell auch solche noch älteren Datums, endlich auch jene privatrechtlicher Natur herangezogen wissen. Erst als sich durch die ungarischerseits 1874 beim Reichskriegsministerium angeregte militärische Grenzbegehung ergab, daß der größere Teil des strittigen Gebietes Rumänien zufallen würde, Ungarn andererseits Grenzbestimmungen vor 1792 ablehnte, stimmte die rumänische Regierung zu.

Zum Leiter dieser militärischen Grenzbegehungskommission wurde vom damaligen Militärkommandanten in Hermannstadt, F.Mt. Freiherr von Rosenzweig, der Generalstabschef der 35. Infanterie-Bruppdivision in Klausenburg, Hauptmann Ludwig Fabini, beim Reichskriegsministerium in Vorschlag gebracht und am 28. August 1874 von diesem mit der Ausführung beauftragt.

*

Für das Studium der Grenzbeschreibung samt allen umfangreichen Vorakten und für die technisch-administrative

Vorbereitung der militärischen Kommission war angesichts des im Gebirge frühzeitig einsetzenden Winters die Zeit recht knapp bemessen und man muß staunen, daß die Kommission schon am 20. September in den Ausgangsort, das triplex confinium, Bukowina — Siebenbürgen — Moldau, abgehen konnte.

Die Kommission bestand aus Hauptmann Fabini, als Leiter, Oberleutnant Cenna als Mappeur, dem königlichen Rat und bekannten heimischen Geographen Dr. Albert Bielz, aus Hermannstadt als Zivilkommissär. Eine Anzahl Soldaten dienten als Mappierungs-handlanger, einige Tragtiere zur Fortbringung des Gepäcks, der Verpflegung und zweier Zelte, für Nächtigung und Arbeit in unbesetzten Gebieten. — Schon bei Beginn der Arbeiten war die Witterung ziemlich rau, die Grenzlinie im Gelände oft schwer zu finden; die hierfür so erwünschten Auskünfte bei den Landesbewohnern — zumeist Schafhirten — waren nur selten zu erlangen, da die Weideplätze schon verlassen waren. Aber auch mit anderen Experten war nicht viel anzufangen, wußten doch die Wald- und Weidebesitzer die Grenze ihres Besitztums oft selbst nicht verläßlich anzugeben. Die „Grenzadler Tafeln“ von 1792 bestanden nicht mehr; aber auch Grenzkarten mit den genau eingezeichneten Standplätzen dieser Tafeln fehlten. Man war auf den oft unzuverlässigen Text des Grenzinstrumentes von 1792 und erlangbar gewesene Kartenwerke angewiesen.

Nach 6 Wochen angestrengtester Arbeit war die Kommission Anfang November, gezwungen durch den einsetzenden Winter, in der Gegend von Kovászna bei Kronstadt die Grenzbegehung einzustellen. Große Strecken konnten nur zu Fuß, nur der geringere Teil zu Pferd zurückgelegt werden. Man mußte vorwiegend im Zelt nächtigen.

Das Resultat der Begehung wurde in einer ausführlichen „Beschreibung der Ortsgrenze Siebenbürgens“ niedergelegt. In eine zugehörige Karte der Mappierungssektionen wurden eingezeichnet: Die damalige „Faktische Grenze“; die Grenzlinien nach dem Grenzinstrument vom Jahre 1792; die Präntensionen siebenbürgischer Gemeinden, soweit sie über die „Faktische Grenze“ hinausgingen, endlich die vorgefundenen Abweichungen von der benützten Karte.

Aus allem ergab sich als Unterschied zwischen der Grenze von 1792 und der damaligen:

Okkupation der Moldauer 165 Foch

Okkupation der Siebenbürger 7523 Foch;

sonach weit überwiegende Grenzverletzungen durch die Siebenbürger. Im Verhältnis zu dem weitausgedehnten begangenen Grenzgebiet waren sie indessen nur gering, kaum achtzehntel Quadratmeilen. Der Schlußantrag der Kommission ging dahin, angesichts der häufigen Grenzverletzungen, Walddebastrationen usw. und deren sehr kostspielige Erhebung und Austragung „sei es in welcher Weise immer gründliche Ordnung zu machen und die Grenze ohne weiteren Zeitaufschub endgültig zu regeln.“

Um endlich künftigen Kontroversen vorzubeugen, soll die Grenzlinie überall möglichst „natürlich“ und nicht wie es nach dem Grenzzuge von 1792 öfter geschieht, „quer über die Berggrücken“ oder „quer über den Abhang“ geführt werden, sondern nur auf Rückenlinien oder in Wasserlinien.

*

Im März 1875 wurde Hauptmann Fabini vom Reichskriegsministerium die Fortsetzung der Grenzbegehung anbefohlen, als Mappeur der Generalstabsoffizier Oberleutnant Sieglitz des 35. Infanterie-*Truppen-Divisionskommandos* zugewiesen. Die Kommission trat diesmal

schon am 15. Juni zusammen und vollzog die Begehung der Südgrenze bis zum triplex confinium Siebenbürgen, Banat, Rumänien bis 16. August unter gleichen Modalitäten und wenig günstigen Witterungsverhältnissen. Das Ergebnis wurde gleich jenem im Vorjahre zusammengefaßt und ergab von rumänischer Seite eine Okkupation von 238 Joch, von siebenbürgischer Seite eine Okkupation von 4815 Joch, demnach auch hier ein Ueberwiegen der Grenzverschiebung zu Ungunsten Rumäniens. Den vorjährigen Anträgen wurde noch ferner hinzugefügt, es mögen in den Wäldern im Grenzzuge Durchschläge, auf offenen Wiesen- und Weideboden aber Gräben gezogen werden.

Weiters wurde beantragt, auf Grund dieser Vorarbeiten noch vor Zusammentreten der internationalen Grenzregulierungskommission ganz genau und klar festzulegen, welchen Grenzzug man ungarischerseits anstrebe und durchsetzen wolle, dafür eine unanfechtbare Rechtslage zu schaffen und den großen Komplex privatrechtlicher Fragen von jenen der Grenzbestimmung völlig zu trennen.

Um endlich bei dem zu gewärtigenden Gebietstausch — zumeist zugunsten Rumäniens — unter allen Umständen einen natürlichen Grenzzug sich zu sichern, solle dieser Gebietstausch an diese Bedingung geknüpft werden.

Um die einzelnen ungarischen Mitglieder der internationalen Grenzregulierungskommission auch über die Details der Grenzbestimmung eingehend zu unterrichten, war für sie ein ausführliches schriftliches Elaborat auszuarbeiten. Den schwierigsten Teil, die Karte mit der erstrebten Grenze, verfaßte der inzwischen zum Generalkommando in Prag versetzte Major Fabini und begründete den Vorschlag in einem ausführlichen Bericht, in dem ausgesprochen war, daß die beste Garantie für die Beständigkeit einer Grenze, für

die Vermeidung von Zweifeln und Grenzkonflikten, die natürliche Führung durch das Gelände sei. Er enthält sich jeder Art Grenzberichtigung zum Vorteile des eigenen Landes, so wünschenswert sie auch aus verschiedenen, nicht zuletzt militärischen Gründen gewesen sein mögen. Freunde in den militärischen Zentralstellen bezeichneten Fabini darob öfters als den „Grenzverderber.“

Derart wurde die letzte Unterlage für die internationale Grenzregulierungskommission geschaffen, die aber infolge der Kriegsereignisse auf dem Balkan erst im Jahre 1883 zusammentreten konnten. Sie war wie folgt zusammengesetzt:

Ungarischerseits aus Geheimrat Gregor B é l d y, Ministerialrat Ladislaus von Torkos, Generalstabsoberst Fabini und Hauptmann Domide (als Mappeur).

Rumänien war vertreten durch General Barozzi und die Deputierten N. J on e s c u und P a p a d o p u l o - C a l l i m a c i.

Man begann mit der Begehung vom triplex confinium im Norden am 7. Juli und schloß diesmal Ende September bei Hermannstadt.

*

An der Grenze der Bukowina und Rumäniens gab es ebenfalls seit vielen Jahren ungelöste Fragen, die am triplex confinium auch die ungarische Grenze berührten und der Austragung harften. Für das Frühjahr 1884 wurde von den beteiligten Regierungen zuerst die internationale Begehung dieser Grenze vereinbart und in der Zeit vom 20. Mai bis 24. Juni auch ausgeführt. Oesterreichischerseits nahmen daran teil: Der Regierungsrat Erich Graf Kielmannsegg, Oberbaurat Pawlowsky und als Vertreter des Reichskriegsministeriums wieder Generalstabsoberst Fabini. Die ungarische Kommission blieb die gleiche wie 1883, während Rumänien hiezu den General

Pencobici entsandte. Dann erst fand anschließend die Fortsetzung und der Abschluß der Grenzbegehung in der Zeit von 28. Juni bis 28. Juli in Siebenbürgen statt.

Ueber diese Begehungen wurden Protokolle verfaßt, diese durch Karten und Skizzen reichlich ergänzt und sodann den zuständigen Regierungen zur Entscheidung unterbreitet. In den Jahren 1886, 1887 und 1888 fanden unter Teilnahme von Vertretern des Ministeriums des Aeferen die abschließenden Grenzverhandlungen statt, worauf 1888 durch sechs Kommissionen die neue Abmarkung der Grenze durch Pfähle, Durchhaue und Gräben stattfand. — Auch hier mußte Fabini oft interuenieren.

Wie nicht anders zu erwarten, waren enorme Schwierigkeiten zu überwinden, bis man zu einer Einigung gelangte. Die ungarische Kommission war in ihren Anforderungen und Anträgen sehr maßvoll und entgegenkommend und trat auch gründlichst vorbereitet in die Verhandlungen ein, was auf der Gegenseite öfter nicht wahrzunehmen war. Beständiges Mißtrauen gegenüber den Vorschlägen der ungarischen Kommission war oft schwer zu überwinden.

Nach den Akten fällt das Hauptverdienst, aber auch die größte Arbeit dem 1887 zum Generalmajor beförderten militärischen Kommissionsmitglied Fabini zu. Die gründlichen Vorstudien über die verschiedenen Friedensverträge, Gebietsansprüche, Grenzverletzungen, die Feststellung der früheren Grenze durch mühsames Suchen in oft schwierigstem Gelände oder durch umständliches Befragen der Einwohner, endlich das klare, bestimmte, uneigennützig und beharrliche Eintreten für eine möglichst beide Teile befriedigende Lösung waren Fabinis großes Verdienst. Dies freimütig zu bekennen und in wärmsten Worten hervorzuheben, kleidet Ministerialrat Torfos in einen an Fabini gerichteten

Brief vom 26. November 1887 in die Worte: „Mit Gottes Hilfe kann sodann die Grenzmarkierung im künftigen Sommer vorgenommen werden, welche nach Ansicht der beiderseitigen Regierungen nur unter Ihrer weisen Leitung durchgeführt werden kann. Es wäre jedenfalls ein ungemein großes Opfer, welches Sie neuerdings bringen würden, denn der Löwenanteil an der ganzen Grenzfrage gebührt nur Ihnen.“ — Ferner in einem Briefe vom 4. Dezember 1887: „Die rasche Durchführung der Abmarkierungsarbeiten zwischen der Bukowina und Siebenbürgen wäre nicht so leicht erreichbar gewesen, wenn wir nicht das so gründliche Operat in Händen gehabt hätten, das wir Ihnen zu verdanken haben. Die Rolle, die in dieser Frage auf mich gefallen ist, war eine ganz leichte. — Ebenso ist es mit der rumänischen Grenzfrage. Auch in dieser gebührt Ihnen, wie es bereits der königl. ungarischen Regierung bei einer Gelegenheit zum Ausdruck gebracht wurde, der Löwenanteil. Es ist jetzt an der Regierung, Ihre außerordentlichen Verdienste, welche Sie in einer Reihe von Jahren an den Tag legten, durch eine besondere Auszeichnung anzuerkennen. Ich will hoffen, daß dies in kürzester Zeit — sowie die Konvention unseres Parlaments angenommen ist — erfolgen wird.“

Im Jahre 1889 wurde Generalmajor Fabini mit dem Kleinkreuz des ungarischen St. Stefans-Ordens und bald danach mit dem Großkreuz des Ordens Krone von Rumänien ausgezeichnet.

Mit der Genehmigung der Grenzkonvention vom Jahre 1888 durch die ungarische und rumänische Regierung waren aber die Schwierigkeiten noch keineswegs behoben, sie lebten bei den Verhandlungen in Wien und zuletzt bei der gemeinsamen Revision der Grenzabmarkung im Jahre 1890 wieder auf. — Man kann alle diese Schwierigkeiten nur dem allgemeinen Bestreben oder dem Ehrgeiz einzelner zuschrei-

ben, noch im letzten Moment vermeintliche Vorteile für sich zu erringen. Die Genauigkeit bei der Artikulierung und der Einzeichnung in die Karten machten aber alle diese Versuche illusorisch, so daß man endlich doch einmal zum Schluß kam.

An der Grenze herrschte fortan Friede; es gab nirgends Zweifel über den Grenzzug, wohl aber später, nach Ausbruch des Weltkrieges, beiderseits des öfteren Kopfschütteln über das die Landesverteidigung wenig berücksichtigende Tracé. Eine durchaus versöhnliche Stimmung beherrschte beide Regierungen, man zog das friedliche Nebeneinanderwohnen und -leben dem damals utopischen Gedanken einer kriegerischen Auseinandersetzung vor. Und diese menschlich so hohe Auffassung hat Fabini beharrlich und erfolgreichst zur Geltung zu bringen sich bemüht.

Die Okkupation Bosniens
und der Herzegowina
im Jahre 1878

Die Okkupation Bosniens und der Herzegowina im Jahre 1878

Vorgeschichte und Vorbereitung

Die stetig zunehmende politische Spannung zwischen Serbien, Montenegro und der Türkei wie die unerhörte Drangsalierung der christlichen Bevölkerung in den Nachbargebieten von Bosnien und der Herzegowina durch die türkischen Machthaber veranlaßten schon im Jahre 1875 Vorsichtsmaßnahmen seitens der österr.-ung. Regierung. Sie gipfelten in dem Entschlusse, für den Fall der Aufstellung einer Observationsarmee mindestens 5 Infanteriedivisionen aufzubieten. Im Jahre 1876 wurden für den Fall einer noch größeren Machtentfaltung noch eine weitere Division und zwei Korpskommanden (7. und 13. K. K. und 6., 7., 18., 20., 34., 36. Division) in Aussicht genommen.

Ende Juni 1876 erklärten Serbien-Montenegro der Türkei den Krieg, worauf am 8. Juli zu Reichstadt in Böhmen in der Zusammenkunft der Monarchen von Oesterreich-Ungarn und Rußland beschlossen wurde, von einer Intervention einstweilen abzusehen, und den Dingen freien Lauf zu lassen. Als Sicherheitsmaßnahme gegenüber Serbien versammelte Oesterreich-Ungarn in dem Grenzgebiete von Syrmien die 20. Infanteriedivision auf Friedensstand. Auch die Garnisonen von Süddalmatien wurden um einige Bataillone vermehrt.

Der gegen Ende des Jahres 1876 durch einen Waffenstillstand unterbrochene Krieg wurde im Frühjahr 1877 durch die Kriegserklärung Rußlands an die Türkei wieder aufgenommen. Damit war auch die Möglichkeit eines großen Krieges für die österreichisch-ungarische Monarchie in den Vordergrund gerückt, die in Wien eine Konferenz unter dem Vorsitze des Kaisers veranlaßte, in der die gegen Bosnien-Herzegowina getroffenen Vorsorgen auf die Verwendung nur eines Korpskommandos und von nur 3 In-

fanteriedivisionen beschränkt wurden. Die in Syrmien befindliche Division sollte für diese Zwecke nicht mehr zur Verfügung stehen. Der Generalinspektor des Heeres Feldmarschall Erzherzog Albrecht trat damals für die sofortige Aufbietung von 5 Infanteriedivisionen ein, von denen im Bedarfsfalle zwei Divisionen auf den Hauptkriegsschauplatz abzuziehen seien.

Während dieser kriegerischen Ereignisse tobte in Bosnien-Herzegowina der Aufstand gegen die Türken. Hunderttausende von flüchtenden Bewohnern waren aus diesen Ländern auf österreichisch-ungarisches Gebiet übergetreten. Sie mußten dort erhalten werden und verursachten dem Staate große Geldopfer. Man kam zur Erkenntnis, daß hier nur die Monarchie dauernd Ordnung machen und erhalten könne und daß nun konkrete Vorjorgen getroffen werden mußten.

Es erhielt daher der mit einem kaiserlichen Befehlsschreiben zum Kommandanten eines Okkupationskorps in Aussicht genommene Kommandierende General in Prag, Feldzeugmeister Joseph Freiherr Philippovic von Philippsberg, vom Reichskriegsministerium die Weisung, sich nach gewissen Direktiven mit seiner Aufgabe vertraut zu machen. Als zukünftiger Generalstabschef war der Generalstabschef des Agramer Militärkommandos Oberst Leonidas Popp zugewiesen, der auf diesem Posten schon seit zwei Jahren mit einschlägigen Vorbereitungsarbeiten beschäftigt war.¹

Philippovic in Prag, sein Generalstabschef in Agram — das erforderte einen Gehilfen des FZM. in Prag. Dieser Gehilfe wurde der damalige Generalstabsmajor Ludwig Fabini des Prager Generalkommandos. Die in der Zentralstelle bereits ausgearbeiteten Mobilisierungsbefehle betrafen das 13. Korpskommando (Agram), die Infanteriedivisionen Nr. 6 in Graz, Nr. 7 in Eßeg, Nr. 18 in Dalmatien und Nr. 20 in Syrmien. Gesamtstreitkräfte 55 Infanteriebataillone, 2 Kavallerieregimenter, 8 fahrende und 12 Gebirgsbatterien. Mit Ausnahme der Truppen der Grazer Division standen schon alle in den Grenzgebieten.

¹ Im Jahre 1876 war für diese Aufgabe der Militärkommandant von Agram, FZM. Freiherr von Mollinary, ausersehen, inzwischen aber auf den Posten eines kommandierenden Generals in Lemberg versetzt worden.

Nach damaliger Auffassung der maßgebenden Kreise erwartete man durch dieses Befreiungswerk seitens der Zivilbevölkerung gegenüber dem Einmarsche der österreichisch-ungarischen Truppen keinen nennenswerten Widerstand, noch weniger seitens des in diesen Provinzen anwesenden türkischen Militärs. Man hoffte mit 3 Infanteriedivisionen jedenfalls das Auskommen zu finden. Die immerhin hohen Kosten dieser Unternehmung mahnten zur Sparsamkeit. Auch verfügte man in den Heeresbeständen Gebirgsausrüstung nur für 3 Divisionen. Die verworrene politische Lage gebot, auch mit einem großen Kriege unter Teilnahme der gesamten Wehrmacht zu rechnen. Alle diese Momente mögen bei Bemessung der Stärke der Okkupationstruppen ausschlaggebend gewesen sein.

F. Z. M. Philippovic kam als genauer Kenner des Landes bei Bearbeitung seines Operationsplanes zu anderen Schlüssen. Als seinerzeitiger Generaladjutant des Banus F. Z. M. Graf Jellacic, als Kommandant des Semliner Grenzregiments durch 6 Jahre, endlich während einer vierjährigen Tätigkeit als Militärkommandant von Tirol hatte er nicht allein einen tiefen Einblick in Land und Leute von Bosnien-Herzegowina, sondern auch Vertrautheit mit den Eigentümlichkeiten und Schwierigkeiten des Gebirgskrieges. In dem am 10. Jänner 1878 vorgelegten Memoire bezeichnete er für die Okkupation 5 Infanteriedivisionen und zwar 4 von der Save—Una, eine von Dalmatien aus, als unbedingt notwendig, hiebei von der Ueberzeugung ausgehend, daß im Oriente alle militärischen Maßnahmen nur mit wuchtiger Kraft zu einem sicheren Erfolge führen.

Am 4. Februar erwiderte das Reichskriegsministerium, daß bei vollster Anerkennung der dem strategischen Calcul unterlegten Grundsätze die politischen und militärischen Verhältnisse es unmöglich machen, auf die verlangte Vermehrung der bereits festgesetzten Streitkräfte einzugehen. Der immerhin mögliche Fall einer allgemeinen Mobilisierung gebiete, nur das unbedingt notwendige Minimum an Kraft zu verwenden.

Der Friede von St. Stefano und die gegen früher vielfach geänderten Verhältnisse veranlaßten den Feldzeugmeister

Philippovic am 25. März nun in wesentlich eindringlicherer Art seine Bedenken gegen die unzulängliche Truppenzahl geltend zu machen. Die Okkupation ist zur Nothwendigkeit geworden. Die aufzubietende Kraft wurde im Vorjahre unter ganz anderen Verhältnissen und Voraussetzungen bemessen, für heute ist sie ganz ungenügend. Sie war aber auch damals unzureichend, da sich inzwischen herausgestellt hatte, daß Suleiman Pascha mit 45.000 Mann in Bosnien und Derwisch Pascha mit 18.000 Mann im Paschalik Nowibazar stand. Wie stark die türkischen Truppen heute sind, weiß man wieder nicht. Die eigentümlichen Leidenschaften und Aspirationen der Nachbarländer Serbien und Montenegro dürfen nicht übersehen werden, die nur bedingungsweise und sozusagen nur nebenher angeführte Möglichkeit, die Okkupation ohne Widerstand durchzuführen, muß nun ganz und gar außer Calcul bleiben. Unter solchen Verhältnissen erheischt das geographische Moment, die Unwegsamkeit und Unwirtlichkeit der Gegenden, die Bildung zahlreicher selbständiger Gruppen. Der Mangel an Gebirgsausrüstung war für die Russen bei Forcierung des Balkengebirges im strengsten Winter kein Hindernis und darf es für uns im Sommer noch weniger sein. Ähnlich ist es mit den Schwierigkeiten der Verpflegung. Es sind heute 5 Divisionen von der Save—Una und 2 von Dalmatien, also im ganzen sieben für einen vollständigen und sicheren Erfolg notwendig.

In der am 2. April unter Vorsitz des Kaisers wieder abgehaltenen Konferenz wurden diese Anträge erwogen und beschlossen, sie bei Bearbeitung der Kriegsvorbereitungen nach Möglichkeit zu berücksichtigen. Der Minister des Aeußeren Graf Andrassy war es, der sich hauptsächlich gegen die Aufbietung eines größeren Machtaufgebotes aussprach und derzeit nur sofortige Maßnahmen zur Bereitstellung der 18. und 20. Infanteriedivision wünschte. Alles andere sollte wegen Beunruhigung der öffentlichen Meinung und des Berliner Kongresses einstweilen unterbleiben. Erst am 18. Mai beantwortete das Reichskriegsministerium diese Vorstellungen dahin, daß es bei dem anfänglich festgestellten Kraftausmaße zu bleiben habe. Sollte sich dieses als unzureichend erweisen, wird selbstverständlich deren Vermehrung

verfügt werden. Die 20. Infanteriedivision bleibt weiter zur Beobachtung Serbiens, steht also für den Einmarsch nach Bosnien nicht zur Verfügung. Dafür wird die 36. Infanteriedivision (Agram) auf erhöhten Friedensstand gebracht und es werden die Garnisonen von Dalmatien um zweieinhalb Bataillone vermehrt. Die 7. und 18. Division sollen normale Gebirgsausrüstung, die 6. gemischte Gebirgsausrüstung erhalten.

Der *FZM.* läßt nicht locker; zum dritten Male, am 22. Mai, macht er dem Reichskriegsminister und dem Vorstande der kaiserlichen Militärkanzlei seine Bedenken geltend. Er verweist auf die kühnen Streifzüge Johann von Werth's vom Rhein auf Paris, des Grafen Hadik auf Berlin, des Prinzen Eugen auf Sarajevo, endlich auf den sehr schönen und energischen, aber in seinen Auswirkungen doch mißglückten Stoß Gurkos bei Kriegsbeginn im Vorjahre bis vor die Tore von Adrianopel. Für einen einfachen Vorstoß auf Sarajevo wäre die aufgebotene Kraft viel zu groß. Für eine dauernde militärische Besetzung der beiden Provinzen ist sie aber viel zu gering. Und alle kriegerischen Unternehmungen mit ungenügender Kraft, die ihren Mißerfolg an der Stirne tragen, gehören auch zu den kostspieligsten Dingen auf der Welt. Ein späteres Nachschieben von Kräften ist durchaus keine Garantie für den Erfolg und ebensowenig eine Ersparnis an den Kosten. Es ist aber eine unzweifelhafte Schädigung des eigenen Ansehens und eine untaxierbare Schädigung des Wertes der Truppen, den diese selbst in sich tragen sollen und müssen. Bei Beurteilung der geforderten Okkupationstruppen handelt es sich nicht allein um die Ueberwindung organisirter Kräfte, sondern auch um die verläßliche Pazifizierung des Landes. Mit Verordnungen richtet man hier gar nichts aus, und wären sie noch so schön. Nur die unmittelbare Einwirkung militärischer Kraft vermag etwas zu erreichen. Sie muß durch militärische Zucht und Ordnung die späteren gesetzlichen Zustände vorbereiten, ihnen in kräftigster Erscheinung vorangehen. „Ich muß daher in der Mobilisierung und Verwendung einer so geringen Kraft eine höchst bedenkliche und sehr gefährliche Unterlassung erblicken, das früher

ausgesprochene Ausmaß an Kraft unbedingt aufrechterhalten. Ich tue dies im schuldigen Bewußtsein einer hohen Verantwortlichkeit und meiner heiligen Pflicht, für den Glanz unserer Waffen zu sorgen". Die von der Zentralstelle für den Fall einer späteren allgemeinen Mobilisierung geltend gemachten Bedenken werden dadurch widerlegt, daß es keinen Schwierigkeiten unterliegt, 2 bis 3 Divisionen aus dem Lande wieder herauszuziehen. Sie könnten im Gegenteile — wohl schon mobilisiert — anderwärts rascher eingesetzt werden. Dieser Bericht schloß mit der Bitte, vorangeführte Erwägungen verantwortlicht Sr. Majestät zu unterbreiten.

Eine formelle Erledigung fand dieses letzte Einschreiten nicht. Es blieb alles beim alten.

*

Die erwähnten Details sind der Deffentlichkeit aus naheliegenden Gründen bisher nur im allgemeinen bekannt geworden. Sie wurden hier des näheren deshalb angeführt, weil Fabini an der Bearbeitung aller vergeblichen Vorstellungen und Einwände den seiner Stellung entsprechenden Anteil genommen hat. Alle vorliegenden Konzepte sind von seiner Hand. Sie erlangen aber auch insoweit historischen Wert, weil Philippovic's Voraussagungen und Befürchtungen durch die nachfolgenden Ereignisse vollauf bestätigt wurden. Vielleicht lassen sich aber auch die Ursachen der Ablehnung gegenwärtig mit einiger Sicherheit bloßlegen: Es ist bekannt, daß der Minister des Aeußeren Graf Andrassy in diesem Gegenstande einen entscheidenden Einfluß geltend gemacht hat, während der damalige Chef des Generalstabes, FMt. Freiherr von Schönfeld, noch nicht jenes einflußreichen Wirkungskreises sich rühmen durfte, wie sein im Vollbesitze des Allerhöchsten Vertrauens tätige Nachfolger FMt. Freiherr von Beck, damals Vorstand der Militärkanzlei des Kaisers. Graf Andrassy versocht beharrlich den Standpunkt, daß bei der Okkupation ein größerer Aufwand an Truppen tunklichst vermieden werden solle, einmal aus finanziellen Gründen, dann aber auch darum, damit der österreicherisch-ungarische Einmarsch in Bosnien-Herzegowina nicht den Charakter einer Eroberung an sich

tragen dürfe, sondern sich als eine einfache staatliche Einverleibung dieser Provinzen geben solle.

Wie sehr Graf Andrassy selbst auf militärische Details Einfluß nahm, nachdem am 9. Juni die teilweise Mobilisierung der 18. und 20. Infanteriedivision angeordnet und der Berliner Kongreß am 13. Juni zusammengetreten war, Graf Andrassy sich kurz vorher von den Delegationen einen Kredit von 60 Millionen Gulden hatte bewilligen lassen, zeigt folgendes:

Noch während der Tagung des Berliner Kongresses, wo die Besiznahme von Bosnien-Herzegowina schon so gut wie beschlossen war, waren an die zur Okkupation bestimmte 6. und 7. Infanteriedivision noch keinerlei Weisungen ergangen. Nun greift der Kaiser selbst ein, aber in der ihm zur Gewohnheit gewordenen streng konstitutionellen Art, indem er am 28. Juni an Andrassy nach Berlin u. a. schreibt: „... Ich kann aber meine Bedenken nicht unterdrücken, daß ich es für gewagt halten würde, mit so schwachen Kräften in Bosnien-Herzegowina einzurücken und daß ich im Gegenteile die Gesamtheit der in Aussicht genommenen Kräfte, somit auch die 6. und 7. Division, als Minimum dessen betrachte, mit dem man mit einiger Sicherheit auftreten könnte.“

Erst jetzt gibt Andrassy mit einem a. u. Bericht seine Zustimmung zur Mobilisierung des 13. Korpskommandos und aller vier Divisionen (6., 7., 18., 20.), die dann am 2. Juli vom Kaiser angeordnet wird. Dem Minister antwortet der Kaiser: „... Sehr erfreut war ich, in Ihren Auseinandersetzungen, die mit meiner eigenen so übereinstimmende Anschauung zu finden, daß vor allem getrachtet werden muß, die ganze Besizergreifung von Bosnien-Herzegowina als einen friedlichen, mit den Hoffnungen und Wünschen der Bevölkerung übereinstimmenden Akt erscheinen zu lassen und ich werde es auch F. Z. M. Philippovic noch besonders eindringlich empfehlen, diese Auffassung — bei wie immer tunlichen Vermeidung eines militärischen Zusammenstoßes — vor Augen zu halten und überall zur Geltung zu bringen.“

Dem Feldzeugmeister aber wird diesbezüglich in der „Instruktion“ gesagt: „Es kann Ihnen hiebei nicht genug ans Herz gelegt werden, wie wünschenswert es sei, sowohl der Monarchie als Europa gegenüber darzulegen, daß die Besetzung der genannten Gebietsteile als eine friedliche Aktion und nicht als Eroberung durchgeführt werde. Wenn möglich ist jeder gewaltsame Zusammenstoß, jedenfalls aber jede Provokation der Bevölkerung, die zum Widerstande reizen könnte, zu vermeiden.“

In der Zeit vom 9. Juni bis 10. Juli vollzog sich die Mobilisierung des 13. Korpskommandos und der genannten 4 Divisionen, bis 26. Juli auch deren Aufmarsch an der Una—Save. Philippovic befand sich nach Abgabe seines bisherigen Kommandos seit Mitte Juli bereits in Wien, während welcher Zeit der Generalstabschef Oberst Popp mit den Personen seines zukünftigen Stabes in Ugram die Weisungen für den Aufmarsch, für den Einmarsch in Bosnien—Herzegowina, die Proklamation an die Bevölkerung und die Marschtableaus über die tageweisen Marschziele ausgearbeitet hatte.

Von dem Berliner Kongresse hatte Oesterreich—Ungarn am 13. Juli über Vorschlag des englischen Vertreters das Mandat zur Besetzung Bosniens und der Herzegowina und des Sandschak Nowibazar erhalten. Mit der Verwaltung des letzteren will sich Oesterreich—Ungarn nicht weiter befassen, behält sich vielmehr nur das Recht vor, dort militärische Besatzungen zu halten, um die Sicherheit und Freiheit der Handelsstraßen und Wege zu sichern.

In dem am 19. Juli unter dem Vorsitze des Kaisers in Wien abgehaltenen gemeinsamen Ministerrat wurden die an F. Z. M. Philippovic zu erlassende Instruktion sowie die Grenzen des zu besetzenden Gebietes festgesetzt und über besonderes Verlangen des F. Z. M. über nachstehende Fragen Beschluß gefaßt:

1. Verhalten der Truppen bei passivem Widerstande der türkischen Truppen. — Graf Andrássy sieht nach den ihm zugekommenen Berichten einen aktiven Widerstand nicht voraus. Man soll ihn auch nicht als wahrscheinlich hinstellen. Kollisionen sind zu vermeiden. Die

Pforte hat versprochen, türkische Spezialkommissäre in das österreichisch-ungarische Hauptquartier und zu den österreichisch-ungarischen Kolonnenkommandanten zu entsenden.

2. Etwaige Verpflegung der türkischen Truppen.
3. Abschluß von Konventionen mit den Kommandanten türkischer Garnisonen im Sandschak bei der Ablösung durch österreichisch-ungarische Truppen.
4. Verpflegung unserer Truppen. Im Sandschak eventuell durch serbisches Gebiet.
5. Art der Geldwährung im Sandschak.
6. Behandlung öffentlicher Gelder und Kassenbestände. Einhebung von Steuern.
7. Was mit den bestehenden Behörden zu geschehen hat.
8. Behandlung der nicht einheimischen Beamten.
9. Stellungnahme zu den Scheinverkäufen von Staatsgütern an den zukünftigen Bahnlinien zu betrügerischen Zwecken.
10. Zukünftige Landeswährung.
11. Behandlung ausländischer Agitatoren, die sich unter den Schutz fremder Vertretungen stellen. Anstellung türkischer Funktionäre in unseren Diensten.

Der für den Kommandanten des Okkupationskorps mit 4000 Gulden in Gold bemessene Dispositionsfond wurde über Weisung des Kaisers auf 40.000 Gulden erhöht.

Es wurde überdies erörtert: Die Entwaffnung der Bevölkerung, die Errichtung der Gendarmerie, die Behandlung der Presse, die Flüchtlingsfrage und die Aufhebung des Pferdeausfuhrverbotes.

In diese Tage fiel auffälligerweise die Versetzung Fabinis zum Militärkommando in Hermannstadt. Seine Mobilisierungseinteilung bei diesem Kommando geschah über besondere Bitte des Militärkommandanten FMLt. Baron Ringelsheim, und als dieser um Fabinis Versetzung bat, stimmte der Chef des Generalstabes wohl zu, obwohl er der Ansicht war, daß Fabini wegen der Vorarbeiten für die größeren Uebungen in Böhmen in Prag nur schwer entbehrlich sei. Philippovic erhebt gegen die Versetzung auch Einspruch und als er am 2. Juli das Kommando des

Okkupationskorps übernahm, erbat er sich Fabini als zweiten Stabsoffizier seiner Generalstabsabteilung.

Am 21. Juli traf der FZM. mit Oberstleutnant Fabini in Brod a. d. S. ein, wo er sein Hauptquartier mit dessen Generalstabschef Oberst Popp schon in voller Tätigkeit fand, denn inzwischen waren auch die Truppen größtenteils in ihren Aufmarschräumen eingetroffen und zwar: Von der 20. Infanteriedivision (FMt. Graf Szapáry), die nun doch auch dem FZM. für den Einmarsch zur Verfügung gestellt worden war, ihr Hauptteil mit der 40. Infanteriebrigade bei Samac. Das Gros des Korps, die 6. Infanteriedivision (FMt. von Tegetthoff) mit der 30. Infanteriebrigade (der 20. Division) und mit dem Korpskommando bei Brod a. d. S. Von der 7. Infanteriedivision (FMt. Herzog von Württemberg) die Hauptkraft mit zwei Gebirgsbrigaden bei Alt-Gradiska, mit einer Gebirgsbrigade bei Kostajnica. Die 18. Infanteriedivision (FMt. Jovanovic) mit drei Gebirgsbrigaden bei Brgorac und Imoski in Dalmatien. — Als Reserve endlich die 36. Infanteriedivision auf erhöhtem Friedensstande in Kroatien und Slavonien, und bei Spalato die Brigade Eszós.

Einmarsch und Begebenheiten bis zum 19. August

Aus den geschilderten Aufmarschräumen wurde die Reichsgrenze über Allerhöchsten Befehl am 29. Juli überschritten. Die Marschlinien der einzelnen Kolonnen zeigt die beigeheftete Skizze.

Bei allen Kolonnen gab es schon nach den ersten Tagen Kämpfe mit Aufständischen, in denen aber auch, sei es in geschlossenen Abteilungen, sei es in kleineren Trupps, türkisches Militär auftrat. In Wien zögerte man nach dieser Lage nicht, die Mobilisierung von drei weiteren Infanteriedivisionen (1., 4., 36.) und der 20. Infanteriebrigade für Dalmatien anzuordnen, welche Kräfte aber frühestens nach zwei Wochen wirksam werden konnten. Es war damit nun jene Kraft aufgeboten, die der FZM. als unbedingt notwendig verlangt hatte und die man ihm verweigert hatte.

Bei der Hauptkolonne, die unter Führung des Feldzeugmeisters im allgemeinen im Bosnatale vorrückte, geschah

am 3. August bei Doboj der Ueberfall auf die unter Kommando des Generalstabshauptmann Milinkovic vorausgeschickte Husareneskadron des Rittmeisters Paczona, und die Trainkolonne des Oberleutnant Handegg. Am 4. und 5. kam es zu den Gefechten bei Kosna und Maglaj, am 7. zum Gefechte bei Zepce. Ueber das letztere Gefecht schildert im Märzheft der österreichischen Militärzeitschrift *Streffleurs* vom Jahre 1910 ein Teilnehmer des Korpsstabes den Moment, wo in der Nähe der Karaula Lupoglava der Korpsstab in das regelrechte Kreuzfeuer eines türkischen Bataillons anatolischer Redifs kam, das indessen — bald umzingelt — die Waffen streckte, wozu es von einem im Galopp völlig ungedeckt vorsprengenden Offizier aufgefordert wurde. Dieser Offizier ist aber, wie richtiggestellt werden soll, nicht Oberstleutnant Fabini, sondern der zugeteilte Generalstabsoffizier Oberleutnant Emil von Bott gewesen.

Der Korpsstab mit dem Feldzeugmeister nächtigte bis zum Einzuge in Sarajevo ausschließlich unter Lagerzelten. Die Witterung war für die Truppen die denkbar schlechteste. Häufige Gewitter wechselten mit erdrückender Hitze und Schwüle. Die Nächte waren kühl, die wenigen Naturwege aufgeweicht und durch den starken Fuhrwerksverkehr grundlos geworden. Die physischen Anforderungen an Truppen und Trains waren enorm, die Marschverluste groß. Ueber das Leben im Hauptquartier schreibt ein Teilnehmer in der Wiener Presse u. a.:

„Im Felde tritt das kameradschaftliche Band in so ausgeprägter Weise hervor, daß es stärker und edler erscheint, als jedes Freundschaftsverhältnis, das in ruhigen Zeiten geschlossen wird. Das ideale, Allen gemeinsame Ziel des Kampfes für Kaiser und Vaterland knüpft jung und alt, hoch und niedrig mit der gleichen patriotischen Wärme und Begeisterung aneinander. Dieses edle Ziel und das Bewußtsein des Zusammenstehens und Zusammenwirkens für eine große Aufgabe hilft über Anstrengungen und Entbehrungen hinweg und macht Widerwärtigkeiten und Gefahren vergeffen.

Um den Oberkommandanten gruppierte sich eine Anzahl von Stabs- und Oberoffizieren aller Waffengattungen und es hatte einen eigentümlichen Reiz, sich im Zentrum der Operationsarmee zu befinden, von dem die Leitung aller unternommenen Aktionen ausging. Die Werkstätten dieses unermüdlich tätigen Wirkens waren die allabendlich aufgeschlagenen Zelte des Kommandierenden, des Generalstabes und der Korpsintendantur. Dort wurden die Operationspläne für die nächsten Tage gefaßt und ausgearbeitet, diesbezügliche Befehle an die betreffenden Truppenkommandanten erteilt, die Beschaffung der Verpflegungsbedürfnisse für das Heer festgesetzt, kurz, in jeder Weise für die Fortsetzung der Aktion und die Operationsfähigkeit der Armee Vorsorge getroffen. Sobald wir gegen abend das Bivak bezogen hatten, fing dieser komplizierte Mechanismus mit einer Regelmäßigkeit und Präzision zu arbeiten an, als ob er seinen Sitz viele Meilen weit vom Okkupationschauplaze in den bequemen und ruhigen Bureau einer Residenz aufgeschlagen hätte. Und unter welch mißlichen äußeren Verhältnissen mußte sich diese Arbeit oft vollziehen! Während ein arger Wettersturm den Regen bei den Eingängen des Zeltes hineinschleuderte und das außen auf dem Leinwanddache sich sammelnde Wasser in dicken Tropfen auf den Feldtisch niederträufelte, hargen die Offiziere des Generalstabes an den kleinen Plätzchen, die noch trocken geblieben, ihre Karten und Schriften und fertigten die Befehle des Tages aus. Wer seine Arbeit beendet hatte, suchte, so gut es eben auf dem nassen Boden gehen wollte, sich auf einem Bunde Heu oder Stroh in seine Decken zu hüllen und trachtete von den ausgestandenen Mühen auszuruhen und zu schlummern. Nicht besser erging es den Beamten der Intendantur, der Feldpost und des Feldtelegraphen. So mancher bedeutende Lieferungsvertrag wurde bei dem matten Schimmer eines Talglichtes abgeschlossen, das man gegen türkische Windstöße mühsam vor dem Verlöschen schützen mußte. Auch die Postbeamten, die zum Kartieren und Ordnen der Briefe eines größeren Raumes bedurften, machten bei Regenwetter bekümmerte Gesichter und hatten einen guten Teil ihrer Aufmerksamkeit daran zu wenden, die Poststücke vor Nässe

zu bewahren. Glauben Sie aber ja nicht, daß der Feldzeugmeister um vieles besser daran war als die Organe seines Hauptquartiers. Für ihn als Regulator der funktionierenden Maschine begann zur Abendzeit, wenn die Truppen ihre Lager bezogen, das tätige Leben. Alle wichtigen Entscheidungen, die von der einen oder andern Branche der Kriegsverwaltung im Felde getroffen wurden, mußten Baron Philippovic zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden. Auch er hatte unter der Ungunst der Witterung zu leiden, gegen die sein einfaches Zelt nur einen dürftigen Schutz bot. Oftmals, wenn schon lange der Zapfenstreich geblasen war und die Truppen der Ruhe pflegten, sah ich in seinem Zelte noch Licht. In Gesellschaft des Chefs oder Souschefs seines Generalstabes, des Obersten Popp, oder Oberstleutnants Fabini, arbeitete er häufig bis tief in die Nacht hinein an den Plänen für die Fortsetzung des Feldzuges. Sorglos schliefen die ermüdeten Soldaten; kein Laut als das Prasseln der Wachtfeuer störte die Ruhe des Lagers und sorgenvoll, rastlos überdachte der Kommandant die augenblickliche Lage und das nächste Ziel seiner Operationen.

Es war ein reges Leben, das im Hauptquartier herrschte, sobald sich dasselbe an einem Orte festgesetzt hatte. Bald kam eine Deputation von Ortsbewohnern, die Baron Philippovic, der Landessprache in Wort und Schrift vollkommen mächtig, selbst empfing und gewöhnlich befriedigt entließ, bald kamen Wegführer oder Kundschafter, deren Berichte in der Regel der landeskundige Generalstabshauptmann Milinkovics entgegennahm. Ab und zu richtete auch an solche Boten Baron Philippovic eine Frage, um sich persönlich über den Zustand der Wege und die Lage der Dinge im Insurgentenheer zu unterrichten. Unterdessen unterfertigte in seinem Namen sein Ablatus, der lebenswürdige General Kopsinger, Befehle und Brieffschaften. Handelte es sich um das Konzept irgendeiner Korrespondenz diplomatischer Natur, um den Empfang eines französisch sprechenden Würdenträgers, so wurde sicher General Kopsinger hiezu ausersehen, der sich durch jahrelange Dienstleistung als Militärattaché bei der österreichischen Botschaft in Paris

diese Art von Geschäftsverkehr anzueignen verstanden hatte. Neben ihm, auf den Rasen hingestreckt, übte sich Oberleutnant Pott, vielleicht dereinst ein Aspirant auf eine ähnliche militärisch-diplomatische Stellung, im Deciffrieren von Depeschen, wobei ihm zuweilen einer der jüngsten und feschesten Husarenleutnante, der Ordonnanzoffizier Graf Batthany, behilflich war. Die Husarenoffiziere scheinen überhaupt zu jenen glücklichen Sterblichen zu gehören, die stets jung bleiben. Oberstbrigadier Baron Scotti, das Prototyp eines schneidigen Reitergenerals und angenehmen Gesellschafters, ist wenigstens ein sprechendes Beispiel hiefür. Nicht weniger entgegenkommend als der Kavalleriechef zeigte sich der Chef der Artillerie, der freundliche Oberst Frank. Artillerist mit Leib und Seele trat er bei jeder Gelegenheit für seine Waffe ein und brachte sie, wo es bei einem Gefechte anging, mit voller Wirksamkeit zur Geltung. Wenn Baron Scotti bei scharfen Refognoszierungen seinen Husaren voran jagte, so war Oberst Frank gewiß der erste dabei, wenn es galt, eine Batterie richtig zu placieren. Während des Marsches unterzog er sich oft aus freien Stücken der Mühe, die Ordnung des Trains ein wenig zu überwachen, was ihm bei aller wienerischen Gemütlichkeit besser gelang als manchem anderen. Daß er hiebei von dem energischen Kommandanten der Feldgendarmarie Rittmeister (jetzt Major) v. Czetsch kräftig unterstützt wurde, darf nicht unerwähnt bleiben. Mit den Straßen und Brücken hatten die Chefs der Genietruppe und Pioniere, Oberstleutnant v. Nemecek und Major Selussik, ihre liebe Not. Unterstützt von dem unermüdlchen Arbeitseifer ihrer Abteilungscommandanten und Mannschaften, leisteten sie wahrhaft Staunenswerthes. Binnen 24 Stunden waren zwischen Dervent und Kotorško mehrere Brücken und an 20 durch die Regengüsse zerstörte Straßenübergänge und Durchlässe hergestellt. So ging es fort bis Kosna, Doboij, Maglai usw. Hauptmann Edelmüller, einen behäbigen und überaus gemüthlichen Wiener, traf ich an mehreren dieser Stellen mit seiner Pionierkompagnie bei der Arbeit. Sein Embonpoint hinderte ihn nicht, sich in unverdrossenster Weise bis Sarajevo durchzuarbeiten und als ich ihm dort mit seinen Leuten bei der Herstellung der

Straße nach Mokro, deren erste Hälfte er in der unglaublich kurzen Zeit von 23 Tagen gebaut, wieder begegnete, hatte er sich noch keinen einzigen Kasttag gegönnt. — Die leidende Menschheit in dem Hauptquartiere fand in dem Sanitätschef Dr. Maschef, der seine Ordinationsanstalt in seinem Wagen aufgeschlagen hatte, einen stets willfährigen Berater und freundlichen Arzt, während Major Fürst Odeschalji, der sich dem Hauptquartiere als Kommandant der Sanitätskolonne des Deutschen Ritterordens angeschlossen hatte, in hochherzigster und aufopferndster Weise für den Transport und die Labung der Verwundeten sorgte. Das „Recht“ handhabte Majorauditor Burian, der sich mit aller Strenge — auch zugunsten des Angeklagten — an den Buchstaben des Gesetzes hielt und selbst mit verkommenen Insurgenten in gewissenhaftester Weise gerichtsunterstützungsmäßige Protokolle aufnahm. Daß Oberst Popp und Oberstleutnant Fabini mit allen diesen Herren in regem Geschäftsverkehre standen, brauche ich wohl nicht noch ausdrücklich zu betonen. Wer immer im Hauptquartiere ein wichtigeres Anliegen hatte, wendete sich, wenn er nicht zum Feldzeugmeister selbst gehen wollte, an einen seiner beiden Generalstabschefs. Man kann sich vorstellen, wie sehr dieselben in Anspruch genommen waren. Wann sie die Zeit fanden, sich die nötige Ruhe zu gönnen, blieb mir selbst stets ein Rätsel. Dabei legten sie gegen jeden, der sie nicht in taktloser Weise inmitten ihrer dringendsten Geschäfte störte, stets die größte Freundlichkeit und Bereitwilligkeit an den Tag. Oberstleutnant Fabini ist ein ernster Mann, allen Phrasen abhold und ein gediegener Charakter; Oberst Popp, nicht minder mit trefflichen Eigenschaften ausgestattet, eine etwas nervöse, aber durchaus einnehmende und gewinnende Persönlichkeit. Ihnen zur Seite stand außer dem bereits genannten Hauptmann (jetzt Major) Milinkovics, Generalstabshauptmann Daublebsky v. Sterneck, der das Land früher bereits bereist und topographisch beschrieben hatte und sich während des Feldzuges besondere Verdienste um die Verpflegung des Heeres erwarb. Auch der Hauptleute Tzibulka und v. Gunesch wäre noch zu gedenken, die sich mehr als einmal schwierigen Aufgaben unterzogen, mit

denen sie der Kommandierende betraute und dieselben zu seiner vollen Befriedigung lösten. Und soll ich schließlich unseres Nährvaters, des wackeren Probiantoffiziers Oberleutnants Edelmann vergessen? Des Mannes, der auf unser leibliches Wohl in einer Weise bedacht gewesen, daß er hiedurch schon seinen stolzen Namen vollauf verdient?

Während, wie aus dem bisher mitgeteilten hervorgeht, die Organe der Heeresleitung im Hauptquartiere in mannigfacher Richtung tätig waren, um das Fortschreiten der Okkupation von Tag zu Tag zu fördern, hielt auch die Zivilverwaltung, die sich ihnen angeschlossen, keine Feierstunden. Zwar hatte sie anfänglich noch mehr vom Straßenstaube als vom Altentstaube zu leiden, aber die Erfahrung hat gezeigt, daß sich oft „in kurzem Wege“ weit besser und ersprießlicher amtieren läßt, als mittels weitläufiger Protokolle. Ministerialrat v. Kotky hatte sein Bureau je nach Umständen in seinem Reisewagen oder in einer daneben aufgerichteten Laubhütte aufgeschlagen. Von dort gingen die Erlässe an die Bewohner dieses oder jenes Ortes, die Weisungen und Ernennungsdekrete an diesen oder jenen Kaimakam oder Mudir aus. Keine Gelegenheit wird versäumt, die Ortshonoratioren ohne Unterschied der Konfession kennen zu lernen. Unermüdet ist der Fleiß des Zivilkommissärs in der Eruiierung der Ertragsfähigkeit des Landes und in dem Studium von Landes-sitte und Landesbrauch. Während Ministerialrat v. Kotky „sine ira et studio“ nach Bosnien gekommen war, legte Oberstaatsanwalt v. Spun aus Agram eine ganz ausgesprochene Vorliebe für das katholisch-kroatische und eine unverkennbare Animosität gegen das muselmännische Element an den Tag.“

Während die Hauptkolonne den Marsch auf Sarajevo nur langsam fortsetzen konnte und nach einem Gefechte bei Han Behlakovac am 16. August endlich am 17. die Hauptstadt Sarajevo erreichte und diese nach sorgfältiger Vorbereitung am 19. August im Sturme eroberte, war die auf Dolnja Tuzla dirigierte linke Kolonne des FMLt. Graf Szapary in schwierigem Gelände auf weit überlegene Kräfte gestoßen, denen sie zur Sicherung der Hauptnachschubslinie

nach Doboj ausweichen mußte. In zäher Abwehr wußte sie sich so lange zu behaupten, bis von der Save Verstärkungen herangeführt wurden, welche die Insurgenten vertrieben. Einen ähnlichen Rückschlag gab es am 14. August auf der Vorrückungslinie der Division des Herzogs von Württemberg durch die vorübergehende Einnahme von Banjaluka. Die nicht zu übersehenden Auswirkungen beider Ereignisse im Rücken der weit vorwärts stehenden Kolonnen mögen wohl kritische Stimmungen erzeugt haben, wie ein Brief des damals eine Brigade führenden Generalmajors Erzherzog Johann Salvator (der spätere Johann Ort) darlegt, aber den obersten Führer vermochten sie in seinem Entschlusse, ungehindert auf Sarajevo loszugehen, keinen Augenblick wankend zu machen. In aller Ruhe erfließen die nöthigen telegraphischen und schriftlichen Anordnungen, und nachdem sich am 13. August die beiden Hauptkolonnen der 6. und 7. Division bei Vitez-Senica vereinigt haben, geht in kalt berechnendem eisernem Willen der Marsch weiter. Dem FZM. ist es hoch anzurechnen, daß er der Versuchung widerstand, den Sturm auf Sarajevo nicht schon für den 18. August, den Geburtstag des Kaisers, anbefohlen zu haben. Er wartete vielmehr den Aufmarsch und die Bereitstellung der Truppen für die Erstürmung geduldig ab, geht auf das sichere, bereitet die Einschließung sorgfältig vor und nimmt erst am 19. mit halbwegs ausgerüsteten Truppen durch prächtig einheitliches Zusammenwirken aller Angriffsgruppen mit relativ geringen Verlusten die Landeshauptstadt. In dieser Enthaltbarkeit zeigt sich der Meister!

Während dieser Tage oblag Fabini als Souschef des Stabes ressortmäßig die Bearbeitung der Vorforgen für den Nachschub und für die Verpflegung. Nach einem späteren Geständnisse des Feldzeugmeisters gelang dieses vorzüglich, trotz der denkbar schwierigsten Verhältnisse. Es fanden sich in dem vorgelegenen Aktenmateriale aber auch zahlreiche Konzepte von Spezialberichten und Meldungen von der Hand Fabinis, die vertraulichsten Charakter hatten und u. a. mehr als einmal an die Allerhöchste Militärkanzlei gerichtet waren. Es darf dieser Umstand gewiß als ein Beweis besonderen Vertrauens des Kommandierenden ange-

sehen werden und dafür die Erklärung sein, daß Sabini bei der Erkrankung des Obersten Popp nach der Einnahme von Sarajevo der wichtigste Gehilfe des FZM. blieb.

Den anfangs August mobilisierten und rasch herangezogenen Streitkräften gelang es bald die Gefahren im Rücken des Okkupationskorps zu bannen. Man war auch mit der Einnahme von Sarajevo noch nicht am Ende angelangt. Die Rückschläge von Tuzla-Doboj und Banjaluka, aber auch jener von Stolac in der Herzegowina hatten der Aufstandsbewegung zweifellos mächtige Impulse gebracht. Der Winter war nicht mehr ferne. Wollte man bald in ruhige Verhältnisse kommen, mußte die ganze Bevölkerung gründlich entwaffnet werden. Auch Unterkunftsvorsorgen waren für die Truppen zu treffen. Das brauchte alles Zeit. Und als der FZM. am 16. August am Tage des Rückschlages bei Banjaluka in seinem Tagesbericht an die Militärkanzlei um ausgiebige Verstärkungen bat, erwachte in Wien das Gewissen in vielleicht zu großem Maße. Man war nun dort endlich angelangt, einzig und allein militärische und nicht mehr politische oder finanzielle Interessen als ausschlaggebend zu betrachten. Man half schnell und reichlich — zu reichlich:

Es wurden (nebst der 1., 4., 36.) weitere vier Infanteriedivisionen (13., 14., 31., 33.) und eine Kavalleriebrigade mobilisiert und noch das 3., 4. und 5. Korpskommando aufgestellt. Das Kommando über das 13. Korps hatte nach FZM. Philippovic der FML. Herzog von Württemberg übernommen und alle diese Heereskörper als 2. Armee unter das Kommando des Feldzeugmeisters gestellt. In diesem Armeestabe war Generalmajor Cornaro der Armeegeneralstabschef. Der zum Chef der Operationsabteilung ernannte bisherige Generalstabschef des Okkupationskorps Oberst Popp erkrankte nach dem Einzuge in Sarajevo und war bis zur Demobilisierung nicht mehr dienstfähig.¹

¹ Welcher Art die Erkrankung Popp's war, bleibe hier unerörtert. Jedenfalls blieb er im Besitze höchsten Vertrauens und besonderer Wertschätzung, wurde er doch wenige Jahre später zum Nachfolger des FMLt. Freiherrn von Beck auf den Posten des Vorstandes der Militärkanzlei des Kaisers berufen.

Die letzten Operationen und der Abschluß der Okkupation

Für den Aufmarsch des Großtheiles der 2. Armee an der Save hatte der Feldzeugmeister seine Absichten in einem Operationsplane niedergelegt und seinem Generalstabschef Generalmajor Cornaro zugesandt, ihn gleichzeitig anweisend, mit engerem Stabe nach Sarajevo zu kommen. Für den gesamten Armeestab fehlten in Sarajevo geeignete Unterkünfte. Cornaro erhob beim Chef des Generalstabes hiegegen Vorstellung: eine einheitliche Leitung des Aufmarsches und der ersten Operationen sei nur von Brod a. d. S. aus möglich, die Befehlgebung von Sarajevo aus zu unsicher, auch sei er mit dem Operationsplan nicht ganz einverstanden, verwehrt sich gegen alle Konsequenzen und bittet um Abhilfe. Der Kaiser, hievon in Kenntniss gesetzt, befehlt, daß den Weisungen des Armeekommandanten hinsichtlich Aufmarsch und Operationen unbedingt nachzukommen sei. Wegen des Abgehens Cornaros nach Sarajevo seien noch Weisungen abzuwarten, nachdem Philippovic vorher der kaiserlichen Militärkanzlei gemeldet hatte: „Das Hauptquartier muß ich, wie die Verhältnisse nun sind und sich gestalten haben, unabänderlich in Sarajevo nehmen, vielmehr belassen.“ Am dem folgenden Tage, dem 3. September, erhielt der Feldzeugmeister von Wien aus einen längeren telegraphischen Befehl, nachdem FMLt. Baron Ramberg als ranghöchster Korpskommandant über die an der Save aufmarschierenden Truppen als stellvertretender Armeekommandant mit Cornaro in Brod a. d. S. so lange zu verbleiben haben, als die ungestörte Fortsetzung des beginnenden Aufmarsches, der Abschub der nach Sarajevo bestimmten Truppen und das harmonische Zusammenwirken der Operationen Szapáry's und Bienerth's im Sinne der Direktiven und Dispositionen Philippovic's es an Ort und Stelle erfordern. Die Verhältnisse brachten es später dazu, daß das Armeehauptquartier niemals nach Sarajevo gelangte und daß der Armeekommandant mit seinem Gehilfen Oberstleutnant Sabini bis zur Demobilisierung der Armee allein in Sarajevo verblieb.

Die Operationen der 2. Armee vollzogen sich in nachstehender Weise:

Die 1. Infanteriedivision wurde dem 13. Korps in Sarajevo zugeschoben, und von hier nach ihrem Eintreffen der Vorstoß der 6. Infanteriedivision auf die Romanja pl. ausgeführt, hierauf gemeinsam mit der 1. Division über Rogatica bis an die Grenze des Sandschaks vorgerückt; Bišegrad und Garazda wurden besetzt und gegen Blasenica mit dem 4. Korps gemeinsam operiert.

In der Krajina wurden die an der kroatisch-bosnischen Grenze versammelten Brigaden Zach und Reisländer auf Bišac und den Raum nördlich und südöstlich davon dirigiert. Bei der Pazifizierung des Raumes um Petrovac wirkte das über Banjaluka vorgegangene Gros der 36. Infanteriedivision und eine über Travnik herangezogene Brigade der 7. Division mit. Das Gros letzterer Division, die nun Generalmajor Erzherzog Johann führte, zersprengte bei Livno unter Mitwirkung der Brigade Generalmajor Csikos von Sinj aus die Insurgenten. In der Posavina und nächst der serbischen Grenze mußten bedeutende Kräfte eingesetzt werden, denn hier war die Zahl der Insurgenten und ihr Widerstand am größten. Das bei Doboj versammelte 3. Korps säuberte das Sprecatal, während von Samac aus das 4. Korps anfänglich in zwei Divisionskolonnen die Gegend von Neu Brča, Bjelina und Gradacac nach Kampf in Besitz nahm und von hier aus den Hauptherd der Insurrektion bei Dolnja-Tuzla im Zusammenwirken mit dem durch das Sprecatal vorgerückten 3. Korps zersprengte. Von Dolnja-Tuzla aus wurde endlich Zvornik und im Zusammenwirken mit dem 13. Korps (siehe oben) Blasenica unterworfen.

In der Herzegowina war es dem Kommandanten der 18. Infanteriedivision FMt. Jovanovic gelungen, mit einem kraftvollen überraschenden Vorstoß von Dalmatien aus die Insurgenten in dem Gefechte bei Citluk über den Haufen zu werfen und schon am 5. August die Hauptstadt Mostar in Besitz zu nehmen. Eine Mitte August nach Stolac vorgeschobene Gruppe wurde hier wohl von überlegenen Insurgenten im Kastell vorübergehend eingeschlossen, am 21. August aber wieder befreit. Die hierauf folgende Besetzung von Nevesinje, der Zug auf Bilek und die Er-

VII Hrzg. v. Württemberg

F. Z. M. Philippovič

Tegetthof

Ramberg

5. Korps.

Allg. Reserve

Szapary

4. Korps.

Bienert

28. J.B.

XIV

Stuin

9/10

Peči

6-7/10

Reinländer

5/10

8/10

15/9

Bihac

7-19/9

Zavalje

72. J.B.

XXXVI

Uha

1/10

Krupa

Novi

29/7.

1. G.B.

Karajnica

VII

All Gradiska

29/7.

VII

XXXVI

Urbes

29/7.

VI

Tegetthof

Ramberg

5. Korps.

Allg. Reserve

IX

Devvent

29/7.

IX

SAN

Bosna

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

IX

oberung der Grenzfeste Klobuk am 28. September beendigten die Operationen, nachdem die zur Verstärkung der dalmatinischen Truppen nach Ragusa zugeschobene 20. Infanteriebrigade bereits am 7. September Trebinje kampflos besetzt hatte.

*

Das Auftreten so überlegener Kräfte aus verschiedenen Richtungen gegen die einzelnen Insurrektionszentren brachte es mit sich, daß der Widerstand sehr schnell erlahmte und die eigenen Gefechtsverluste auf ein Mindestmaß herabgesetzt wurden.

Die vom FZM. vorausgesehenen Rückschläge waren prompt eingetreten. Aus den verlangten 7 Divisionen waren 11 einhalb geworden. Es war viel kostbares Blut geflossen und die Kosten mögen sich verdreifacht haben. Je eine Division anfänglich in der Krajina, Bosabina und längs der serbischen Grenze mehr eingesetzt, hätten wahrscheinlich die ganze Okkupation friedlich gestaltet und Ende August zum Abschlusse gebracht.

Dies das Bild der letzten Operationen in Bosnien-Herzegowina, die der FZM. von Sarajevo aus leitete.

Im Armeehauptquartier zu Sarajevo gab es außer der Leitung der Operationen noch viele andere wichtige Arbeiten: die Einrichtung der Verwaltung; die Vorsorgen für die Verpflegung und Unterkunft der Truppen im kommenden Winter, für die Aufrechterhaltung der Sicherheit und des allgemeinen Verkehrs usw. endlich die Demobilisierung der nach völliger Pazifizierung des Landes nicht mehr notwendigen höheren Kommanden, Truppen und Heeresanstalten.

Soweit möglich, waren für die Verwaltung aus der Monarchie ein Teil der Beamten bereits ausgewählt, die Aufstellung einer Sicherheitstruppe nach dem Beispiel des kroatischen Serezanerkorps vorbereitet. Ueber die Organisation der Verwaltung hatte der FZM. sein sehr klares und richtiges Programm. Er war Vollblutkroate mit gut kaiserlicher Gesinnung und hätte die Verwaltung auch in diesem Sinne organisiert und geleitet. Dies mag aber ver-

schiedenen staatlichen Faktoren wenig gepaßt haben. Auch der Neider und persönlichen Feinde hatte der FZM. in der Monarchie nicht wenige. So darf es denn nicht wundernehmen, wenn sich Bestrebungen geltend machten, die Einrichtung und Leitung der Verwaltung anderen Händen anzuvertrauen.

Ueber die Ernennung des ersten Landeshefs brachte im September 1928 die Nr. 243 der „Grazer Tagespost“ die folgenden Ausführungen:

Noch konnte sich Feldzeugmeister Josef Baron Philippovic in der Gnade des Kaisers. Am 20. August 1878 war ihm für die Meldung über die am Vortag erfolgte Einnahme von Sarajevo telegraphisch die Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens mit der Kriegsdekoration „in vollster Anerkennung der ausgezeichneten Führung“ mitgeteilt worden. Am 4. Oktober, dem Namenstag des Monarchen, berichtete er nach Wien, daß mit der Besetzung von Bisegrad und Gorazda der Aufstand in Bosnien niedergeworfen und das ganze Land in den Händen unserer Truppen sei. Am 6. und 7. Oktober verhalten in dem erbittert geführten Gefecht von Peci, gleich darauf bei der Besetzung des befestigten Schlosses Belika Kladusa in Nordwestbosnien die letzten Schüsse. Am 19. Oktober kündigte ein Armeebefehl des Kaisers die teilweise Demobilisierung der 2. Armee an. Die Korpskommanden (Nr. 3, 4, 5 und 13) wurden aufgelöst und 4 einhalb Infanterie-*Trupp*endivisionen wieder in das Innere der Monarchie verlegt.

Ziemlich unabhängig — da auf Dalmatien basiert — hatte Feldmarschalleutnant Stefan Baron Jovanovic die Eroberung der Herzegowina durchgeführt. Ebenfalls wie Philippovic ein Grenzerkind, hatte er beinahe seine ganze Dienstzeit im Südosten der Monarchie verbracht, wo er nicht nur wiederholt zu militärisch-diplomatischen Sendungen nach Mostar, Trebinje, Cetinje und Konstantinopel mit größtem Erfolg verwendet wurde, sondern auch mehrere Jahre als Generalkonsul in Sarajevo fungierte. Er hatte mit unleugbarem Geschick unter geringen Opfern die Herzegowina besetzt und die Frage des Rückzuges der Montenegriener aus den von ihnen besetzten Grenzdistrikten dieses Landes

reibungslos gelöst. Sein Name hatte als der des Bezwinners der aufständischen Krivosije (1869) in den höheren Armeefreien guten Klang.

*

Noch am 23. Oktober richtete der Armeekommandant an Feldmarschalleutnant Baron Beck, den zweiten Generaladjutanten und Vorstand der Militärkanzlei des Monarchen, ein längeres Schreiben, worin er dem „hochverehrten Freund“ eine sehr interessante Schilderung „dieses armen, man könnte sagen, bisher von Gott verlassenen Landes“ gab. Dieser nach Göbblö, dem Sitz der damaligen Hofhaltung des Monarchen bestimmte Brief fand schon in Bosnien seinen Empfänger; Baron Beck übernahm ihn am 27. Oktober auf der Straße Derwent—Kotorško beim Han Marica.

Wie schon 1866 zum Armeekommandanten der Nordarmee Benedek, so war auch jetzt General Beck auf direkten Befehl des Kaisers nach Bosnien gereist. Er hatte nicht nur über einen Komplex politischer und militärischer Fragen Erhebungen an Ort und Stelle zu pflegen und zu berichten, sondern auch die Frage des künftigen Landeschefs zur Lösung zu bringen; er hatte scharf umgrenzte Befehle.

Von der Hand des in der Militärkanzlei eingeteilten Generalstabsoberstleutnants Otto Ritter von Pohl herrührende, diesem Offizier ersichtlich nach einer Besprechung des Kaisers mit Beck diktierte schlagwortartige Aufzeichnungen besagen klipp und klar:

„Philippovic im Namen Seiner Majestät befragen, ob er selbst noch für die weitere Periode in Sarajevo zu verbleiben wünsche oder auf den ihm vorbehaltenen Posten zurückkehren möchte. Seine Majestät ist mit der militärischen Führung sehr zufrieden, erkennen in ihm für künftige Zeiten einen tüchtigen Armeekommandanten, möchten ihn gerade aus dieser Ursache erhalten und nicht mit politischen Detailfragen abnützen. Philippovic hat selbst seinerzeit hinsichtlich Uebernahme der Leitung der Militärgrenze in dieser Hinsicht sich geäußert, daß er sich für die politischen Fragen weniger geeignet fühle. Zeitpunkt ist jetzt der geeignete, später würde es weit schwieriger sein und den Schein einer PreSSION annehmen.“

„Prinz Württemberg: Diesem im Allerhöchsten Namen eröffnen, daß er als Remplacant für Philippovic bestimmt ist, daß Seine Majestät überzeugt ist, daß er politische Verwaltung von einem höheren und politisch richtigen Gesichtspunkte durchführen würde. Wenn auch jetzt Philippovic als oberster Chef verbleiben sollte, so ist Württemberg jeden Falles für einen späteren Zeitpunkt als Ersatz bestimmt. Er soll sich mir gegenüber ganz offen aussprechen, ob er einverstanden wäre, Feldmarschalleutnant Jovanovic zugeteilt zu erhalten, und zwar speziell für Zivilsachen und wegen seiner genauen Kenntnis des Landes und der Sprache. Gutes Zusammengehen beider wäre Bedingung und wäre zu erwägen, ob er schon jetzt von Mostar weggenommen werden könnte.“

„Mit Feldmarschalleutnant Jovanovic für den Fall dieser Personaländerung seine künftige Stellung klar besprechen und ihn verhalten, daß er Württemberg offen und rückhaltlos unterstütze. Ihn und später Feldzeugmeister Rodich befragen, ob sie Generalmajor Poppenheim als Ersatz nach Mostar geeignet halten oder wen sonst.“

Ende Oktober traf General Beck in Sarajevo ein und entledigte sich seines Auftrages gegenüber dem Armeekommandanten, der sich dem Willen seines Monarchen fügte und einige Wünsche personeller Art vorbrachte; nach Gödöllő wurde darüber sofort telegraphisch berichtet.

Am 3. November 1878 erstattete Beck an den Kaiser folgenden Bericht: „Unter allen den vielen Grundbedingungen, welche für eine gedeihliche Organisation von Bosnien und der Herzegowina in politischer und militärischer Richtung zu lösen sind, steht wohl die Personalfrage in erster Linie... Die Kenntnis der Landessprache, die imposante Persönlichkeit, selbst der Wert und das Ansehen als tapferer Soldat sind notwendige Eigenschaften für einen Chef, will man von ihm ein gedeihliches Wirken erwarten. Beide dermalen in Funktion befindliche Persönlichkeiten — Philippovic und Jovanovic — wären wie geschaffen, dieser Aufgabe zu entsprechen und von letzterem kann man mit voller Ueberzeugung behaupten, daß er eine der wenig vorhandenen Persönlichkeiten ist, welche seine Aufgabe voll-

ständig erfaßt und die Bevölkerung mit großer Klugheit zu behandeln weiß. Mit dem richtigen Maß an Strenge ist er leutselig gegen jede etwas angesehenere Person, und mit Vertrauen kommt ihm die Bevölkerung entgegen.“

„Anders verhält es sich mit Philippovic. Sein eiserner, unbeugbarer Charakter, seine Rücksichtslosigkeit bei Befolgung eines angestrebten Zieles, sein Mißtrauen und seine Abneigung gegen das mohammedanische Element hält die Bevölkerung überhaupt von ihm ferne, und wenn auch das slawisch-christliche Element der Bevölkerung mit großer Bewunderung zu ihm aufblickt und in ihm den Erlöser von langer Sklaverei erblickt, so ist dieses doch mehr ein Gefühl der Furcht als des Vertrauens, beim mohammedanischen jenes des Mißtrauens und der Ueberzeugung, daß er ihm übelgesinnt sei.“

„Herzog Wilhelm von Württemberg, welcher Land und Leute noch wenig kennt, mit dem ihm innemwohnenden Eifer aber die ihm übertragene Aufgabe erfassen wird, ist leider der Landessprache gar nicht mächtig und verhehlt nicht eine große Zuneigung für das türkische Element und seine geringe Sympathie für die Russen (gemeint sind hier wohl die griechisch-orthodoxen Einwohner). Ganz sich selbst überlassen oder auf die Dauer selbst mit einem tüchtigen Stellvertreter wird er als oberster Chef beider Länder nichts Gedeihliches wirken können. Setzt man Jovanovic an seine Seite, so beraubt man die Herzegowina ihres tüchtigen Landeshefs und bringt ihn selbst in eine auf die Dauer nicht ohne Kollisionen bleibende Zwitterstellung, denn die Bevölkerung wird sich mit Umgehung Württembergs an ihn wenden und mit ihm verkehren wollen, und Eifersucht über das Gefühl, daß die eigene Position im Land untergraben wird, muß den Kommandierenden mit der Zeit erfassen.“

„Sollte die Lösung der ganzen Frage gedeihlich werden, so dürfte folgendes in Erwägung zu ziehen sein: Jovanovic wird zum Stellvertreter des Kommandierenden beider Länder ernannt mit der Absicht, ihn, falls die Organisation beider Länder daselbst erfreuliche Fortschritte macht, im Laufe des nächsten Jahres zum Kommandierenden in Sarajevo zu ernennen und Feldzeugmeister Herzog von Württemberg da-

gegen ein anderes Generalat zu übertragen... Die Besetzung des Postens in Mostar bietet keine geringen Schwierigkeiten. Nach weiteren Studien und nach Rücksprache mit Feldzeugmeister Baron Rodich" — er war Statthalter und Militärkommandant von Dalmatien — „glaube ich die beste Wahl in der Person des Erzherzogs Johann Salvator bezeichnen zu können. Aus dienstlichen und politischen Rücksichten wäre diese Wahl sehr zu empfehlen.“

Ueber Mostar, das er am 6. November passierte, und Spalato kam General Beck am 11. November in Wien an und begab sich gleich darauf zur Berichterstattung an das Hoflager nach Gödöllö.

Schon am 5. November hatte die offiziöse „Politische Korrespondenz“ gemeldet, Philippovic habe die Bitte um Rückkehr auf seinen alten Dienstposten gestellt und habe die Ansicht ausgesprochen, daß das Armeekommando ohne Gefahr aufgelassen werden könnte.

Das Verordnungsblatt vom 30. November 1878 brachte nun die Verlautbarung der von General Beck angeregten, bzw. vom Monarchen schon früher erwogenen Personalveränderungen. Philippovic trat wieder an die Spitze des Prager Generalkommandos, das er — abgesehen von einem Jahr in Wien (April 1881 bis April 1882) — bis zu seinem am 6. August 1889 erfolgten Tode leitete.

Herzog Wilhelm von Württemberg, der schon seit 19. Oktober als Stellvertreter des Armeekommandanten fungierte, wurde Landeschef, Jovanovic dessen ernannter Stellvertreter, Generalmajor Erzherzog Johann Salvator (der spätere „Johann Orth“) Divisionär in Mostar. Von dort wurde er schon im März 1879 wieder nach Komorn transferiert. Jovanovic aber vertrat sich mit dem Landeschef nicht, trat im Frühjahr 1879 einen längeren Urlaub nach Marienbad an und wurde im Sommer Divisionär in Wien, um welchen Posten er sich wegen der wünschenswerten Stabilität und Erziehung seiner einzigen Tochter beworben hatte. Im Dezember 1881 aber kam er als Statthalter und Militärkommandant nach Dalmatien, wo ihn im De-

zember 1885 plötzlich der Tod ereilte. Hätte dieser ausgezeichnete Soldat die Stellung des Landeshefs von Bosnien erhalten — Prinz Württemberg kam im April 1881 nach Lemberg — und dabei vielleicht das Lebensalter Philippovics erreicht, so wären in den „Reichslanden“ nicht jene Strömungen entstanden, die letzten Endes zum Weltkriege führten!“

Der Rücktritt des FZM. von seinem hohen Posten in den Bereich seines früheren Wirkens war für die Öffentlichkeit jedenfalls eine Ueberraschung und damit sicher auch die Bahn freigegeben für ein mehr ungarisches Regime, das vielleicht die spätere Angliederung der neugewonnenen Länder an das ungarische Imperium hätte vorbereiten sollen. Ob es gut war, darüber wird einst eine spätere Geschichtsschreibung ihr Urteil abzugeben haben. Heute, zehn Jahre nach dem Weltkriege, läßt sich diese Frage nicht unbedingt bejahen.

Es seien nun einige Wahrnehmungen wiedergegeben, wie sie sich nach den noch nicht veröffentlichten Akten aus dem Verlauf der Operationen abheben lassen:

Der Verbrauch an Fuhrwerken für den Nachschub war auf den von Natur aus schlechten, nun durch die anhaltenden Regengüsse nahezu unpassierbar gewordenen Wegen ein ganz enormer. Der FZM. beklagt sich beim Reichskriegsministerium, das über mancherlei Erscheinungen beim Nachschube sein Befremden ausgedrückt haben mag, daß die schweren Armeefuhrwerke kaum weiter zu bringen seien, die Landesfuhrer dagegen eine wahre Wohlthat und die Rettung des Nachschubes bedeuteten hätten. Leider fehlten für die Reparatur dieser nur schwach konstruierten Fuhrwerke die entsprechenden Anstalten.

Ueber das Wirken der Offiziere aller Grade auf dem Gebiete des Nachschubwesens ist der FZM. voll des Lobes, weniger über jenes der Militär- und Zivilbeamten.

Für die Erhaltung der Straßen genügten die reichlich mitgegebenen technischen Truppen nicht, sie mußten geradezu

übermenschliches leisten; ihre Unterstützung durch die Zivilbevölkerung war von nur geringem Nutzen. Die Absicht der Heeresverwaltung, die Herstellung der Straße Brod—Sarajevo einer Zivilunternehmung zu übertragen, findet beim FZM. begeisterte Zustimmung; doch bittet er je eher damit zu beginnen. Wegen des Baues einer Eisenbahn von Brod nach Sarajevo hat er schon am 28. Juli einen Ingenieur mit einem Projekte nach Wien geschickt, aber nach reichlich einem Monate noch nicht gehört, was verfügt wurde. Zum Schlusse wird im Berichte gesagt: „Der Kampf mit den Waffen in sieben Gefechten, die Einleitungen und Ausführungen dazu, der Kampf mit den Elementen und den unaufhörlichen Regengüssen, die hiedurch verzweifelt schwer gewordene Verpflegung der Truppen haben mich und meinen Stab bis an die äußerste Grenze der Kraft in Anspruch genommen. Viel konnte daher für die Herstellung der Kommunikationen und für andere Vorkehrungen nicht geschehen. Was geschehen konnte geschah, und es ist jedenfalls mehr, als was von der anderen Seite veranlaßt wurde.“

Das Reichskriegsministerium will von den trostlosen Zuständen auf den Straßen bisher nichts gewußt haben, auch über die Notwendigkeit einer Anstalt für die Reparatur der Fuhrwerke durch das Armeekommando nicht aufmerksam gemacht worden zu sein. Der Bau einer schmalspurigen Eisenbahn sei bereits eingeleitet usw. Aus diesem Schriftenwechsel darf jedenfalls geschlossen werden, daß das Reichskriegsministerium zweckmäßigerweise sich durch besondere Organe über die fallweisen Bedürfnisse bei dem Okkupationskorps hätten unterrichten lassen sollen, anderseits aber der FZM. sich gegen unberechtigte Vorwürfe sehr nachdrücklich zu wehren weiß. Aber auch in Fragen der großen Politik geht er seine eigenen Wege und unterläßt es nicht, seine Ansichten an Allerhöchster Stelle vortragen zu lassen. Einen geradezu klassischen Beleg dafür bildet ein ausführliches Memoire vom 28. August an den Vorstand der Militärkanzlei, FZM. Freiherr von Beck.

Bericht an FMLt. Beck, Vorstand der Militärkanzlei des Kaisers¹

(In den Akten des Kriegsarchivs kommt er nicht vor.)

Sarajevo, am 28. August 1878.

Hochverehrter Freund!

Der durch Konsularberichte stark niedergegangene Nebel ist durch das beklagenswerte Ereignis der Husareneskadron bei Maglai — Gott sei Dank! — zerrissen worden. Ich sah klar, weil die Illusionen geschwunden und aus der promenade militaire nach und nach sich schließlich einer der beschwerlichsten, — durch Widerwärtigkeiten aller Art, hauptsächlich aber durch ein Unwetter, wie es in dieser Jahreszeit meines Erinnerns nach nie eingetreten, beeinflussten — und immerhin bemerkenswerten Feldzüge entwickelt hat.

Der Uebergang aus dem amikalen Vorgehen mit möglichster Schonung bestehender Gebräuche, oder eigentlich himmelschreiender Mißbräuche, zu energischem, bestimmten, durch nichts zu beirrenden militärischen Vorgänge, trat urplötzlich ein. — Wahrlich nicht zum Schaden der Sache, im Gegenteil; ich hielt es und begrüße es noch immer als ein wahres Glück. Je eher dieser Uebergang bewirkt werden konnte — und er war es auf der 3. Marschstation Doboj schon — desto sicherer gestaltete sich unsere Basis, desto kräftiger unser Handeln, welches, wenn es mehr im Innern des Landes eingetreten sein würde, nimmer jene Wirkungen, trotz angestrengtester Leistungen, hervorzurufen geeignet gewesen wäre. Die Perfidie der ottomannischen Regierung lag zu jener Zeit offen zutage. Jeder, auch die Mohammedaner Bosniens, sprachen davon, ohne sie im mindesten vertuschen zu wollen. Jeder sah sie hier — und wie mir der deutsche, französische und englische Konsul offen sagten — klar, nicht nur die katholischen und griechisch-orientalischen Bewohner und Notabilitäten, sondern auch die sogenannten gutgesinnten Mohammedaner. Nur unser Konsulat, ich bedaure es bestimmt erwähnen zu müssen, wiegte sich in einem Optimis-

¹ Dieser Bericht dürfte von dem Ende August aus der kaiserlichen Militärkanzlei in das Armeehauptquartier entsandten Generalstabshauptmann Pinter nach Wien gebracht worden sein.

mus immer fester und fester ein, der endlich auch im auswärtigen Amte als Tatsache hingenommen wurde. Nicht eine Person, sondern alle hier in Sarajevo — die fremden Konsuln mit eingeschlossen — sprechen es offen aus, daß die ottomanische Regierung gleich zur Zeit des Friedensschlusses von San Stefano enorme Transporte an Waffen, Munition und Kriegsmaterial aller Art, größtenteils über Saloniki, aber auch aus dem Sandschak Nowibazar nach Bosnien hineinwarf und durch Hodjas auf die mohammedanische Bevölkerung zum Zwecke des Widerstandes hinzuwirken anfang — andererseits die Behörden anwies, dem freien Handeln und Willen der Bevölkerung kein Hindernis in den Weg zu legen. Rotorisch bekannt ist es, daß die im Lande befindlichen Rizams, Redifs, Mutehafis unter den Augen ihrer Vorgesetzten zum Anschluß an die Insurrektion bearbeitet wurden. Und ebenso bekannt ist es, daß zuerst Konstant-Pascha, dann Mahzar- und schließlich Hafiz-Pascha unter angeblicher Beförderung der illoyalen Absichten der Pforte eigensüchtige Zwecke in dem Sinne verfolgten, um in der im Frieden von San Stefano ausgesprochenen Autonomie Bosniens sich eine mehr minder unabhängige Paschawirtschaft zu etablieren. Speziell Hafiz-Pascha war es, der die unglaublichen Massen von Kriegsmaterial durch das Sandschakat Nowibazar hereinbeförderte, der die großen Magazine in Maglai, Zepce, Zenica einerseits, in Jaice, Travnik, Livno andererseits, mit Waffen und Munition dotierte. Er ist es, der durch Machinationen seine beiden Vorgänger Konstant- und Mahzar-Pascha zu entfernen und par la grace de Hadji Loja sich zum Gouverneur von Bosnien und der Herzegowina ernennen ließ, welchen Vorgang beachtenswerterweise die Pforte mit einem eigenen Beziratschreiben sanktionierte.

Ich muß der Wahrheit gemäß hervorheben, daß die griechische Bevölkerung aller Landesteile, die ich bis nun durchschritten, trotz meines bestandenen Mißtrauens gegen selbe, sich durchaus korrekt, ja ergeben bewiesen hat in eben dem Maße, wie die katholische. Unsere besten, unsere verlässlichsten Kundschafter waren die griechisch-orientalischen. Nicht einer hat das in ihn gesetzte Vertrauen mißbraucht. Sie

trugen sich ebenso wie die Katholiken freiwillig zu diesem und zum Wegweiser-Dienste an und förderten unsere Sache, die freilich in erster Linie ihre eigene war, in der möglichsten Weise.

Daß in einigen Privatberichten erwähnt wurde, Christen hätten sich an den Kämpfen beteiligt, muß ich dahin modifizieren, daß Christen-Katholiken wie Griechisch-Orientale — von den Insurgenten in Massen ausgehoben, als Lasttiere zum Tragen der Munition und des Proviantes, ja zum Schleppen der Kanonen verwendet wurden. Waffen gaben ihnen die Mohammedaner keine. Sie wollten dieselben, wie konstatiert, bei Zepce wehrlos als Kugelfänger vor sich schieben, was diese, durch Wald und kouierte Boden unterstützt, dazu benützten, um sich aus dem Staube zu machen.

In allen Gemeinden kamen die Christen massenweise zur Begrüßung, zur Dankagung für Erlösung aus 400-jähriger Knechtschaft uns entgegen und laut waren aus den Massen die Rufe innig und herzlich dargebracht zu hören: Gott erhalte unseren zweiten Erlöser Franz Josef I., unseren Herrn und Gebieter von diesem Tage an.

Die mohammedanische Bevölkerung ist — im Gegensatz zu meinen früheren Anschauungen — wirklich eine wilde, vertierte Horde, die nur durch vollständige Entwaffnung und durch eine durch strenge Gesetze geregelte Administration nach und nach annähernd zum menschlichen Bewußtsein gebracht werden kann. Die Begs und Ugas, denen die Touristen und Konsuln verschiedener Mächte ein großes Ansehen, großen Einfluß auf ihre Glaubensgenossen zuschreiben, haben weder Einfluß noch überhaupt irgendein Ansehen. Die Angehörigen der mohammedanischen niederen Volksklasse, durch ihre Geistlichen fanatisiert, sind wahre Petroleurs im vollen Sinne des Wortes und müssen durch große aber auch gerechte Strenge in die Schranken der Gesetzmäßigkeit zurückgebracht werden.

Die von unseren Konsuln zur Allerhöchsten Auszeichnung beantragten Begs, welche angeblich die österreichische Partei gebildet haben, sind die unbedeutendsten Menschen im Lande und haben ebensowenig zu bedeuten, als etwa der biedere Holl in Wien. Die Beteiligung dieser moralischen

Nullen mit Allerhöchsten Dekorationen wäre ein schwerwiegender Fehler.

Die Unverläßlichkeit, die Unfähigkeit der ottomanischen Beamten in den verschiedenen Städten und Ortschaften habe ich zu meinem und der Sache Schaden bitter empfunden, ihre baldigste Entfernung ist ein Gebot des Dienstes und meiner Pflicht, weshalb ich auch in telegraphischem Wege um die schleunigste Zusendung der vom Generalkommando in Agram und von der Banalregierung bezeichneten Personen dringend gebeten habe. Ich bitte hier gleichzeitig um die gefällige Aufforderung an die Stadthalter von Böhmen, Mähren und Krain: mir verläßliche Kräfte, die wohl in der schnellsten Zeit die hiesige, mit der ihrigen verwandte Landessprache sich aneignen werden, zur Disposition stellen zu wollen.

In Sarajevo, wo die Petroleurs ihre Orgien gefeiert, fand ich gar keine Art von Regierung, so daß ich mich veranlaßt sah, schon am dritten Tage meines Hierseins eine Art Stadtrat zu organisieren und zu ernennen, welcher innerhalb des ihm mittelst Statutes, das mit Bericht Nr. 31 pol. vom 24. d. M. vorgelegt worden ist, eingeräumten Wirkungskreises bereits zu administratieren begonnen hat. Dieses provisorische Statut fand sehr dankbare Aufnahme — und tatsächlich brennen schon seit vorgestern etliche 20 Lampen in den Gassen Sarajevos. Große Löcher und Untiefen in den Straßen sind verschwunden, mit der Straßenbespritzung wurde begonnen und die Ausleerung des Hausunrates auf die Gasse wurde beseitigt.

Nicht wahr, die Zivilisation schreitet rasch vorwärts?!

Dieses Statut beabsichtige ich in allen größeren Städten Bosniens und der Herzegowina provisorisch einzuführen, vorbehaltlich einer späteren Verbesserung.

Ich beschäftige mich gegenwärtig mit dem Entwurf einer provisorischen politischen Administration des Landes, welche — wenn die Beamten hier eintreffen, — gründlichst durchberaten und nach Geist und Tendenz jedem einzelnen Beamten klargelegt werden wird, damit sie bei ihrer Exponierung darnach handeln können.

Das dringendste Bedürfnis ist die Aufstellung des Serezanerkorps, und ich werde demnächst meine diesbezüglichen Anträge mir zu stellen erlauben. Ein guter Stamm von Unteroffizieren muß jedenfalls unseren Provinzen entlehnt werden. Christen beider Religionsbekenntnisse, welche sich freiwillig zu diesem Dienste melden, finden sich hierlands in Massen. Die bestandenen Zapties haben in der Mehrzahl in den Reihen der Insurgenten mitgefochten und irren noch immer in den Wäldern herum. Von ihnen wird wohl ein Teil in das Serezanerkorps aufgenommen werden können, der andere Teil muß aber entfernt werden.

Die militärische Situation, die durch den Sieg und die Einnahme von Sarajevo eine ungleich günstigere ist, als ich sie am Tage meiner Berichterstattung abzuschätzen in der Lage war, gibt bestimmte Hoffnung, daß nach dem Eintritte der in das Land beorderten Armeekorper in der Zeit von höchstens drei Wochen alles entwaffnet und vollständig den Gesetzen unterworfen sein wird.

Ich weiß nicht, wie die Allerhöchsten Verfügungen, die Hauptmann Pinter mir überbringt, lauten werden. Ich glaube aber, daß es bei einer Vorrückung von zwei Truppendivisionen von Doboj im Spreccatale aufwärts und einer Division über Novi Brcka gegen Dolnja-Tuzla anderseits — kaum zu zwei Gefechten kommen dürfte, und der Rest der Arbeit dann in der Entwaffnung der Bevölkerung, in der Einsetzung der Behörden und in der Ueberwachung der gesetzlichen Vorschriften bestehen wird.

Durch die Disponierung der 36. Truppendivision nach Banjaluka, respektive die Vorrückung des Generalmajor Zach von Bihac nach Han Cadjavica ist die vollständige Pazifizierung dieser beiden Kreise sicher und in kürzester Zeit zu erwarten. Dann tritt an diese Division die schwere Aufgabe heran, die demoralisierten Flüchtlinge auf ihre Wohnstätten zu führen, sie dort zu etablieren und mit un-nachsichtlicher Strenge zur Arbeit zu verhalten.

Die verhältnismäßig geringe Kraft, über die ich in Sarajevo verfüge, gestattet mir nur die Entsendung von Kolonnen nach allen Richtungen in der Nähe der Stadt, um die geschlagenen Aufständischen, die sich unweit zu sam-

meln versuchen, auseinander zu sprengen. Größere Expeditionen sind mir ohne Entblößung der wichtigen Hauptstadt nicht gestattet. Sowie aber das 4. Armeekorps Sarajevo sich nähert, beabsichtige ich eine größere Unternehmung zuerst gegen Conjica zu machen, um die Verbindung mit der Herzegowina dadurch herzustellen. Uebereinstimmende Meldungen besagen, daß die bei Konjica in großen Massen sich angesammelten Insurgenten auf die Nachricht vom Falle Sarajevos sich in großer Menge verlaufen und kaum irgend etwas Feindseliges unternehmen, ja, kaum irgendeinen Widerstand einer Expedition entgegenstellen werden.

Die bedeutendste und mit Kraft durchzuführende Expedition aber muß auf Bisegrad gemacht werden — eine Expedition, die ebenso wichtig als durch den gänzlichen Mangel an Kommunikationen schwierig ist. Die von Refognoszenten des Landesbeschreibungsbüros als fahrbar bezeichnete Verbindung von Sarajevo bis Bisegrad ist gar nicht fahrbar, ist eines der elendesten Saumwege, die überhaupt denkbar sind. Schon seit 3 Tagen wird am Saumwege von Sarajevo nach Resch vrch, wo ich einige Batterien und eine Befestigung anlegen ließ, mit Zuhilfenahme einer Requisition von 400 Menschen gearbeitet. Ich hoffe diese Arbeit in 5 bis 6 Tagen fertig zu sehen, um sofort an die Fortsetzung gegen Mikro und weiter nach Han pod Romania zu schreiten, deren Beendigung ungefähr in die Zeit fallen dürfte, wenn die nachrückenden Truppen in Sarajevo eintreffen. Der Rest des Weges muß marschierend angelegt und hergestellt werden.

Eine zweite Expedition ist jene, die nach Gorazda, diesem zweiten Schlüssel in das Sandschakat Nowibazar, zu machen ist.

Es sei mir erlaubt meine Meinung über die durch die Ereignisse gewordene Situation aussprechen zu dürfen.

Oesterreich-Ungarn hat Bosnien und die Herzegowina im Sinne des Berliner Kongreßbeschlusses nicht okkupiert, sondern einer illoyal handelnden Regierung mit den Waffen in der Hand genommen. Nicht allein unser Vorteil erheischt es, sondern die Beruhigung des Landes ist souverainement davon abhängig, daß Oesterreich-Ungarn, Bosnien und die Herzegowina zu integrierenden Teilen des

Kaiserstaates öffentlich erklärt. Jedes Hinhalten, jedes Ausweichen von dieser offenen Erklärung öffnet 100 Türen und Tore den Intrigen der Pforte, den Intrigen der italienischen Konsularbeamten, wie ich dies tatsächlich von den hiesigen behaupten kann. Die Agitation wird früher nicht aufhören bei den Mohammedanern nicht in der Erwartung wieder zu ihrer bisherigen Gewalt zu gelangen. Bei den Christen beider Religionsbekenntnisse wird die Furcht, vielleicht doch wieder unter das alte Joch zu kommen, die Liebe zur Arbeit zum Erwerb und die damit verbundene Zufriedenheit hemmen, vielleicht zunichte machen. Das Hinhalten gleiche einem ständigen Belagerungszustande; wäre eine Situation, die uns keine Anhänger, die uns keine ergebenen oder wenigstens die Souveränität nicht anerkennende Bewohner schaffen würde; es stünde einerseits die Armee isoliert da und die Einwohner aus verschiedenen Motiven andererseits in der Gegenstellung und in dieser, Mohammedaner in der Hoffnung auf das Entstehen ihrer früheren wilden Herrschaft, die Christen aus Furcht wieder unter dieselbe zu geraten.

Es ist meine innerste Ueberzeugung daß die Erklärung: Bosnien und die Herzegowina bilden einen integrierenden Bestandteil Oesterreich-Ungarns — sofort alle Schwierigkeiten beheben, sofort die großen Kosten für die Erhaltung der Armee vermindern und diese selbst um einen bedeutenden Teil zu reduzieren gestatten würde.

Dadurch würde aber der Kongreßbeschuß, wonach Oesterreich-Ungarn auch das Besatzungsrecht im Sandschakat Nowibazar eingeräumt wurde, in ein anderes Stadium treten und meiner Ansicht nach von geändertem Standpunkt aufzufassen sein. Ohne das Recht formell aufzugeben, ja unter ausdrücklicher Betonung der Aufrechterhaltung desselben, dürfte die Ausführung in unserem ureigensten Interesse einem späteren Zeitpunkte vorbehalten bleiben müssen. Das Besatzungsrecht im Sandschakat Nowibazar ist in seiner praktischen Geltendmachung ebenso kostspielig als von zweifelhaftem Werte, und die Organisation, die Beruhigung Bosniens und der Herzegowina sind vorläufig ohnehin Arbeiten von beträchtlicher Größe und Bedeutung. Die Einimpfung

österreichisch-ungarischen Wesens in diese zwei ausgedehnten Länder ist voraussichtlich in verhältnismäßig kurzer Frist zu erreichen. Der Unterschied einer geregelten wohlwollenden Verwaltung wird hier in kürzester Zeit treue Untertanen schaffen, wird die wirklich bedeutenden Ressourcen speziell Bosniens entwickeln, eine Entwicklung, die auch auf das Sandschakat Nowibazar die weitgehendsten Folgen ausüben muß. Und sollte der Durchzug durch das Sandschakat zur Verfechtung österr.-ungarischer Interessen nach dem Südosten einmal notwendig sein, so wird dieser Durchmarsch viel leichter, viel besser ausführbar und von der Bevölkerung viel erwünschter begrüßt werden, als wenn dies schon gegenwärtig oder etwa schon im kommenden Frühjahr der Fall sein würde. Die Pforte könnte dem ernstgewollten Durchmarsch dann gar keine nennenswerten Schwierigkeiten bereiten.

Mir schaudert vor den Kosten, die das sofortig durchzuführen Besatzungsrecht in dem Sandschakat betragen würden, weil sie in gar keinem Verhältniß zu dem nominellen Besitze wären. Der Vorbehalt des erworbenen Rechtes und die Zurückhaltung von der Ausführung unsererseits wäre eine wohlverdiente Bestrafung der Perfidien der Pforte, welcher Montenegro und Serbien das Leben sauer genug machen werden, ohne daß wir — wenn Bisegrad und Gorazda in passagerem Sinne befestigt werden — irgend welcher Gefahr ausgesetzt sein könnten.

Es drängt mich zum Schlusse der Opferwilligkeit, der seltenen Hingebung und Ausdauer der Generale, Stabs- und Oberoffiziere, insbesondere aber der Mannschaft zu gedenken, welche Tugenden ihnen allen in hohem Grade eigen, ihre Aktionen im größten Elende, beim Unwetter fürchterlichster Art, bei schlechten und gar keinen Kommunikationen zu wahrhaft heroischen gestalteten. Generale, Offiziere und Truppen verdienen wirklich die in so großem Maße ihnen zuteil gewordenen Allerhöchsten Anerkennungen und Auszeichnungen.

Dagegen muß ich zu meinem tiefen Leidwesen erklären, daß die vom k. ung. Ministerium dem 13. Armeekorps beigegebenen Telegraphen- und Postbeamten weder das

nötige Wissen, noch irgend ein Pflichtgefühl mitgebracht haben. Diese Beamten sind eine wahre Landplage für die Truppen, die durch fast einen Monat weder auf telegraphischem noch auf dem Postwege ihren Angehörigen Nachrichten zu geben oder von ihnen zu erhalten in der Lage gewesen waren, was schwer und bitter von allen empfunden wird.

Die Intendantz- und Verpflegsbeamten, die ihren Beruf im Frieden in Bemängelung von den gewissen Zehntelkreuzern zu sehen gewohnt waren, sind für die Verwendung im Felde, wo es sich um Gedanken, klaren Blick, festen Entschluß und energische Durchführung handelt, nicht brauchbar.

Die Verpflegung, das Nachschubswesen und hunderterlei damit verbundene Geschäfte, die eigentlich der Intendantz Generalstabes zur Last und mit gehobenem dankbaren Herzen gedenke ich ihrer und empfehle sie ganz gehorsamst der Allerhöchsten Gnade seiner Majestät des Kaisers."

Dieser Vorschlag, die Okkupation der beiden Länder zu einer Annexion zu gestalten und die Besetzung des Sandschakat Nowibazar einem viel, viel späteren Zeitpunkte vorzubehalten, haben sich durch die 30 Jahre später stattgefundene Annexionskrise, bzw. die damit im Zusammenhange gestandene freiwillige Räumung des Sandschakates leider nur als zu sehr begründet und zeitgemäß erwiesen.

In einem nicht minder interessanten Schreiben vom 23. Oktober an die gleiche Stelle, dessen schon gelegentlich der Mission des Freiherrn von Beck Erwähnung geschah, klagt der FZM. über einige bedauerliche Erscheinungen auf personellem Gebiete, Mängel bei der Intendantz, beim Fuhrwesenkorps und den Armeeanstalten und legt seine Anschauungen über die zukünftige Verwaltung, das Gerichts- und Finanzwesen, die Verhältnisse bei den verschiedenen Religionsbekenntnissen, die Repatriierung der Flüchtlinge und endlich die Verhältnisse in Nowibazar dar.

Sehr warm setzt sich der FZM. für die außertourliche Beförderung seines Gehilfen, des Oberstleutnant Fabini ein.

nachdem er vorher sich die grundsätzliche Zustimmung des Chefs des Generalstabes erwirkt hat. Die guten Absichten scheiterten an dem Widerstande des Reichskriegsministeriums bzw. an der Bedachtnahme auf die doch nur partielle Mobilisierung und die Friedensbestimmungen der die Beförderung regelnden Vorschriften.

Ab. Präj. 152.

Auf d. Telegr. Präj. 6197 an das K. K. M. in Wien.

Aus dem Antrage des FZM. Philippovic auf außertourliche Beförderung des Oberstleutnant Fabini zum Obersten:

„Oberstleutnant Fabini hat mir in den Gefechten von Doboj, Maglaj, Zepce, Han Belalovac und der Einnahme von Sarajevo, bei den Gefechtsdispositionen und der Gefechtsleitung die vorzüglichsten Dienste geleistet. Speziell hat dieser Stabsoffizier bei meiner Uebernahme des Armeekommandos, weil Oberst Popp, gleich nach dem Eintreffen in Sarajevo erkrankte, mir allein zur Seite gestanden, bei dem Entwurfe des Operationsplanes, bei der Leitung der Operationen, welche, auf weiten Räumen verteilt, ungemene Schwierigkeiten und Frictionen bereiteten, durch Wissen und Können, durch hohes Pflichtgefühl und ganzen Soldatencharakter wesentlichste Unterstützung bereitet. Eine außertourliche Beförderung zum Obersten im Generalstabscorps erbitte ich ganz gehorsamst in Würdigung der Verdienstlichkeit dieses Stabsoffiziers und im weiteren Interesse des Allerhöchsten Dienstes.“

Ein Jahr später wiederholt der FZM. diesen Antrag mit gleich negativem Erfolge. Er vermochte nur die vorzeitige Ernennung Fabinis zum Generalstabchef des Generalkommandos in Prag im Herbst 1879 zu erwirken.

K. k. Generalkommando in Prag.

Präj. Nr. 634.

An S. Erzell. den K. K. M. F. M. St. Graf Bylandt-Rheidt
Wien.

Prag, am 6. Oktober 1879.

„... Oberstleutnant Fabini hatte schon während der Borrückung des 13. Korps bis Sarajevo durch wirklich

außerordentliche Tätigkeit und Leistungsfähigkeit in meinem Stabe sich hervorgetan. Die bald darauf über Allerhöchsten Befehl zusammengezogene 2. Armee, zu deren Kommandanten ich allergnädigst ernannt wurde, brachte die eigentümliche Erscheinung zu Tage, daß der ernannte Generalstabschef bei der Armeekommando = Stellvertretung in Brod a. d. S. zurückbleiben mußte, während ich in Sarajevo auf den früher gehaltenen Stab des 13. Armeekorps beschränkt blieb.

Der Generalstabschef des Korps, Oberst Leonidas Popp, erkrankte gleich in der ersten Zeit nach dem Einrücken in Sarajevo; Oberstleutnant Fabini fungierte tatsächlich vom ersten Momente des Zusammenkommens der 2. Armee bis zum Schlusse des ganzen Okkupationsfeldzuges als Generalstabschef.

Was er in dieser Stellung geleistet, welche Arbeits- und Leistungskraft er hiebei bewies, habe ich seinerzeit aus Pflicht zur Kenntnis gebracht. Nur seiner Opferfreudigkeit, seiner durchaus nach allen Richtungen sich kundgebenden Verlässlichkeit danke ich es, daß die so vielfältigen Arbeiten in der Leitung der Armee auf so vielfach getrennten Gefechtsfeldern nirgends eine Störung erlitten, vielmehr das von mir gedachte Eingreifen der verschiedenen Teile zum allgemeinen Ziele harmonisch und ganz glatt bewerkstelligt wurde.

Oberstleutnant Fabini hat sich — ich hebe es mit Freude hervor — große Verdienste erworben; er hat aber auch, was sehr hoch und gleichgewichtig in die Waagschale fällt, den Beweis geliefert, daß er zu hohen Generalstabsverwendungen im Kriege Talent, Wissen und Können, dann Charakter in vollem Maße besitzt. Es sind dies erprobte Eigenschaften, die nicht Viele aufzuweisen vermögen und daher auch eine besondere Berücksichtigung im Interesse des Allerhöchsten Dienstes verdienen dürften.

„Eure Exzellenz hatten die Güte, mir mit dem RRM. Präsidialerlasse Nr. 6931 vom 11. November 1878 zu eröffnen, daß dem Oberstleutnant Fabini über meinen diesbezüglichen Antrag die Befähigung für die außertourliche Beförderung zuerkannt und daß derselbe — sobald es mit den gebotenen Rücksichten vereinbarlich — seinerzeit zur

außertourlichen Beförderung in Vorschlag gebracht werden wird.

Ich stelle nunmehr, nach Verlauf eines ganzen Jahres, und nachdem Oberstleutnant Fabini auch im Range des Generalstabskorps weit vorgerückt ist, die durch meine Pflicht gebotene Bitte: Den Oberstleutnant Fabini bei Gelegenheit des Beförderungsantrages pro November zur Beförderung zum Obersten in denselben aufzunehmen.

Es gehört unzweifelhaft zum Glücke, wenn einem Offizier vor dem Feinde die Gelegenheit geboten wird, Außerordentliches zu leisten. Oberstleutnant Fabini hat sich dieses Glückes in der ausgezeichnetsten Weise würdig gemacht.

Allerdings berücksichtigt das Gesetz die mehr oder minder lange Dienstzeit eines Offiziers bei seinen Ansprüchen auf die Beförderung nicht. Gleichwohl muß ich hervorheben, daß Oberstleutnant Fabini im Generalstabskorps vom Obersten abwärts, den ältesten Offiziersrang inne hat. Er blieb zurück — es ist dies ein Mißgeschick — welches durch seine, im Okkupationsfeldzuge 1878 hervorragend bewiesenen Leistungen wettgemacht werden kann, wenn eben mit Rücksicht auf letztere die außertourliche Beförderung demselben zuerkannt werden wollte.“

Hierauf erwidert das Reichskriegsministerium mit dem Erlasse Präj. Nr. 5466 vom 19. Oktober 1879.

„... Oberstleutnant Fabini hat, wie Eure Excellenz in dem erwähnten Berichte hervorheben, sich während seiner Dienstleistung beim 13. Armeekorps durch außerordentliche Tätigkeit und Leistungsfähigkeit hervorgetan und große Verdienste erworben.

Auch der Chef des Generalstabes hat in seinem diesfälligen, über meine Aufforderung abgegebenen Gutachten die verdienstlichen Leistungen des genannten Stabsoffiziers in vollstem Maße gewürdigt.

Oberstleutnant Fabini wurde für diese seine Leistungen durch die Allergnädigste Verleihung des Ritterkreuzes des Leopoldordens mit der Kriegsdekoration ausgezeichnet und weiters dadurch in außergewöhnlicher Art berücksichtigt, daß

er außer der Rangstour und noch in der Oberstleutnantscharge über besonderen Wunsch Eurer Excellenz von mir zum Generalstabchef des Generalkommandos in Prag Allerhöchsten Ortes beantragt und von Sr. k. u. k. Apostolischen Majestät auch Allernädigst hiezu ernannt wurde, wodurch dieser Stabsoffizier eine weitere und ganz besondere Auszeichnung erfahren hat.

Oberstleutnant Fabini muß in diesen wiederholten Allerhöchsten Gnadenbezeugungen eine ausreichende Würdigung seiner Leistungen finden, daher ich um so weniger in der Lage bin, auf die außertourliche Beförderung desselben bei Sr. Majestät den Antrag zu stellen, als einerseits ein solcher Antrag den Allerhöchsten sanktionierten organischen Bestimmungen für das Heerwesen, betreffend den Generalstab (Punkt X letztes alinea) strikte entgegensteht, andererseits viele dem genannten Stabsoffizier im Range vorgehende Oberstleutnante des Generalstabskorps gleichfalls in mannigfachen Verwendungen sehr hervorragende und ausgezeichnete Leistungen aufzuweisen haben, wengleich dieselben nicht, wie Oberstleutnant Fabini in der glücklichen Lage waren, sich diesfalls vor dem Feinde besonders hervortun zu können — wie Eure Excellenz dies betreffs des erwähnten Stabsoffiziers in dem eingangs erwähnten Berichte so treffend bemerken.

Ich muß hiebei auf den Präj. Erlaß des R. M. vom 11. November v. J. Nr. 6931, dessen Eure Excellenz in dem jüngsten Berichte erwähnen, zurückkommen und hervorheben, daß Oberstleutnant Fabini noch als 16. im Range zur Beförderung steht und daß kaum die Hälfte seiner Vordermänner im bevorstehenden Avancement-Turnus die höhere Charge erreichen werden, daher die außertourliche Borrückung des Oberstleutnant Fabini auch dermalen noch nicht mit den gebotenen Rücksichten und den bestehenden Vorschriften vereinbarlich wäre.

Was schließlich die Bemerkung Eurer Excellenz betrifft, daß Oberstleutnant Fabini im Generalstabskorps vom Obersten abwärts den ältesten Offiziersrang innehat, so trifft selbes wohl zum größten Teile bei den Oberstleutnants zu, doch rangieren 15 Oberste mit einem mitunter be-

deutend älteren Offiziersrang als jener des Oberstleutnant Fabini vor demselben, und ist das Rückbleiben selbst in ersterer Gruppe wie Euer Exzellenz bekannt nur seinem so späten Entschlusse, die Kriegsschule erfolgreich zu frequentieren, zuzuschreiben.“

Wien, am 19. Oktober 1879.

Bylandt e. h., FMSt.

Das Armeeverordnungsblatt Nr. 62 vom 22. Oktober verkündete die vom Kaiser an die Okkupationstruppen verliehenen Ordensdekorationen, nachdem der FM. schon am 19. August nach der Einnahme von Sarajevo mit dem Großkreuz des Leopold-Ordens ausgezeichnet worden war. Oberstleutnant Fabini wurde verliehen das

Ritterkreuz des Leopold-Ordens
mit der Kriegsdekoration.

Der Text des vom Kaiser unterfertigten Ordensdekretes lautete wörtlich: „In gnädigster Anerkennung Deines anlässlich der Operationen in Bosnien im Jahre 1878 bewährten, hervorragenden, tapferen Verhaltens an Seite des 13. Armeekorpskommandanten in den Gefechten bei Kojna am 4., Maglaj am 5., Zepce am 6., Han Belalovac am 16. und bei der Einnahme und Erstürmung von Sarajevo am 19. August 1878 sowie in Würdigung Deiner ausgezeichneten Leistungen als Sous-Chef des Generalstabes, speziell bei dem Entwurfe des Okkupationsplanes, bei Erlassung der Befehle an die getrennt operierenden Kolonnen-Kommandanten, dann beim Kombinieren und Verfassen der Marsch- und Gefechtsdispositionen.“

Bei der offiziellen Vorstellung der Dekorierten mußte der FM. seinen Gehilfen dadurch in besonderer Weise zu ehren, daß er ihm das eigene, seit 30 Jahren getragene und in dem Gefechte bei Heghes erworbene Ordenskreuz an die Brust heftete.

Die „bosnische Korrespondenz“ schrieb hierüber:

Sarajevo, am 28. Oktober 1878.

„Das Eintreffen des Dekorationen-Verordnungsblattes in Sarajevo brachte unter dem

Militär eine eigentümliche freudige Bewegung hervor. Auf Schritt und Tritt wurde gratuliert, wurden Gratulationen entgegengenommen. Die Brust von hunderten unserer tapferen Offiziere hob sich mächtiger, und trotz der anerzogenen Selbstbeherrschung des Soldaten merkte man, wie die Herzen höher schlugen. Zur Rapportstunde drängten sich die Deforirten im Borsale des Armeekommandanten, und truppenkörper- oder korpsweise nahm FML. Baron Philippovic die reglementmäßigen Bedankungen für die Allerhöchst verliehenen Auszeichnungen entgegen, jedem Einzelnen schwungvolle Worte seiner Anerkennung als Feldherr widmend. Die seltenen Momente im Kriegerleben, wo das Gefühl von selbst ununterdrückbar überquillt, wiederholten sich da, wo der Feldherr dem Offizier den höchsten Kriegerlohn spendete. Insbesondere gab es aber einen der ergreifendsten Momente, als FML. Baron Philippovic dem Sous-Chef seines Generalstabes dem Oberstleutnant Fabini, die diesem zuteil gewordene Auszeichnung mit dem Leopoldorden mit der Kriegsdekoration verkündete und gleichzeitig seinen eigenen Orden, den der Feldzeugmeister durch volle 30 Jahre getragen hatte, an die Brust heftete. Die Bedeutung dieses hochherzigen Aktes seitens des Armeekommandanten kann nur ein Kriegerherz würdigen und voll empfinden."

Ueberdies erhielt Fabini kurz darnach für seine verdienstlichen Leistungen in der Zeit vom 5. September bis zum Abschlusse der Operationen die Allerhöchst belobende Anerkennung ausgesprochen.

Die Verleihung des höchsten Ordens, des Militär-Maria-Theresien-Ordens, war statutengemäß an das persönliche Ansuchen um die Verleihung gebunden. Die Angaben mußten die Ordenswürdigkeit nachweisen und durch Zeugen bewahrheitet sein. Das Konzept des Gesuches des FML. Philippovic mit den Originalunterschriften der Zeugen ist hier nachfolgend wiedergegeben.

Spezies facti

„Das 13. Armeekorps und die 18. Infanterie-Truppen-division — von Sr. k. u. k. Apostolischen Majestät zur Okkupation von Bosnien und der Herzegowina bestimmt und unter meinen Befehl gestellt — sammelten sich an den Grenzen der Monarchie unter der allgemein verbreiteten Annahme, jenseits derselben gegen gar keinen oder kaum ins Gewicht fallenden aktiven Widerstand das Gesetz des Friedens und der Ordnung zur Geltung zu bringen.

Wenngleich nun die seit früher bekannten inneren Zustände im Okkupationsgebiet Dispositionen bedingten, durch welche im Vormarsche etwaigen offenen Feindseligkeiten begegnet werden konnte, so wirkte es doch — ich möchte sagen — überraschend und daher für die Korpsleitung erschwerend, als kurz nach dem Grenzübertritt in jeder Marschrichtung der bewaffnete Widerstand der mohammedanischen Bevölkerung blutig zum Ausdruck kam.

In diesem Augenblick, wo die k. k. Truppen nur mehr mit Gewalt ihre Aufgabe erfüllen konnten, war es mir vollkommen klar, daß die zur Okkupation disponibel gestellten Streitkräfte im Hinblick auf die Natur des Schauplatzes, unzulänglich seien. Und diese Gewißheit steigerte sich noch durch den Umstand, daß die einzelnen Kolonnen unter sich in keiner sichernden Verbindung zu bleiben vermochten, während die Insurgenten in dem gebirgigen Zwischenterrain im ungehinderten Verkehr untereinander standen.

Von den Ereignissen am 3. August an sah ich mich daher vor die Alternative gestellt, entweder Allerhöchsten Orts namhafte Verstärkungen zu erbitten und erst nach ihrem Anlangen die Pazifikation Schritt für Schritt durchzuführen — oder die begonnene Vorrückung entschlossen fortzusetzen.

Ich wählte das letztere, vertrauend auf den Wert der Truppen und geleitet von den Erwägungen, zu welchen mich die Nachrichten aus dem insurgierten Lande bestimmten.

Die ersten Mitteilungen aus Bosnien hatten nämlich auf friedliches Verhalten der Bevölkerung hingedeutet, und erst mit Beginn der Okkupation mehrten sich die Nachrichten, daß in Bosnien eine revolutionäre Regierung mit allen

erdenklichen Mitteln den Aufstand gegen jene forcieren. Darnach ließ sich ermessen, daß die Macht der Insurrektion mit jedem Tage, der ihr unbekämpft gegönnt würde, wachsen müsse, — daß der Widerstand bei der Allseitigkeit seiner Basis in kurzem geregelt sein dürfte. Erschien die Bewältigung der Insurrektion gegen eine äußerst kriegerische Bevölkerung in einem Hochgebirgsland bei höchst mangelhaften und unzureichenden Kommunikationen überhaupt sehr schwierig, so mußte sie um so schwerere Opfer und um so mehr Zeit fordern, wenn der Aufstand bei der notorischen Intrigue der Pforte, durch die ihm ihrerseits vielfach gewährte Unterstützung vollends organisiert sein würde.

Diese durch die Ereignisse nur zu sehr bestätigte Voraussicht bewog mich, ohne jedwede Verzögerung allseits die Offensivbewegung fortsetzen zu lassen, obgleich sich manches Argument aufdrängte, vorerst eine Verstärkung der Kolonnen abzuwarten — schon wegen der bis dahin nicht vorherzusehenden Notwendigkeit die Etappenlinien ausgiebiger zu sichern.

Ich erkannte, daß der Entschluß zur unaufhaltsamen Offensive von durchschlagender Tragweite sei. Er durfte nicht mehr rückgängig gemacht werden, sobald die k. k. Truppen in das flüssige Element der Insurrektion und das Hochgebirge eingedrungen waren.

Nach siegreichen Kämpfen überschritt die 6. und 7. Infanterietruppendivision die Gebirgssengen bei Branduk und Rogolje — und schon erschien die Absicht, die Insurrektion gespalten zu haben und deren Kernpunkt rasch in die Gewalt zu bekommen — erreicht. Da trafen in Zenica am 12. August die ungünstigsten Nachrichten von der 20. Infanterietruppendivision ein, welche in der Richtung Samac = Zbornik vorzurücken hatte. Diese Division hatte der unvermutet starken Erhebung der Bevölkerung in den Kämpfen am 9. und 10. August bei D. Tuzla nicht Herr werden können und mußte aus berechtigter Besorgnis, ohne Munition und Verpflegung dem mächtigen Aufstände zu erliegen, auf Gracanica zurückgehen.

In diesem Augenblicke traten mir alle jene Bedenken vor die Seele, welche die Vorrückung mit unzureichenden

Kräften widerraten hatten, um so mehr, als nach der Meldung des 20. Truppendivisionskommandos keineswegs zu erwarten war, daß es bei Gracanica standzuhalten vermögen werde.

Ich erfaßte die Gefahr in ihrem ganzen Umfange und gedachte die Situation zu bessern, indem ich erstens auf die Fortsetzung der Operation in der Richtung Zbornik bis zum Eintreffen von Verstärkungen verzichtete, dagegen zweitens die Sicherung der durch die westlichen Kolonnen erreichten Vorteile vor allem ins Auge faßte.

Es wurden daher gleich noch am 12. August Befehle erlassen, die einen nachhaltigen Widerstand bei Doboj zum direkten Schutze der Etappenlinie im Bosnatale ermöglichen sollten. Das 20. Divisionskommando wurde auf jenes Repli hingewiesen.

Trotz begründetster Besorgnis für die wichtigste Operationslinie im Bosnatale ordnete ich für den 14. August den Weitermarsch gegen Sarajevo an, in der Erwartung, daß sich der Hauptkolonne schon bei Han Kompagnie die Verbindung Travnik—Banjaluka—Gradiška eröffnen mußte.

Als ich jedoch am 15. August in Busovaca mit Teilen der 6. und 7. Truppendivision einrückte, kamen aus Travnik private, jedoch immerhin glaubwürdige Mitteilungen, daß Banjaluka von den Insurgenten überfallen worden und genommen sei. Damit war das Armeekorps im gegenwärtigen Momente einer wichtigen Stütze seiner Operationen beraubt, und nach den Erfahrungen, welche bei D. Tuzla gemacht wurden, war jetzt eine mächtige Erhebung in der Krajina mehr als wahrscheinlich. Dazu trat die Ueberzeugung, daß je weiter der Aufstand im Rücken an Intensität und Kraft gewinne, die Existenz der bereits in die Mitte des Landes vorgebrungenen 6. und 7. Truppendivision in um so gesteigertem Grade wegen unausbleiblichen Störungen im Verpflegungsnachschube bedroht sei. Und dennoch bestand ich auch jetzt auf der Vorrückung und ersuchte dringend das Generalkommando in Agram, mit allen verfügbaren Kräften Banjaluka zu degagieren. Ferner forderte ich vom 20. Truppendivisionskommando eine positive Absicht, die im Zusammenhange mit der eigenen Vorrückung gegen Sarajevo stand. Es war nämlich möglich, daß die im Spreccatal kämpfenden

Insurgenten von der revolutionären Regierung, infolge des siegreichen Vordringens der Hauptkolonne, nach Sarajevo zu Hilfe gerufen würden. Dieser Eventualität sollte das 20. Divisionskommando begegnen, indem es unausgesetzte Fühlung mit den gegenüberstehenden Insurgenten zu halten und ihnen im Falle des Rückzuges angriffsweise zu folgen hätte.

Noch war also nichts geschehen, was unseren Waffen die Initiative hätte abringen können.

Als aber das Korpskommando am 17. August durch Kiseljak vorrückte und die Hälfte der Hauptkolonne im harten Kampf bei Bisoka stand, traf aus Doboj der erschütternde Bericht ein, daß daselbst den ganzen 16. August gekämpft wurde und daß das 20. Truppendivisionskommando den Rückzug auf das linke Bosnaufer, eventuell nach Kotorzko, im Auge habe und das Korpskommando hierauf aufmerksam mache. Diese Nachricht konnte bei der Form der Meldung und bei den in jener Richtung vorausgegangenen Ereignissen nur im schlimmsten Sinne aufgefaßt werden. Jedenfalls war die Etappenlinie von Brod durch die Räumung des rechten Bosnaufers dauernd gefährdet, wenn nicht auch schon unterbrochen.

Das Korpskommando stand einer selten ernstesten Sachlage gegenüber. Beide Nachschublinien, wie es schien, in der Gewalt des Gegners; auf der Vorrückungsfront ein heftiges Gefecht inmitten eines insurgierten Landes ohne Transversalverbindungen. Denn noch war es der 18. Truppendivision selbständig nicht gelungen, über Mostar vorzürücken und voraussichtlich würde sie dies mit der Unterbrechung der eigenen Nachschublinie, wie das Gefecht bei Stolac beweist, bezahlt haben.

Wer könnte gegen das Korpskommando auch nur den leisesten Vorwurf erheben, wenn es unter den dargelegten Umständen im Vormarsch eingehalten hätte, wenn es zurückgegangen wäre, um eventuell alle Kräfte auf der Broder oder U. Gradiskaner Operationslinie zu vereinigen? War es denn verbürgt, daß sich der Widerstand bei Sarajevo bezwingen ließ, wo die Bevölkerung einer Stadt die Insurgenten unberechenbar verstärken konnte?

Von dem Entschlusse des Korpskommandos hing nicht allein der militärische Erfolg ab, es stand wichtigeres am Spiel: das politische Prestige unseres Vaterlandes. Kam in die Operation eine dauernde Stockung, dann mußten sich alle jene Gegensätze verschärfen, welche die Okkupation im In- und Auslande erzeugt hatte. Die Waffenehre hatte eine empfindliche Einbuße erlitten. Welchen Eindruck mußte es machen, wenn den Nachrichten aus dem Spreccatale jene von dem Abbruche der Offensive bei der Hauptkolonne auf dem Fuße gefolgt wäre?

Diese und ähnliche Beweggründe halfen mir über die Eindrücke der Nachrichten von Banjaluka und Doboj hinweg und bestärkten mich im getreuen Festhalten an der ursprünglichen Idee.

Die rasch folgende Einnahme von Sarajevo zeigte in ihrer Wirkung, daß der Kern der Insurrektion trotz des fortgesetzten Widerstandes im Tuzlaer, Bihacer und Banjalukaer Kreise durch die Offensive der Hauptkolonne gebrochen war.

Unmittelbar vor und nach der Einnahme von Sarajevo am 19. August trafen im Korpshauptquartier beruhigende Meldungen ein, daß in Banjaluka durch rechtzeitige Zudisponierung von Verstärkungen der feindliche Anschlag siegreich abgewehrt wurde, und daß die 20. Truppendivision bei Doboj alle Angriffe des Gegners am 16. August zurückgewiesen, mithin auf dem rechten Bosnaufer sich standhaft behauptet habe.

Auf die weiter einlaufenden Nachrichten, daß aus dem oberen Verbastale von G. Bakuf über Travnik, aus dem Meretbatale über Konjica und Kalinovit=Dobropolje bedeutende Insurgentenmassen im Andringen begriffen wären, konnte diesem durch Entsendung von kleinen Kolonnen aus Sarajevo leicht begegnet werden. Die Haufen verschwanden sofort. Andererseits hatten sich aus dem südöstlichen Teile des Kreises Sarajevo durch Zuzüge aus dem Sandschakat Nowibazar tatsächlich stärkere Insurgentenscharen gesammelt, welche durch eingeleitete Expeditionen einmal unter Kommando des Generalmajors von Kopfinger, dann unter der Leitung des FMt. Tegethoff, der ein geschickt geführtes

kleineres Gefecht bei Mokro bestand, auseinandergesagt wurden.

Ueberhaupt erwies sich die Einnahme von Travnik und hauptsächlich jene von Sarajevo als außerordentlich folgenreicher. Beide ermöglichten den ungehinderten Aufmarsch der nachgesendeten Verstärkungen und ich konnte nach Eintreffen dieser über Allerhöchste Ermächtigung den Operationsplan von der gewonnenen Basis der inneren Linie leicht und sicher treffen. Die feindlichen Kräfte waren, von divergierenden Richtungen ausgehend, ohne Verbindung. Indem ich das 3. Armeekorps von Doboij, das 4. Armeekorps von Samac gegen das nordöstliche Aufstandszentrum D. Tuzla, respektive ins Sprecatal dirigierte, war es mir unter beschleunigter Heranziehung der ersten Infanterietruppendivision unschwer geworden, die aus dem Sandschakat Nowibazar vorrückenden Insurgenten, welche in korrekter Beurteilung der Situation die Verbindung mit Zbornik und Tuzla sowie die Sicherung des Rückzuges aus diesen Orten anstrebten, zu zersprengen. Dies letztere fand seinen ekklatanten Ausdruck in dem schönen Gefechte bei Senkovic-Bandin—Odzak am 21. September. Während die Insurgenten hier aufs Haupt geschlagen sich nach allen Richtungen zerstreuten, kann wohl als natürliche Konsequenz derselben Einwirkung das fast spurlose Verschwinden der Aufständischen im Sprecatal und die nahezu widerstandslose Besetzung des ganzen Tuzlaer und Zborniker Kreises durch das 3. und 4. Armeekorps angesehen werden. Den Insurgenten stand nämlich zur Zeit die telegraphische Verbindung zwischen Blasenica, Zbornik und Tuzla noch zu Gebote.

Aus dem bemerkten Vorteil der inneren Linie Banjaluka—Travnik—Sarajevo kraftschöpfend, konnte auf dem westlichen Teile des Kriegsschauplatzes die Insurgentenlinie Bihać—Kljuc—Livno zuerst durch Forcierung von Kljuc in der Mitte getrennt, dann zum Angriff ihrer Endpunkte Bihać und Livno geschritten werden, wodurch der ganze Aufstand niedergeworfen und das Land in den vollständigen Besitz der kaiserlichen Truppen gebracht wurde.

In dem konsequenten Verharren bei dem richtigen Grundgedanken der Hauptoperation, trotz Einwirkungen,

welche sich von dem Sabeübergang mit jedem Tage schwerwiegender gestalteten; In dem Umstande, daß ein zeitliches Aufgeben der Offensive nicht den geringsten Vorwurf involviert hätte — hierin finden sich Entschlüsse und Handlungen, welche in Anbetracht der Größe des Erfolges und ihrer Wichtigkeit und Bedeutung für den Glanz der österreichischen Waffen den Anspruch auf die Aufnahme in den Maria-Theresien-Orden begründen dürften.“

Sarajevo, am 20. Oktober 1878.

Karl von Tegethoff,
Feldmarschalleutnant und Kommandant der
6. Infanterietruppendivision
als Zeuge

Eugen Koppinger von Trebbienau,
Generalmajor
als Zeuge

Georg Lebnaic,
Oberst und Kommandant der 2. Gebirgsbrigade
der 6. Infanterietruppendivision
als Zeuge

Karl Holz Edler von Nattersheim,
Oberst, Kommandant des Linien-Infanterieregiments
Nr. 52 und gleichzeitig Interims-Kommandant
der 1. Gebirgsbrigade der
6. Infanterietruppendivision
als Zeuge

Emmerich Raiffel,
Generalmajor,
Kommandant der 20. Infanterietruppendivision
als Zeuge

Heinrich Freiherr von Pittel,
Oberst und Kommandant des Linieninfanterieregiments
Nr. 38
als Zeuge

Leonidas Popp,
I. I. Oberst im Generalstabe
als Zeuge

Ludwig Fabini,
Oberstleutnant im Generalstabskorps
als Zeuge

Zusatz des FZM. Herzog Wilhelm von Württemberg:

„Se Excellenz der Kommandant der 2. Armee, FZM. Josef Freiherr von Philippovic hat mir gestattet, nachträglich von den Species facti Einsicht zu nehmen, welches derselbe zur Erlangung der Aufnahme in den Militär-Maria-Theresien-Orden eingereicht hat und mir gleichzeitig erlaubt, demselben auch meine Zeugenschaft beizufügen.

Die strategische Anlage der Gesamtoperation, wie sie vor dem Ueberschreiten der Save von dem damaligen Kommandanten den 13. U. K. festgestellt und bekanntgegeben wurde, war eine so vorzügliche, daß sie den Erfolg unter allen Umständen verbürgte.

Als Kommandant der rechten Seitenkolonne war ich zwar nicht selbst Augenzeuge der Ausführung der taktischen Dispositionen bei der Hauptkolonne, deren musterhafte Anlage so wesentlich zum Gesamterfolge beitrug, bin aber um so mehr imstande, den hohen Wert und die Kühnheit des Entschlusses, selbst beim Eintritt kritischer Momente von den ursprünglichen strategischen Dispositionen nicht abzuweichen, ermassen zu können, als mir bekannt ist, daß der Oberkommandant denselben erfaßte, ohne von den günstigen Vorgängen bei der von mir befehligten Seitenkolonne in Kenntnis zu sein, da die telegraphische Verbindung zwischen der Haupt- und rechten Seitenkolonne zu der Zeit noch nicht hergestellt war und eine andere sich der Entfernung und Wegelosigkeit halber nicht herstellen ließ.

Ich bestätige daher die von Sr. Excellenz überreichten Species facti vollinhaltlich.

Sarajevo, am 31. Oktober 1878.

Wilhelm Herzog von Württemberg m. p.
Feldzeugmeister.“

Diese Tatbeschreibung gibt in kurzer, prägnanter Zusammenfassung einen Ueberblick der Verdienste der obersten Führung und der glücklichen Ueberwindung der wiederholten Operationskrisen. FZM. Freiherr von Philippovic wurde mit dem Kommandeurkreuze, die FZMt. Giovanovic und Graf Szapary mit dem Ritterkreuze des Militär-Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet.

Am 18. November ordnete eine Allerhöchste Entschlieſung des Kaisers die Auflösung des 2. Armeekommandos und die Demobilisierung der höheren Kommanden, der Truppen und Anstalten an. Im Lande verblieben indessen auf erhöhtem Friedensstande noch 5 Divisionen (1., 4., 7., 13., 18.), in Kroatien und Slawonien zwei (20. und 36.).

Am 1. Dezember erließ der F. Z. M. nachstehenden Abschiedsbefehl:

Armeekommando-Befehl Nr. 66.

Sarajevo, am 1. Dezember 1878.

Präf. 520

Mit Allerhöchster Entschlieſung Sr. k. u. k. Apostolischen Majestät vom 18. November wurde die Auflösung des 2. Armeekommandos und damit gleichzeitig meine Enthebung von diesem Posten und meine Rückversetzung nach Prag Allergnädigst angeordnet.

Ich übergebe das Kommando der in Bosnien und der Herzegowina rückbleibenden Truppen der bisherigen 2. Armee an Se. königl. Hoheit den zum Kommandierenden General in diesen Ländern ernannten Herrn Feldzeugmeister Wilhelm Herzog von Württemberg und trete die Reise auf meinen neuen Dienstposten an.

Es drängt mich, beim Scheiden allen Herren Generalen, Stabs- und Oberoffizieren, dann den Herren Militärbeamten und den Soldaten aller Grade und Branchen der bisherigen 2. Armee die vollste Anerkennung für die unter den schwierigsten Verhältnissen bewährte Pflichttreue, Tapferkeit und Beharrlichkeit in den Gefechten, Ausdauer und Selbsterleugnung in Ertragung ungewöhnlicher Strapazen, Ruhe und Seelengröße in der Behandlung und im Auftreten gegen eine verirrte Bevölkerung, welche sich mit aufgestachelter Leidenschaft wider uns erhob — nochmals auszusprechen.

Die k. k. 2. Armee bewies im Feldzuge 1878 alle jene hohen kriegerischen Tugenden, welche unseren Ruf, unser Ansehen in der Welt von jeher begründeten und ausmachten.

Soldaten! Habet hiefür den vollen herzlichen Dank Eures Armeekommandanten, Eures Führers!

Die Erinnerung an unsere Erfolge, ja an glänzende Taten, welche von Sr. k. u. k. Apostolischen Majestät in wiederholten Allerhöchsten Befehlsschreiben anerkannt wurden, hat unser Soldatengefühl gehoben und veredelt. Bewahret es, pfleget es auch weiter!

Schon ist ein neuer Jahresersatz auf dem Marsche zu den verschiedenen Regimentern und Truppen aller Art. Die älteren Jahrgänge werden nach treu und schön erfüllter Pflicht an ihren Herd zurückkehren. Mögen diese letzteren im Vaterlande, welches die schon früher heimgekehrten Waffengenossen mit enthusiastischer Liebe empfangen — und gewiß auch ihnen in gleicher Weise entgegenkommen wird, den ererbten und gefestigten Geist der Liebe zum Allerhöchsten Throne, den Stolz der kaiserlichen Waffen weiter verbreiten und hochhalten.

Mögen die Zurückbleibenden den neu Eintretenden in kameradschaftlicher Zuneigung begegnen und jenen Grad des Pflichtgefühles, der Berufstreue und der Selbstverleugnung auf sie übertragen, welcher sie selbst beehrte, sie so sehr ehrte und zu den bisherigen Erfolgen führte!

Möge dieser Geist, mögen diese kriegerischen Tugenden fort lebendig erhalten werden, um — wenn der Ruf des obersten Kriegsherrn uns zu neuen Taten rufen sollte — durch neue Erfolge, neue Lorbeeren gekrönt zu werden.

Daß dem so sei, daß es so bleibe und komme — ist der innigste Wunsch, ist der herzlichste Gruß Eures scheidenden Armeekommandanten.

Philippovic e. h., FZM.

*

Am 2. Dezember übergab Philippovic die Dienstgeschäfte an den zum Kommandierenden Generalen in Bosnien und der Herzegowina ernannten FZM. Wilhelm Herzog von Württemberg, verließ auf dem Wege über Mostar—Cattaro in einem Triumphzuge den Schauplatz seiner erfolgreichen Tätigkeit und begab sich auf seinen, ihm vorbehalten gebliebenen früheren Dienstposten in Prag. In Sarajevo bildeten die Truppen Spalier; die berittenen Offiziere gaben dem scheidenden Führer bis zum Barackenlager außerhalb

der Stadt das Geleite. In Prag bereiteten die Garnison und die Bevölkerung dem ruhmreichen Heerführer einen glanzvollen Einzug.

*

Zu Beginn des Jahres 1879 trat zur Verwertung der während der Mobilisierung und während des Okkupationsfeldzuges gemachten Erfahrungen in Wien eine Kommission unter dem Vorsitze des Generalinspektors des Heeres, Feldmarschall Erzherzog Albrecht, zusammen, an der nebst Kriegsminister und Chef des Generalstabes FZM. Philippovic, FMlt. Bienerth und Tegetthof, die militärischen General-Fachinspektoren und fallweise Fachorgane des Reichskriegsministeriums endlich Oberstleutnant Sabini als Gehilfe des ehemaligen Korps- und Armeekommandanten durch mehrere Wochen vollauf beteiligt waren.

*

Im gleichen Jahre veröffentlichte die Abteilung für Kriegsgeschichte des Generalstabes das offizielle Generalstabswerk über die Okkupation Bosniens und der Herzegowina. Es war natürlich, daß aus verschiedenen Gründen diese Publikation keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit in allen Details erheben konnte, aber auch mancherlei zu verschweigen genötigt war. Auf das dem verdienstvollen Armeeführer vom Generalstabe gewidmete Ehrenexemplar dankte der FZM. mit einem überaus warmen Hinweis auf das hervorragende Wirken der an der Okkupation beteiligt gewesenen Offiziere des Generalstabes.

FZM. Philippovic an den Chef des Generalstabes
FMlt. Frh. von Schönfeld

Präs. 314 vom 22. Mai 1880.

„Mit der sehr geehrten Zuschrift vom 14. d. M. Nr. 509 ref. ist mir auch ein Exemplar des Werkes „Die Okkupation Bosniens und der Herzegowina“ zugekommen.

Ich sage Euer Excellenz für diese mir erwiesene, ebenso freundschaftliche als gütige Aufmerksamkeit meinen wärmsten und verbindlichsten Dank — indem ich zugleich die volle

Ueberzeugung ausspreche, daß die an dem Okkupationsfeldzuge teilgehabten Truppen für das geschaffene literarische Denkmal ihrer Taten dem Generalstabe die gleichen Empfindungen entgegenbringen werden.

Der Führer ist hiedurch reichlichst belohnt!

Ob schon der Generalstab nicht anders konnte — weil sich die eigene Leistung der Besprechung entzieht — so muß gleichwohl ich als Führer, aus Pflicht wie aus Erkenntlichkeit, die Verdienste eines dritten Faktors betonen und hoch erheben — eines Faktors, der durch Opferwilligkeit, Selbstlosigkeit, vollste Hingebung und nicht minder durch hohe Begabung und Verständnis der Sache sich hervorragend gezeigt und erwiesen hat.

Dieser dritte Faktor sind die ausgezeichneten Offiziere des Generalstabes, welche mir in allen Wechselfällen, in allen Beschwerlichkeiten als echte Soldaten ihres Kaisers und Herrn, als treue Freunde zur Seite gestanden sind.

Mit gerührtem Herzen muß ich dieser edlen Offiziere gedenken, welche bei den ungünstigsten Witterungsverhältnissen, während der Nächte unter den von Sturm und Regen zerfetzten Zelten bei mattem Kerzenlichte die vielfältigen Dispositionen, Direktiven und Verfügungen — deren Zahl sich infolge der getrennten Gefechtsfelder der einzelnen Kolonnen, getrennt nicht allein dem Raume nach, sondern auch durch unwirtbare, nicht zu betretende Gebirge, ungewöhnlich vermehrte — auszufertigen, die so schwierige Verpflegung bei unzureichenden Transportmitteln zu regeln und zu besorgen hatten, während am Tage auf wegelosem Gelände der Marsch geleitet und Kämpfe durchgeführt werden mußten.

Bemerkenswert für jeden Kriegskundigen wird das Moment ins Auge fallen, daß auch nicht das geringste Mißverständnis zutage getreten, nicht ein Befehl vergessen oder zu spät gekommen, nicht ein Verpflegsstaffel zu spät abgelassen, die Verpflegung nie auch nur für einen Tag im Rückstande blieb.

Fürwahr ein Verdienst, das nicht allein ich mit freudigem Gefühle ungeschmälert würdige, sondern die ganze Armee dankend anerkannt hat und noch immer anerkennt.

In diesem Sinne nenne ich speziell: den Obersten Leonidas Popp, welcher von Brod bis Sarajevo als Generalstabschef fungierte, ferner den Oberstleutnant Ludwig Fabini, welcher bis Sarajevo als zweiter Stabsoffizier eingeteilt, sodann, in Erkrankung des Obersten Popp, während der ganzen Dauer der Operationen der 2. Armee mit vollster Beherrschung und außerordentlicher Verlässlichkeit den Resort des Generalstabschefs besorgte, — weiters den gegenwärtigen Major Heinrich Daublebsky von Sterneck, welcher die Leitung der Verpflegung übernahm und bei ganz enormen Schwierigkeiten bewältigte.

Das Gefühl der Gerechtigkeit bestimmt mich, den vorgeannten Offizieren auch den Obersten Eugen Albori anzureihen, welcher — wenn auch nicht in meiner unmittelbaren Nähe, so doch auf einem getrennten Gefechtsfelde — in seiner Eigenschaft als Generalstabschef Verdienstliches, ja Ausgezeichnetes geleistet hat.

Ich ergreife diesen Anlaß, dem k. k. Generalstabe meine aufrichtigste Beglückwünschung zu der so brillanten Erprobung vieler Offiziere des Korps zu wiederholen in der sicheren Zuversicht, daß eine in entrücktere Zeitperiode fallende Betrachtung der Okkupationsgeschichte diese ausgezeichneten Männer mit jener Anerkennung bedenken wird, die ihnen von Rechts wegen gebührt.“

*

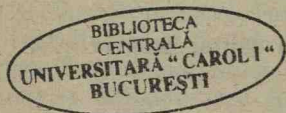
Nach Abschluß der vielfachen mit der vorausgegangenen Kampagne im Zusammenhange gestandenen Arbeiten beginnt nun für Fabini eine Periode fruchtbarer und segensreicher Friedensarbeit. Auch hier ist er wie selten einer in seinem Elemente. Sein von unerschütterlichem Vertrauen getragenes Verhältnis zu seinem hohen Chef, seine reiche Erfahrung im Truppen- und Generalstabsdienste im Frieden und Krieg, die genaue Kenntnis des Pulschlagendes der Truppe mit ihren Leiden und Freuden, sein klarer Blick mit gereiftem sicherem Urteil, vornehmster Takt und dabei edelste Herzensgüte befähigten ihn wie nur wenige für diesen Dienstposten.

Inhalt

	Seite
Zum Geleit	3
Vorwort	5
Das Geschlecht der Fabini	7
Joseph Fabini 1794—1877	13
Theodor Fabini 1827—1849	
Vorwort	41
Einleitung. Brief von Bischof Müller an Josef Haltrich	43
Bisher nicht veröffentlichte Einleitung zur Abhandlung über Theodor Fabini	44
Theodor Fabini	55
Fabinis Did. Gedicht von Viktor Kästner	103
Ludwig Fabini 1830—1906	
Vorwort	107
Ludwig Fabini, Vaterhaus und Schulzeit	109
Revolutionszeit 1848/49. Eintritt in die k. k. Armee	114
Die Friedensjahre 1850—59. Der Feldzug 1859 gegen Italien und Frankreich	119
Tagebuch	142
Die Friedensperiode von 1859—1866	168
Der Feldzug in Böhmen 1866	174
1866—1878 Truppendienst, Kriegsschule, Generalstab	182
Die Okkupation von Bosnien und der Herzegowina 1878	191
Korpsgeneralstabschef, Brigadier, Divisionär 1877—94	197
Präsident der Kommission zur Beurteilung der Stabsoffi- ziersaspiranten, Inspektor der Korpsoffiziersschulen und der Armeeschießschule 1894—1897	207
Korpskommandant in Kaschau und Prag 1897—1904	214
F. M. Fabinis Berufung auf den Posten des Reichs- kriegsministers	224
Persönliche Beziehungen	228
Josef Freiherr v. Philippovic	229
G. d. K. Ludwig Prinz zu Windisch = Graetz	239

Inhalt

	Seite
Fabini's Beziehungen zur Heimat	243
Ruhestand und Tod 1904—1906	253
Appel und Fabini	265
Anhang:	
1. Fabini (Gedicht)	268
2. Armeebefehl Nr. 18 (1865)	269
3. Brigadefehl ad op. 268 (1865)	272
4. Die österr.-ung.-rum. Grenzregulierung 1874—1890	273
<hr/>	
Die Okkupation Bosniens und der Herzegowina 1878 .	283



Druckfehlerberichtigung

- Seite 15 6. Zeile von oben: comunitatis statt omunitatis
 „ 15 13. „ „ „ : possumus statt passumus
 „ 16 14. „ „ „ : wurden statt wurde
 „ 30 11. „ von unten: Juli statt August
 „ 125—128, 142—166: Die Briefe vom 10./III., 11./IX., 4./X., 24./XI. und das
 Tagebuch gehören in den Anhang
 „ 149 9. Zeile von oben: erhöre statt erhören
 „ 178 8. „ „ unten: Lisiere statt Lijere
 „ 192 5. Zeile von oben: ist einschalten nach es
 „ 192 10. „ „ „ : dem statt den
 „ 196 15. „ „ unten: Baron Benko statt Kallay
 „ 197 14. „ „ oben: Fachreferenten statt -referenzen
 „ 198 Fußnote 8. Zeile von unten: Sakjic statt Sakjic
 „ 204 5. Zeile von oben: eine Armee statt ein Korps
 „ 204 8. „ „ unten: des Ordens der Krone statt des Sternes
 „ 207 6. „ „ oben: Merta statt Marta
 „ 239 17. „ „ „ : ritterlicher statt ritterischer
 „ 245 8. „ „ unten: H. C. nach A. C. a. einschalten
 „ 292 13. „ „ oben: bezw. in Dalmatien nach Save einschalten
 „ 302 7. „ „ unten: wurden nach Heereskörper einschalten

